
Jahrbuch
des Freien
Deutschen
Hochstifts
1908









Goethebüste
von Chr. D. Rauch.

Jahrbuch

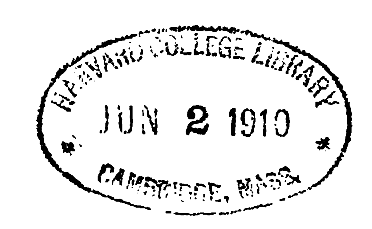
des

Freien Deutschen Hochstifts.

1908.



Frankfurt am Main.
Druck von Gebrüder Knauer.


HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUN 2 1910
CAMBRIDGE, MASS.

Inhalt.

Seite

I. Aus den Lehrgängen:

Wilhelm Windelband: Die Wandlung des deutschen Geistes im neunzehnten Jahrhundert 3

Karl Hampe: Kaiser Friedrich II. 27

Alexander Brückner: Rußlands geistige Entwickelung im Spiegel seiner schönen Literatur 46

Arthur Drews: Eduard von Hartmann 60

Karl Schwarzschild: Über „die Fixsterne“ 69

Friedrich Panzer: Richard Wagner 81

II. Festvorträge:

Julius Goldstein: Schillers Lebensproblem 99

Alfred Biese: Goethe und seine Mutter 106

III. Aus den Fachabteilungen:

Hermann Dechent: Johann Valentin Andreae, ein sozialer Prophet des 17. Jahrhunderts 137

Carl Gebhardt: Italiänische Einflüsse in der deutschen Malerei des 15. Jahrhunderts 164

Wilhelm Hanauer: Kommunale Säuglingsfürsorge . . . 171

Karl Bräuer: Zur Methode preisgeschichtlicher Forschung . 180

Elisabeth Mentzel: Auf Goethes Spuren in Malcesine . . 194

Otto Becker: Fürsorgemaßnahmen für mittellose Wanderer 224

IV. Aus dem Goethemuseum:

Otto Heuer: Eine verschollene Goethebüste Rauchs . . 235

George von Hartmann: Führer durch die Bibliothek des Goethemuseums 238

Otto Heuer: Eine unbekannte Ossianübersetzung Goethes . 261

Robert Hering: Aus dem Deutschen Hause zu Wetzlar . . 274

Seite

V. **Jahresbericht** 305

VI. **Register** 345

Abbildungen:

Goethebüste von Chr. D. Rauch.

Katharina Elisabeth Goethe. Tuschzeichnung von V. Schertle.

Johann Valentin Andreae.

Goethe in Malcesine von Frau Hedwig Hausmann-Hoppe.

Facsimile des Briefes Goethes an Herder vom September 1771 (mit der Ossian-Übersetzung).

Wetzlar um 1800 von Friedr. Chr. Reinermann.

I.

Aus den Lehrgängen.



Die Wandlung des deutschen Geistes im neunzehnten Jahrhundert.

Von Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Windelband
in Heidelberg.

I. Das ästhetisch-philosophische Bildungssystem.

Unsere Tage sind erfüllt von dem Neuerwachen der geistigen Mächte, die vor einem Jahrhundert herrschten. In Dichtung und Kunst redet alle Welt von der neuen Romantik, und in der Philosophie ist aus der Rückkehr zu Kant schon eine solche zu Fichte, Schelling und Hegel geworden. Und, was alledem als das Innerste zugrunde liegt, uns umfängt wieder gesteigertes Personenleben, das an dem Vorbilde sich heraufwachsen möchte. Allein wir können dies Vorbild nicht nachbilden, und wir wollen es nicht. Wir dürfen nicht Kantianer sein im Sinne einer dogmatischen Bindung an die Gesamtheit der Lehren Kants; wir dürfen auch nicht Fichte, Schelling und Hegel so wiederholen, als ob wir ihre Dialektik mit allen Besonderheiten wieder ins Leben rufen wollten. Und noch mehr gilt das von Dichtung und Kunst. Sie, die in viel unmittelbarerer Berührung mit dem Leben stehen, müssen den eignen Inhalt in die alten Formen gießen.

Wir können das Alte nicht unverändert aufnehmen, denn wir selbst sind andere geworden. Ein Jahrhundert liegt dazwischen von reicher Lebendigkeit, von tiefgreifenden Geschicken. Ein unsagbarer Reichtum von Erlebnissen drängt in aller Kunst, in Musik, Dichtung und bildender Kunst zur Gestaltung. Die Philosophie aber hat den großen Errungen-

schaften gerecht zu werden, die in Natur- und Kulturforschung erworben sind. Durch beides, durch Leben und Wissen, sind wir andere geworden. Wie wir das geworden sind, das soll hier behandelt werden.

Der Historiker des geistigen Lebens kann das wagen, weil die Theorien, die ihn beschäftigen, der Spiegel des Lebens sind, weil in ihnen zu einfacherer Gestalt abgeklärt ist, was mit bunten, sich kreuzenden und sich verdunkelnden Formen im Leben streitet. Das ist die Aufgabe der Philosophie, das Selbstbewußtsein des in der Entwicklung begriffenen Kulturlebens zu sein. Daher steckt ihre Bedeutsamkeit nicht in den vergänglichen Formeln der Begriffe, sondern in den Lebensinhalten, die darin ihre Klärung suchen. So sollen auch hier bei dem Blick auf den Gang des neunzehnten Jahrhunderts die Theorien als der Niederschlag des Lebens betrachtet werden. Das ist um so mehr erlaubt, als es eine der Kernfragen dieser Entwicklung selbst ist, was den Lebenswert der Theorie ausmacht. Gerade für die deutsche Geschichte ist der Wechsel in der Wertschätzung des Intellektuellen der charakteristische Zug. Zwischen Überschätzung und Unterschätzung der Theorie sind wir hin und her gependelt, und die rechte Mitte zu finden, ist noch heute unser Problem.

Lenken wir, diese Wandlungen zu verstehen, unsern Blick um hundert Jahre zurück, so sehen wir mit Beschämung, wie schlicht und einfach sich gegenüber dem heutigen Getreibe das Bild des Lebens darstellt und wie unendlich reich dabei der innere Gehalt dieser Epoche war. Im bescheidensten Außenleben hat sich die größte Epoche der deutschen Kulturgeschichte abgespielt. Das ist ein nicht oft und nicht stark genug zu betonender Zug unserer Geschichte, eine eindrucksvolle Gegeninstanz zugleich gegen alle Versuche, historische Prozesse aus allgemeinen Gesetzen zu erklären. Die Kultur, die sonst am Baume der Macht wächst, war bei uns der Nährboden, aus dem die überraschende Lebenskraft der Nation nach außen gewachsen ist.

Das Charakteristische dabei ist der Mangel des öffentlichen Lebens. Es sind die bekannten Züge der Zeit: die Kleinstaaterei der historischen Zufälligkeiten, worin die Untertanen kein inneres Verhältnis zur öffentlichen Macht hatten,

von ihr nur verlangten, Leben und Eigentum geschützt zu sehen und im übrigen in Frieden gelassen zu werden. Das haben Wilhelm von Humboldt und Fichte mit scharfem Urteil geschildert. Und doch gab es damals nach dem Unheil des Dreißigjährigen Krieges schon eine gewisse wirtschaftliche Erholung und soziale Wiedergeburt, — aber freilich noch nicht so, daß das äußere Leben ein inneres Interesse für sich hätte in Anspruch nehmen dürfen. Sicherung und Behagen des Lebens waren nur gerade so weit gediehen, daß in der Oberschicht des Bürgertums und des Adels die Lebenskräfte vom Zwange der Not frei wurden: und ihre Tätigkeit, die am öffentlichen Leben keinen Gegenstand hatte, wendete sich mit ihrer ganzen Intensität nach innen. Es war die Zeit der Beschäftigung des Menschen mit sich selbst und seinen geistigen Interessen. Dichtung und Philosophie in einer konvergierenden Gemeinsamkeit brachten in Deutschland das zur Vollendung, was die geistige Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts in England und Frankreich begonnen hatte. So erwuchs das ästhetisch-philosophische Bildungssystem. Es war ein mächtiges Leben geistiger Freiheit, die mit der Klarheit und Sicherheit umfassender Eigenarbeit die ganze Gedankenwelt der historischen Menschheit in sich zu leuchtender Einheit zusammengefaßt hat.

Wir haben hier nur die Momente herauszuheben, deren Gegensatz den Wandel von innen heraus bedingt hat. Jene Beschäftigung des Menschen mit sich selbst richtete sich einerseits auf die Menschheit und andererseits auf das Individuum. Für die Zwischengebilde, eben die des öffentlichen Lebens, fehlten Sinn, Interesse und Verständnis. Nur das Allgemeinste und das Besonderste schien Lebenswert zu haben. Aber das gesteigerte Interesse hing deshalb an dem Individuum und seiner inneren Lebensentfaltung, während dem Ganzen, der Gattung, eine freie rein intellektuelle Betrachtung aus der Distanz zugewendet wurde.

Von hier aus übersehen wir die Richtungen des Systems und die Art ihrer Verknüpfung. Die großen Neuleistungen um das Jahr 1800 setzen die beiden Strömungen des abgelaufenen Zeitalters voraus. Wir nennen dies das Zeitalter der Aufklärung nach der Oberströmung, die es be-

herrschte. Das war die Verstandesbildung, die an der Naturforschung großgezogen und philosophisch ausgeweitet war, gerichtet auf die Erkenntnis der ewigen Gesetzmäßigkeit aller Dinge, die strenge Notwendigkeit alles Geschehens, die immer gleichen Zusammenhänge der Natur. Ihnen auch das Menschenleben einzuordnen, war die Arbeit der aufklärenden Wissenschaft. Darum galt ihr das Natürliche auch als das Vernünftige, die Gesetze des Seins als die des Werts. Mit solcher Erkenntnis das Leben bis auf den letzten Rest zu durchdringen, alles zu begreifen und zu beweisen, das war das Ideal des Rationalismus.

Daneben aber und dagegen die Unterströmung. Das Besonderste, vor allem der einzelne Mensch, läßt sich nicht in das Allgemeine auflösen, es bleibt ein Rest des Eigensten, vor dem der begreifende Verstand aufhört, weil es nur zu erleben, zu fühlen ist. Und so erscheint dieser irrationale Rest auch gerade in seiner Freiheit, in seiner Unbegreiflichkeit, als das Natürliche im Gegensatz zu dem aus der allgemeinen Regel Abzuleitenden. Beide Richtungen — Irrationalismus und Rationalismus — nehmen die Natürlichkeit als ihr Ideal in Anspruch. So steht Rousseau neben Voltaire, so in Deutschland Sturm und Drang gegen regelrechte Dichtung und seichte Popular-Philosophie.

Die große Entwicklung des ästhetisch-philosophischen Bildungssystems hat die Vereinigung dieser Gegensätze vollzogen. Sie lag keimartig schon in der Leibnizschen Monadologie, und auf sie hatten sich beide Richtungen berufen können. Nun aber, nachdem sie auseinandergetreten waren, fanden sie ihre höhere Vereinigung in der klassischen Zeit. Die klassische Philosophie führte dazu durch die genaueste Sonderung, die klassische Dichtung durch die innigste Versöhnung. Das ist das Verhältnis von Kant zu Goethe.

Man kann die Aufgabe der kritischen Philosophie in die Formel fassen, genau den Punkt zu bezeichnen, wo das rational Begreifliche aufhört und das Recht des Irrationalen beginnt. Das ist der letzte Sinn der Lehre vom Ding an sich. In der Erkenntnis ist die Form der Naturgesetzlichkeit das unbestreitbare Gebiet des Rationalen. Irrational aber bleibt der Inhalt der Erfahrung, die Spezifikation der Natur-

gesetze, die zweckvolle Lebendigkeit der einzelnen Gestalten. Unser sittliches Leben ist rational in der Unterwerfung der Gesinnung unter die Maximen als die für alle vernünftigen Wesen geltenden Gesetze: aber das Irrationale bleibt die besondere Persönlichkeit in ihrer überempirischen Freiheit und ihrem exemplarischen Eigenwert.

So gestaltete sich die Verknüpfung des Rationalen und des Irrationalen durch ihre Scheidung im Begriffe der Philosophie: und dagegen nun die volle Versöhnung im Bilde der Dichtung bei Goethe! Hier das unmittelbare Erleben in seiner ganzen Ursprünglichkeit, alle Höhen und Tiefen menschlicher Wirklichkeit in ihrer Wahrheit, alle Leidenschaft und alles dunkel Dämonische des Lebens mit seiner ganzen Gewalt, und doch alles dies erhoben in die reine Form der Darstellung, in die lichte Schönheit:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Aber alle diese Gestaltungen des inneren Daseins, die für Philosophie und Dichtung nun in ungeahntem Reichtum emporwuchsen, lagen abseits von der gemeinen Wirklichkeit der Dinge. Ein Reich der Innerlichkeit, des Schauens und des Denkens, ward hier gegründet, höher, reiner, menschlicher als die Gegenwart. Es war die soziale Oberschicht der Gebildeten, die — unbefriedigt von der rauhen Realität — sich eine neue Welt im Aether des Ideals schaffte. Diese Welt als wirklich zu denken, schaute man in die Vergangenheit zurück: wie eine Fata morgana steigt das Ideal aus der Geschichte empor. So erwuchs die Idealisierung des Griechentums. In ihr hat Schiller, der Jünger Kants und Goethes, doch nur die Sehnsucht ausgedrückt, die bei dem Genusse der idealen Bildungswelt im Herzen zurückblieb. Ausgeschlossen von politischer Macht und politischem Interesse, rettet sich der deutsche Geist in ein selbstgeschaffenes Reich des Ideals, wie es Schiller an der Wende der Jahrhunderte in seinem ergreifenden Gedichte aussprach:

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

II. Romantik und Hegelianismus.

Jene historische Illusion, die ihr Idealbild nach rückwärts, statt nach vorwärts warf, erscheint wie ein Interesse ohne Leidenschaft, weil es eine Sehnsucht ohne Wille und deshalb ohne Tat war. Dieser Sehnsucht den Willen einzuimpfen, haben sich Bewegungen der Theorie und des Lebens verbunden. Für die Theorie blieb doch die rationale Tendenz des „philosophischen Jahrhunderts" bestehen, der Glaube, daß die Menschheit reif sei, alle ihre Verhältnisse selbst mit Vernunft zu regeln. In diesem Sinne war die französische Revolution mit Begeisterung begrüßt worden. Aber man kennt die schnelle Umkehr dieses Urteils. Sie vollzog sich andersartig als bei den Engländern, wo Burke die historischen Gegeninstanzen gegen die „Rückkehr zur Natur" aufmarschieren ließ. In Deutschland nahm man Anstoß daran, daß die Verwirklichung des Vernunftideals in die elementare Leidenschaft des Gefühls getaucht wurde. Die Vernunft sollte nur durch die Bildung selbst verwirklicht werden. So lehrte Schiller in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen". Den Übergang aus dem Notstaat in den Vernunftstaat sollte der ästhetische Staat vermitteln. Die Verfeinerung des Fühlens und Lebens soll die rohe Sinnlichkeit zum Schweigen bringen und der Vernunft die Bahn frei machen zur Gestaltung des Lebens. Das ist der ideale Glaube an die Macht der Bildung, der ein Bestandteil des deutschen Lebens geworden und geblieben ist, glücklich und wirkungsvoll und doch auch wieder hemmend und schädlich — die Stärke und zugleich die Schwäche des Liberalismus.

Aus diesen Motiven erwuchsen die Anfänge der Romantik, wie sie Friedrich Schlegel formulierte: die universelle Bildung aus Dichtung und Philosophie sollte das Heil der Gesellschaft werden. Aber schon in der Romantik begann die Umkehr. Das Platonische Ideal einer Lebenseinheit auf Grund der Überzeugungseinheit war für die Massen, deren elementare Gewalt die Revolution ausgelöst hatte, nicht in der Form wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung zu verwirklichen. Für sie braucht man die innere Macht der Religion und die äußere des Staats. So sollen

denn beide von jener Bildung durchdrungen werden und dadurch diese selbst erst ihre Vollendung finden. Diese Bewegung beginnt mit Schleiermachers „Reden“ und mit der ungeahnten Wirkung, die diese auf den romantischen Kreis ausübten. Denn auch hier spielte eine historische Illusion mit, die Idealisierung des Mittelalters, wie sie von Novalis vollzogen wurde. Sie beruhte bei diesem auf dem Glauben an die Möglichkeit, den Katholizismus zu einer modernen Bildungsreligion auszugestalten. Diese Illusion ist schnell geschwunden: sie wurde nur von der realen kirchlichen Macht ergriffen, um in den Dienst der klerikal-ultramontanen Restauration gestellt zu werden. So verband sich die deutsche Romantik mit der französischen. Die Deklamationen der französischen Legitimisten und Traditionalisten gegen die Spaltung, die der Protestantismus in die Lebenseinheit der Menschheit gebracht habe, gegen die Anarchie der Meinungen, gegen die Gefahren der Gewissensfreiheit, das alles liest sich wie Kopien aus Novalis, Fichte oder Friedrich Schlegel. So ist aus den rein innerlichen Anregungen Schleiermachers die Bewegung geworden, mit der die positive religiöse Macht in Deutschland, wie in ganz Europa während des 19. Jahrhunderts zu einem Maße von Bedeutung und psychologischer Festigung gelangt ist, wie sie das 18. Jahrhundert nie gekannt hat.

Diese Wendung in dem philosophisch-ästhetischen Bildungssystem wäre unmöglich gewesen, wenn sie nicht mit der Einbürgerung des historischen Denkens gekommen wäre, auf der die großen Leistungen der Romantik beruhten. Die Verarbeitung des Gedankenstoffs der Geschichte suchte nicht mehr das Abstrakt-Allgemeine, wie die Aufklärung, sondern das Konkret-Lebendige in allen historischen Erscheinungen menschlicher Kulturbetätigung. Damit begann die bewußte Arbeit der Geschichtsforschung mit ihrem kritischen Gewissen auf allen Gebieten: der Literaturgeschichte, der Kunstgeschichte, der Religionsgeschichte, der Philosophiegeschichte, ebenso wie der politischen Geschichte.

Aus diesem historischen Denken aber erwuchs auch die Neubelebung des Staatsgedankens. Hier ist Hegel der Heros. Bei ihm ist es sicher der Anschluß an Schillers ideales Griechentum gewesen, der ihn im Staat die Verwirklichung

des Volksgeistes und damit der sittlichen Idee, ja im ersten Entwurf das Höchste und Letzte des gesamten Geisteslebens sehen ließ. Er predigte dem staatsfremden Geschlecht, die höchste Aufgabe jedes Volkes sei die, seinen Staat zu schaffen. Damit bekamen zwischen Mensch und Menschheit die großen organischen Gesamtgebilde der Geschichte wieder ihren Wert, die Völker und die Staaten. Auf den verschiedensten Wegen haben sich bei Männern wie Wilhelm von Humboldt und Fichte die Prinzipien des Nationalstaates aus dem Weltbürgertum des 18. Jahrhunderts herausentwickelt. So wurde theoretisch die Idee gestaltet, die der Geschichte des 19. Jahrhunderts den Stempel aufgedrückt hat. Begründet war dies Verhältnis darin, daß unsere deutsche Nationalität zuerst eine Wirklichkeit war in der Sprache und in dem ästhetisch-philosophischen Bildungssystem und daß sie von hier aus auch ihr Verwirklichung in der äußeren Gestaltung, im Staate suchen und finden mußte.

Indessen mit dieser Verwirklichung der Idee des nationalen Staates hatte es bekanntlich noch gute Wege. Was im Wege war, lag aber nicht bloß am Widerstand der herrschenden Gewalten. Es steckte zum Teil in der Theorie selbst, in der Herkunft des nationalen Gedankens aus dem universellen kosmopolitischen Bildungssystem. Fichte hatte die Erhebung der Deutschen als ihre Pflicht für die Menschheit gepredigt; dieser Nationalitätsgedanke war so tief sittlich, daß er nicht auf nationalen Egoismus, sondern auf das Pflichtgefühl der Humanitätsidee hinauslief. Das war seine ethische Größe und seine politische Schwäche. Andererseits wurde die volle Identifikation der Nationalkultur mit dem Staat noch keineswegs so durchgeführt, wie es Fichte gedacht hatte. Das Schwergewicht der geschichtlichen Wirklichkeiten überwog, und man beruhigte sich dabei. Uns heute erscheint die Enttäuschung nach dem Wiener Kongreß riesengroß, der großen Masse der Zeitgenossen durchaus nicht in demselben Maße. Wohl flammt hie und da, wie in Uhlands Feuerworten das Gefühl auf, daß es ganz anders hätte werden sollen, im Innern wie im Äußern; aber andererseits war man mit zwei Dingen zufrieden: der Fremde war verjagt, und es war wieder Friede und Sicherheit. Das war ganz in dem idealen Innerlichkeitssinne des

klassischen Bildungssystems gedacht und ist am charakteristischsten in Hegels Heidelberger und Berliner Antrittsrede zu erkennen, — in dem Ausdruck der Freude, daß der Weltgeist nun Muße finde, in sich selbst zurückzukehren und in seiner eigenen Heimat sich selbst zu genießen, und in dem Vertrauen in den Staat, der das sichern werde, in Preußen. In der Tat war Hegel vom Verständnis des antiken zu dem des modernen Staates fortgeschritten. Die Gebundenheit des Individuums, die zum Wesen des ersteren gehört habe, ist für das in seiner Innerlichkeit frei gewordene Individuum nicht mehr erträglich: möge alles Außenleben zu gemeinsamer objektiver Verwirklichung im Staate beschlossen sein, — für das Innenleben wächst die freie Kraft der Persönlichkeit mit den Werten von Kunst, Religion und Wissenschaft in das universelle, absolute Geistesleben hinaus. So war in Hegels „Rationalisierung der Romantik" die Ausgleichung aller Momente der Entwicklung vollzogen: ein tiefes Verständnis des politischen Lebens in seiner Vernunftbedeutung und doch zugleich eine Überordnung des Kultursystems über die geschichtliche Sondergestaltung des einzelnen Staates.

In dieser umfassenden Ausgleichung der Kulturfaktoren hat in Wahrheit der Zauber des Hegelianismus bestanden, seine Herrschaft über das Leben, über Wissenschaft und Dichtung, über die staatliche und religiöse Gestaltung. Die geistigen Mächte des deutschen Volkes waren darin in eine Ruhelage geraten, und darum ist es das System der Restaurationszeit gewesen. Aber dies Gleichgewicht war eben labil. Die Gegensätze, die darin vereinigt waren, hielten sich bereit, in aller Schärfe hervorzubrechen. Das große Entwicklungssystem wies jede einseitige Stellung ab und setzte sie zu einem Moment des Ganzen herab, das allein die Wahrheit sei. Hegels Staatsphilosophie begriff die Notwendigkeit des Beharrens ebenso, wie die des Fortschreitens und fand den Sinn der politischen Wirklichkeit in dem Wechselspiel festhaltender und vorwärtstreibender Kräfte. Aber nur im ganzen System fand sich die Ausgleichung; die auseinandertreibenden Kräfte suchten jede das System für sich in Anspruch zu nehmen. Orthodoxie und kritisch-historische Auffassung, Supra-Naturalismus und Naturalismus, Konservatismus und Liberalis-

mus, altes Naturrecht und neuer Sozialismus, — alles fand in der Dialektik seine Unterkunft, aber alles strebte auseinander, das labile Gleichgewicht konnte nicht standhalten, und auch diese größte Gestalt des historischen Denkens ging in die Brüche.

III. Irrationalismus, Materialismus, Pessimismus.

Der Glaube an die Vernunft in der Geschichte war die Überzeugung des Hegelianismus gewesen. Aber die Belastungsprobe, der ihn die Geschicke Deutschlands in den Zeiten von 1830—1850 aussetzten, war doch zu stark. Er ist darunter zusammengebrochen, und die Elemente, die Hegel so kunstvoll gefügt, fielen auseinander. Zuerst zerstörte die romantische Reaktion, die in den kirchenpolitischen Kämpfen siegte, den Bund zwischen Philosophie und Religion. Die Orthodoxie lehnte den Hegelianismus ab. Auf der andern Seite aber brach das pantheistische Moment aus den Kämpfen hervor, in welche die Hegelsche Linke durch Strauß und Feuerbach verwickelt wurde. Sie bewegten sich alle um Bejahung oder Verneinung der Persönlichkeit, und wie schon in Hegel selbst ein Zug gewesen war, der die Individualität nur als Durchgangspunkt in der Entwicklung des Ganzen dachte, so wurde die Lehre von der Herrschaft des überpersönlichen Gesamtgeistes auf allen Linien siegreich. Wenn sich der Konservatismus der Restaurationsphilosophie Hegels Wort: „Alles was ist, ist vernünftig" in sehr buchstäblichem Sinne zu eigen gemacht hatte, so nahm auch die Opposition den intellektuellen Typus der herrschenden Philosophie an, und der Liberalismus, der an sich durchaus individualistischen Ursprungs und demokratischer Struktur ist, bekam durch den Hegelschen Staatsgedanken, wonach das Ganze früher ist als die Teile, ein universalistisches Gepräge. In der Opposition gegen die Romantik nimmt er kosmopolitische und sozialistische Gedanken auf und kommt zu einer unklaren Mischung von Demokratismus und Sozialismus. Das ist der geistige Typus des jungen Deutschland in Heine, Börne, Gutzkow; das ist nicht anders bei den wissenschaftlichen Trägern der Hegelschen Linken, den Ruge und Echtermeyer, und in dem ganzen

Habitus der Halleschen und der Deutschen Jahrbücher. Die wunderliche Mischung zeigt sich in den Extremen. Auf der einen Seite tritt jener Rausch der „Kritik“ ein, der von der Kritik der Religion und des Staates in Bruno und Edgar Bauer zur „Kritik der Kritik“ und zu der atomistischen Zersetzung in Stirners individualistischem Nihilismus fortschritt; andererseits verband sich der Hegelsche Staatsgedanke mit dem organischen Sozialismus der französischen Theorie. So ist Lassalle aus dem Hegelianismus hervorgegangen, so sind Elemente der Hegelschen Dialektik durch Feuerbach und Engels in den Marxismus übergeleitet, wenn auch in diesem Comte und der Materialismus überwiegen.

Zu diesem merkwürdigen Nebeneinanderwachsen kommt die eigenartige Stellung der Nationalstaatsidee. Sie lebt fort, teils in dem jungen Deutschland, in dem Professorenliberalismus, teils (das darf man nicht verkennen) in der romantischen Restauration um Friedrich Wilhelm IV., in den pietistischen Junkerkreisen, — mit sehr verschiedener Färbung und Abtönung ihrer Zusammenhänge mit dem universalistischen Kosmopolitismus, der auf der einen Seite rationalistisch und demokratisch, auf der anderen Seite romantisch und religiös angehaucht ist. Auf dieser innerlichen Spaltung beruhte die Unfähigkeit der Nationalitätsidee zu ihrer Verwirklichung.

Die Probe darauf ist das Jahr 1848 gewesen. Dies erst brachte die wahre Enttäuschung. Die beiden geistigen Mächte, welche das Erbe des ästhetisch-philosophischen Bildungssystems angetreten hatten, erhoben sich nur, um sich zu hemmen. Das Frankfurter Parlament, das intellektuell höchste, an Charakterköpfen reichste, das die Geschichte gesehen hat, konnte die Versöhnung nicht finden. Das war der Zusammenbruch des Idealismus, damit sank der Glaube an die Vernunft in der Geschichte zu Boden, und die Mächte, die den Inhalt jenes Glaubens geschaffen hatten, Dichtung und Philosophie, waren gelähmt. Die höhere ideale Wirklichkeit schien sich versagt zu haben, es hieß sich mit der niederen abfinden und nur noch auf der Erde Umschau halten. Der Idealismus machte dem Realismus Platz, in der Theorie die begriffliche Spekulation der Erfahrung. Methodisch

spricht sich das als Empirismus aus und zwar ausdrücklich mit der Begründung, daß das Irrationale in Welt und Leben genommen werden muß, wie es ist. Man erlebt es in seiner alogischen Realität als ein von begrifflicher Einsicht nicht durchdringbares. So verkündete nun Schelling seinen „metaphysischen Empirismus", und hier trat eine schon längst bestehende Gedankenbeziehung mit überraschender Wendung in den Vordergrund. Schon Kant, noch mehr Fichte, hatten erkannt, nicht die Idee sei das Höchste und Letzte, sondern der Wille. Aber sie hatten nur den vernünftigen Willen, den sittlichen, gemeint. Schelling war es, der im irrationalen Willen das Weltinnerste erkannt zu haben glaubte, den Urzufall, der nur als dunkler Lebenstrieb zu erleben sei. Das wendete er nun mit romantischer Theosophie ins Religiöse. Der sich selbst offenbar werdende Weltwille sollte in der aufsteigenden Reihe der religiösen Vorstellungen der Menschheit erkannt werden, und so gab es jene Philosophie der Mythologie und Offenbarung, mit der Schelling in dem Berlin Friedrich Wilhelms IV. Hegel widerlegen sollte, wollte — und nicht konnte. Aber wenn er auch damit Fiasko machte, so war doch aus der großen Tradition der Philosophie heraus der Grundgedanke zum Ausdruck gelangt, daß man sich mit der Irrationalität des Weltgrundes vertraut zu machen habe. Aus solchen Stimmungsmotiven sind dann nebeneinander Materialismus und Pessimismus heraufgewachsen.

Der Materialismus ist damals nicht geschaffen, sondern nur neu zur Geltung gebracht worden. Er kam von den französischen Naturforschern und insbesondere den Ärzten her, und er trug deshalb einen speziell physiologischen und anthropologischen Charakter. Von Lamettrie stammten die Gedankenreihen, welche die mechanische Theorie des Cartesianismus auf die Erklärung der organischen Welt richteten und nun sich gegen die idealistische Naturphilosophie wendeten. Der Automatismus des Tierlebens sollte auch für den Menschen gelten und eine Seele für ihn unnötig machen. Das hatten mit den Lehren der physiologischen Chemie die Cabanis und Broussais zu erhärten gesucht, und diesen physiologischen Materialismus übernahmen Moleschott und

Karl Vogt. Aber in Deutschland bedurfte der Materialismus immer noch eines metaphysischen Momentes, um ihn vornehm zu machen, und dieses brachte Ludwig Feuerbach durch seine naturalistische Umstülpung der Hegelschen Dialektik herein. Hatte dort die Idee als das Wirkliche gegolten, so blieb für Feuerbach schließlich nur noch das Einzelne als Realität übrig, das Sinnending und der konkrete Mensch. Das Allgemeine, die Gattung, ist seine Illusion; der Geist, die „Natur in ihrem Anderssein", ist die Negation, die Entzweiung des Menschen mit sich selbst.

Aus solchen Quellen floß jener Strom materialistischen Denkens zusammen, der auf der Naturforscher-Versammlung zu Göttingen 1854 zum siegreichen Durchbruch kam und der nachher mit einer breiten und seichten Literatur unser Volk Jahrzehnte lang überschwemmt hat. Denn die feine dialektische Ästhetisierung, die ihm David Friedrich Strauß in dem „Alten und neuen Glauben" gab, ist doch ein esoterisches Buch geblieben.

Neben dem Materialismus läuft der voluntaristische Irrationalismus Schopenhauers einher. Auch sein Pessimismus war längst vorher ausgebaut, aus Temperament und Entwicklung, aus Schicksal und Genialität herausgewachsen, in der glänzendsten, allen andern Erscheinungen der Philosophie überlegenen Darstellung, — und dennoch gänzlich unbeachtet. Erst um die Mitte des Jahrhunderts war die Stimmung für ihn reif, und er erlebte es noch, daß seine Philosophie die der Zeit wurde. Ihre Grundzüge sind bekannt. Das Ding an sich ist der Wille, der unvernünftige, — der nur leben, d. h. immer wieder wollen will, — daher der ewig unbefriedigte Wille, dem die Unlust wesentlich ist, — dem daher alle seine Umformungen und Gestaltungen nichts helfen, weil sie ihn nicht weiterbringen. In den Begriffen der Schopenhauerschen Philosophie klingt dies trübe Stimmungsleben in großen Formen. Wahre Erkenntnis ist auf das Ewige, auf die Platonische Idee gerichtet. Wissenschaft ist Naturwissenschaft, Erklärung aller Erscheinungen nach dem Prinzip der Kausalität. Vom Einzelnen gibt es kein Wissen, und darum ist die Geschichte keine Wissenschaft. Das Historisch-Konkrete hat keinen eigenen Wert, die Prozesse des

Geschehens, die Entladung des unseligen Willens in die Zeit bilden keine Entwicklung. Es ist immer dieselbe Unlust, das gleiche Elend, nur die Kostüme der Tragikomödie wechseln.

Das ist die absolut unhistorische Weltanschauung des Pessimismus. Der Philosoph selbst wußte dem Elend zu entgehen. Er kannte die Selbsterlösung des unvernünftigen Willens im Denken und Schauen, in Wissenschaft und Kunst. Das war die Gesinnung des ästhetisch-philosophischen Bildungssystems, worin noch die Entstehung seiner Lehre eingebettet gewesen war; er überbaute sie nur noch mit der irrationalistischen Mystik asketischer Willensverneinung. Nun aber wirkte aus seiner Lehre auf jene Zeit der Enttäuschung und der Bedrücktheit um die Mitte des Jahrhunderts nur die düstere Predigt vom Unwert des Lebens.

So ist die Wirkung jener drei Strömungen schließlich dieselbe gewesen: die Entwertung des geschichtlichen Lebens. Sie vollzieht sich in dem Irrationalismus supranaturaler Offenbarungen, die in der Welt nur den sündigen Abfall von der göttlichen Urwirklichkeit sieht; — vollzieht sich in der Herrschaft des Materialismus, der nur körperliche Realität kennt, alle Wertbestimmungen nur als Menschenwünsche betrachtet und auf die wertfreie Weltansicht einer starren Naturgesetzlichkeit stolz ist; — vollzieht sich in der pessimistischen Lebensansicht, die in allem Treiben des Willens nur trostloses Einerlei von Unvernunft und Elend findet. Die historische Weltansicht war auf allen Linien bei dem von seiner Geschichte enttäuschten Geschlecht in eine geschichts- und wertlose Weltanschauung umgeschlagen.

IV. Positivismus, Historismus, Psychologismus.

Die Aufgabe dieser Betrachtungen ist es, in dem Zusammenhange des geschichtlichen Lebens des deutschen Volkes während des neunzehnten Jahrhunderts die Weltanschauungsmotive zu entwickeln. Dabei versteht es sich von selbst, daß die Stellung der einzelnen Persönlichkeiten sich aus der Mittellage mehrfach verschiebt; sie sind ihrer Zeit manchmal zuvor, sie bleiben manchmal hinter ihr zurück. Hier handelt es sich um den allgemeinen Durchschnitt und seine Darstellung in

den führenden Geistern, in ihren hervorragenden Werken, die ihre Mitwelt bewegt haben. In solcher Betrachtung kommen wir jetzt zu Jahrzehnten, die eigentlich, ja fast prinzipiell, weltanschauungslos sind, sich ohne eine zentrale Weltansicht beholfen haben, wenn es auch den Individuen, den größeren und den kleineren, nicht daran gefehlt hat.

Das ist wohl so gekommen: Aus jener Zeit der geschichtslosen materialistischen und pessimistischen Weltansicht ist unser Volk emporgerissen worden durch die ungeheuren Geschicke, die sich an eine gewaltige historische Persönlichkeit knüpften, an Bismarck. Damit aber wurde unser Volk hineingerissen in reale Arbeit, die alle Kräfte aufs höchste spannte, eine kolossale Expansion in politisch-sozialer, industriell-technischer und kommerzieller Entfaltung. Das kam uns wie über Nacht und beengte den Raum für die Selbstbesinnung. Die Ideale, die neuen, denen es der Zeit an sich nicht fehlte, fanden noch keine anschauliche oder begriffliche Klärung und darum auch keine eigene Philosophie. Ein positives Zeitalter brach für Leben und Wissenschaft an. Daher war die Literatur nicht mehr das einzige, nicht mehr das wesentliche Interesse der Nation, daher aber auch nicht sogleich der intime Ausdruck des Lebens der Zeit. So kam es, daß in dieser Literatur die materialistischen und pessimistischen Neigungen jenen Höhepunkt der politisch schöpferischen Zeit überdauert haben.

In der Flut der populären Schriften der siebziger Jahre tritt am stärksten der Pessimismus hervor. Er erscheint verbunden mit dem glänzenden Meteor von Eduard von Hartmanns Philosophie des Unbewußten. Sie war das letzte Wort des Irrationalismus, trotz ihrer Absicht, die rationale und die irrationale Linie, Hegel und Schopenhauer, zu Schelling als ihrem gemeinsamen Ursprung zurückzubiegen; sie war trotz der witzigen Synthese von Leibniz und Schopenhauer, trotz der Aufnahme der evolutionistischen Momente des Darwinismus schließlich doch nur auf die Erlösung des unvernünftigen Weltwillens von sich selber durch den geschichtlichen Fortschritt des Intellekts gerichtet. Pessimistisch war deshalb in Dichtung und Philosophie der Schwarm von Schriften, der sich an Hartmann anschloß, während er selbst in seiner wei-

teren Arbeit immer ernster, wissenschaftlicher und deshalb unpopulärer wurde.

Ein Teil seiner blendenden Wirkung beruhte darauf, daß es schien, als seien die spekulativen Resultate auf dem Wege induktiv-naturwissenschaftlicher Methode gewonnen. Denn den Löwenanteil an dem Erbe der Philosophie hatte zunächst die Naturforschung in ihrer rein positiven Gestaltung und ihrer technischen Anwendung. Mechanik, Chemie, elektrische Theorie brachten uns die rapide Umgestaltung des Lebens und zogen damit das Hauptinteresse auf sich. Zumeist wirkte dabei die handgreifliche praktische Verwertbarkeit, daneben aber doch auch die großartige Entwicklung der Theorie, welche einerseits in Robert Mayer und Helmholtz das Prinzip der Erhaltung der Energie, andererseits in den Einwirkungen von Charles Darwin das der Entwickelung zutage förderte. Dennoch blieben bei den großen Forschern diese Theorien einer eigentlichen Weltanschauungsbildung fern; nur die Nachzügler des Materialismus nahmen sie in dessen populäre Darstellung hinein. Aber die eigentliche Naturforschung lehnte auch den Materialismus ab: er galt ihr mit Recht als eine metaphysische Theorie, und deren bedurfte man nicht, um fruchtbare Forschung zu treiben.

Diese im Sinne der positiven Wissenschaft gemeinte Ablehnung der philosophischen Weltanschauung fand nun ihren Ausdruck in der sogenannten „Rückkehr zu Kant" und in der Art, wie man dessen Lehre, die vieldeutigste von allen, jetzt auffaßte. Die Anlässe zu dieser „Rückkehr" waren mannigfach genug: der Niedergang der nachkantischen Systeme, deren Sinn ebenso wie ihre Terminologie in Vergessenheit geriet, — die Schmähungen, welche der viel gelesene Schopenhauer gegen sie richtete und mit seinem bewunderungsvollen Hinweis auf Kant verknüpfte, — die glänzende Darstellung, worin Kuno Fischer die kritische Philosophie entwickelt hatte, — die Sympathie der Naturforscher mit einer Erkenntnistheorie, welche die Beschränkung auf die Erfahrung, die Unerkennbarkeit der Welt an sich wesentlich zu lehren schien. Das alles vereinigte sich in dem Neu-Kantianismus, der sich in zahllosen Interpretationsschriften bis zu dem Zentenarjubiläum der Kritik der reinen Vernunft aussprach. Am besten ist diese Grund-

stimmung in Albert Langes „Geschichte des Materialismus" niedergelegt. Aber charakteristisch war eben die Stellung, die man zu Kant einnahm: er galt wesentlich als der Riese, der die Metaphysik zermalmt habe. Seine durchaus empiristisch, sogar mit anthropologischem Einschlag ausgedeutete Erkenntnistheorie war dieser Zeit sympathisch, welche die Möglichkeit einer philosophischen Weltanschauung bestritt, weil sie ihrer nicht zu bedürfen meinte. Die Ansätze zu einer umfassenden Weltanschauung, die in Kants Ethik und Ästhetik liegen, wurden damals übersehen oder beiseite geschoben, das System der Kritik der Urteilskraft blieb unverstanden, und dieser Neu-Kantianismus hatte eine starke Tendenz zum Positivismus, dessen französische und englische Theorien er wohl teilweise in sich aufzunehmen suchte. Die Hauptsache blieb der bewußte Verzicht auf Weltanschauung, die Betrachtung aller metaphysischen Systeme als Begriffsdichtungen, die Verweisung dieser Dichtungen aus der Wissenschaft auf den Standpunkt des Mythos und des Ideals und damit die Betonung der Relativität aller philosophischen Weltansichten.

Das war die Zeit der Verachtung der Philosophie, wo man als rückständig galt, wenn man sich mit ihr selbst beschäftigen wollte und in ihr etwas anderes sah, als einen Gegenstand historischer Untersuchung. So begann denn im akademischen und literarischen Betrieb der Philosophie das Historische zu prävalieren; es gab keine Philosophie mehr, sondern nur noch ihre Geschichte. Das war eine Auflösung der Philosophie in ihre Geschichte von ganz anderer Art als bei Hegel: ihre einzelnen Phasen galten nicht mehr als Momente der Wahrheit, sondern als solche der Unwahrheit. Aber in der Feststellung und Deutung ihrer geschichtlichen Tatsächlichkeit entfaltete sich nun eine großartige wissenschaftliche Arbeit, die um die Namen von Eduard Zeller, Johann Eduard Erdmann und Kuno Fischer sich konzentrierte. Mit ihren großen Leistungen erscheint sie uns heute eingestellt in den glänzenden Zusammenhang der historischen Wissenschaft überhaupt. Deren einzelne Zweige, Staats- und Wirtschaftsgeschichte, Religionsgeschichte, Kunstgeschichte, Literaturgeschichte begannen zu blühen und leuchtende Früchte zu tragen. Der historische Kosmos offenbarte sich, dessen Ergründung die

wissenschaftlich ebenbürtige Aufgabe der Kulturwissenschaften neben der Erforschung des physischen Kosmos wurde, worin sich die Naturwissenschaften zusammenschließen. Nach beiden Richtungen war der wissenschaftliche Geist jener Tage gleichmäßig interessiert und gleichmäßig erfolgreich.

Aber alle diese Leistungen lagen doch schließlich außerhalb der Philosophie, und von dieser selbst wie für sie selbst war wenig übrig geblieben. Die Erkenntnistheorie, auf die sie beschränkt werden sollte, und die man eben dadurch selbst von tieferen philosophischen Prinzipien ablöste, wurde schließlich nur zu einer Lehre vom Ursprung und der Entwicklung der Vorstellungen, d. h. eine Psychologie. Gerade dem historischen Relativismus war eine psychologische Erklärung aller Gebilde des Denkens das Sympathische. Aber für diese Aufgabe war dann freilich die Psychologie nicht in den begrifflichen Formen brauchbar, wie sie dem einen oder dem andern der metaphysischen Systeme entsprungen war, sondern nur eine empirische Psychologie, die sich im genauesten Zusammenhang mit der Naturforschung, Physik und Physiologie hielt. So vollzog sich die Ablösung der Psychologie von der Philosophie, ihre Konstituierung als selbständige Disziplin; aber diese Gründung mußte mit Anleihen aus der Naturforschung bestritten werden: es war wesentlich physiologische Psychologie und nach Fechners Vorgang experimentelle Psychophysik. Dieser Betrieb der empirischen Psychologie war die an sich zweifellos wohlbegründete Ausführung und bewußte Gestaltung dessen, was schon den Forschern des achtzehnten Jahrhunderts vorgeschwebt hatte. Auf solcher Grundlage, die freilich nicht die ganze Psychologie ist, wurde in der Tat eine psychologische Wissenschaft begründet, die als Forschung ihre eigene Stellung außerhalb der Philosophie besitzt, als diejenige unter den Spezialwissenschaften, welche zwar die breitesten und intimsten Beziehungen zur Philosophie hat, aber eben als eine besondere Disziplin, die nicht selber Philosophie ist und nicht damit verwechselt werden darf. Und doch geschah vielfach gerade dieses. Während auf der einen Seite die Philosophie in den Relativismus der Geschichte der Philosophie aufgelöst wurde, so ging andererseits der Rest, den man noch etwa in der

Aufgabe der Erkenntnistheorie bewahrt hatte, in empirische Psychologie auf.

Das war ein trauriges Kapitel in der Geschichte der deutschen Philosophie. Diesem psychologistischen Surrogat mochte es unter Umständen zur Empfehlung dienen, daß solche empirische Psychologie von den großen Problemen des Lebens, den politischen, religiösen und sozialen Fragen sich in vorsichtiger Entfernung halten mußte: aber eben deshalb war sie auch unzulänglich gegenüber den drängenden Anforderungen der Zeit, und deren Gleichgültigkeit gegen eine „Philosophie", die ihr nichts Besseres zu bieten wußte, ist wohl begreiflich.

Und doch steht diese Psychologie symptomatisch in einem allgemeineren Zusammenhang, — auch sie ein Rückschlag des nüchtern verstandesmäßigen Wirklichkeitssinnes, wie er sich mit der Vorherrschaft des naturwissenschaftlich-technischen Denkens in der Breite des zeitgenössischen Lebens darstellte. Nehmen wir diese Züge zusammen, die Gleichgültigkeit gegen philosophische Grübeleien, die Vorliebe für das empirische Studium des Menschen in dem allgemeinen Rahmen naturwissenschaftlicher Denkweise überhaupt, so haben wir ein Bild der Erneuerung des Aufklärungsgedankens, der Wiederbelebung des großen achtzehnten Jahrhunderts, und einer solchen Erneuerung bedurften wir und bedürfen wir weiter zur Wehr gegen die romantischen Auswüchse in unserm öffentlichen Leben, in religiösen und politischen Fragen.

V. Die neuen Wertprobleme und die Rückkehr zum Idealismus.

So wenig die Theorien der empirischen Psychologie in die intimen Lebenszusammenhänge ihrer Zeit eindrangen, so konnten sie sich doch deren Einfluß nicht völlig entziehen, und auch sie lassen deutlich die Abwendung vom Intellektualismus und die entschiedene Hinneigung zum Voluntarismus erkennen.

In den mittleren Jahrzehnten war die Psychologie und nach ihr die Pädagogik von Herbart beherrscht gewesen, dessen allgemeines philosophisches System viel zu abstrakt war, um

zu dem inneren Leben der Zeit in wirkungsvolle Beziehungen zu treten, dessen Psychologie aber doch ein charakteristischer Ausdruck für die Vorherrschaft des theoretischen Daseins gewesen war. Ihm galten die Vorstellungen als das Wesentliche und Ursprüngliche im Leben der Seele; Gefühle und Willenstätigkeiten sollten nur Hemmungen, Spannungen und Strebevorgänge an den Vorstellungen und zwischen ihnen sein. Diese intellektualistische Psychologie, die sich für die Begründung einer pädagogischen Theorie prinzipiell ganz gut eignen mochte, ist nun durch die neue empirische Psychologie überwunden, man darf wohl sagen in ihr Gegenteil verkehrt worden. Als das Wichtigste daran erscheint der Nachweis, daß in den Bildungen und Abläufen der Vorstellungen bereits das Entscheidende und eigentlich Bewegende die Triebzustände, die elementaren Formen des Willens sind. Es ist nicht unmöglich, daß bei der Hervorkehrung dieser Momente anfänglich Schopenhauersche Motive aus der Willensmetaphysik wirksam gewesen sind. In Wundts Theorie der Apperzeption sind diese Motive völlig zurückgedrängt: aber es war charakteristisch, daß sie sofort hervorbrachen, sobald Wundt versuchte, sich aus der Psychologie, deren Unzulänglichkeit er selbst am besten empfand, zu einem philosophischen System durchzuringen. Darin entwirft er ein Reich von Willensaktualitäten als den letzten Sinn der Welt und als regulative Idee darüber die des universellen Weltwillens. Ähnlich, wenn auch in anderer Richtung, zeigt sich die Entwicklung bei Münsterberg, der von der Psychophysik den Weg zu Fichte gesucht und gefunden hat.

Damit aber wird die Psychologie dem Zuge der Zeit gerecht, deren Realismus selbstverständlich auch Voluntarismus war, und die durchweg durch ein starkes Willensleben, durch die Steigerung der Aktivität, durch das Hervorbrechen der Leidenschaft charakterisiert war. Wie der urgewaltige Wille, der das Reich schuf, seine Leidenschaft mit der Sehnsucht des Volkes verbunden und zur Tat entladen hatte, so begann damit das Zeitalter der Realpolitik, und in allen Sphären ertönte der Ruf zum Handeln und Schaffen. Allem Pessimismus zum Trotz ging durch unsere Nation ein gesteigertes Lebensgefühl, das sich nach allen Richtungen entfaltete. Wir

erlebten ein Zerfallen, ein Zerbrechen der alten Lebensformen, der einfach stillen Lebenskreise. Es war die Zeit, in der Deutschland sich zum Industriestaat auswuchs, dem bald die eigenen Grenzen zu eng wurden, der sich im Welthandel, in Kolonialpolitik Luft machte. Unaufhaltsam sah sich unser Volk in die Bewegungen einer allgemeinen Weltpolitik hineingezogen und bedurfte dazu der fieberhaften Anspannung aller Kräfte. Überall kommt es auf praktisches Schaffen, auf starkes Handeln hinaus, und wenn es auch noch für selbstverständlich gilt, daß sich dies auf dem Grunde des Wissens entfalten muß, so ist doch das Neuverlangte, das Neugeschätzte der Wille, der handelt und schafft. Da verblassen die Ideale des theoretischen Lebens; der Eigenwert des Denkens und Schauens tritt zurück. Gerade die hervorragenden Intelligenzen treten in den Dienst des praktischen Lebens. Die Technik, die großen wirtschaftlichen Gebilde, kommunale und staatliche Verwaltungszweige absorbieren eine wachsende Masse geistiger Kraft. Wir können uns nicht wundern, wenn in diesen Zeiten der Deutsche etwas von seiner Freude am geistigen Schaffen, von seiner Hochachtung davor eingebüßt hat. Die Zeit verlangt eilige Früchte: das Wissen soll sich legitimieren durch das, was es kann.

Damals begann unser Volk irre zu werden an seinem Bildungs- und Erziehungssystem, vor allem an dessen historischem Charakter, an der innerlichen Selbsterziehung, mit der sich in diesem ästhetisch-philosophischen System das Individuum organisch aus der Tradition herausentwickelte. Dazu hatte das neue Geschlecht keine Zeit. Es empfand diese Tradition, den großen historischen Schulsack der Menschheit, als eine Last, und ein Drang nach dem Abwerfen dieses Drucks ergriff, wie dereinst in der Renaissance, gerade die Besten. Zum Staunen der übrigen Völker begann bei uns das Reformieren an dem Bildungs- und Erziehungswesen, in dessen unausgeglichener Aufgeregtheit wir noch heute stehen. Rat auf Rat und Versuch auf Versuch drängte sich. Wer weiß heute noch etwas von jenem unbedeutenden Buche, das uns „Rembrandt als Erzieher" auftischte und das in kürzester Zeit seine siebenunddreißig Auflagen erlebte? Und wie viele andere Erzieher sind uns seitdem empfohlen worden! Aber immer ist

dabei die Predigt auf denselben Grundton gestimmt: wir wissen zu viel, wir wollen zu wenig. Der Wille soll erzogen, die Kraft gestählt, die Aktivität gefördert werden. Daraus folgt dann, wie dereinst im Philanthropismus, der Ruf nach körperlicher Ausbildung und die große Entwicklung des Sports. Dazu kommt weiter das Gerede von der Überbürdung, worin es klingt, als ob das Nervensystem, das schon in früher Kindheit von der Unruhe und Leidenschaft des gesamten Lebens ergriffen und angegriffen wird, nicht mehr ertrage, was die frühere Jugend, die still in den Bahnen ihrer geistigen Entwickelung gehalten wurde, spielend bewältigte.

Diese Bewegung, die noch nicht abgeschlossen und spruchreif ist, gilt uns hier nur als Symptom dafür, daß ein starker Zug zur Mißachtung der Theorie durch unsere Zeit geht und sich in ihrer Stellung zu allen Stufen unseres Unterrichts, von der Volksschule bis zur Hochschule, ausspricht. In diesem realistischen Voluntarismus hat sich in der Tat schnell eine Umwertung der Werte vollzogen. Die dianoëtischen Ideale aus dem Anfang des Jahrhunderts sind verblichen, die Tüchtigkeiten des Willens sind an ihre Stelle getreten, — Wirken und Schaffen, Besitz und Macht, große tätige Lebensführung, Mittun am sausenden Webstuhl der Zeit. Ein energischer Wirklichkeitsinn, ein Bedürfnis nach Realität, ein Fußfassen in den Tatsachen und ein Trieb, sich darin zur Geltung zu bringen, — das sind die hervorstechenden Züge geworden. Das Leben selbst als Wollen und Wirken ist der höchste Wert geworden, eine Freude am Dasein breitet sich aus, die der Flucht in das Reich der Ideale nicht mehr zu bedürfen glaubt. So ist es im Denken und Dichten, im Naturalismus der positiven Philosophie und der realistischen Poesie gelegentlich zu leidenschaftlichem Ausdruck gelangt.

Dazu aber kommt ein anderes. Dieser Drang hat, entsprechend dem gesamten Leben des neunzehnten Jahrhunderts, auch bei uns alle Schichten des sozialen Körpers ausnahmslos ergriffen. Und Hegels Wort ist richtig geworden: „die Massen avancieren", sie sind in die historische Bewegung eingetreten. Das ist die große Änderung in der Struktur des Kulturlebens, die wir erleben, daß der Fort-

gang des historischen Prozesses sich nicht mehr in einer dünnen Oberschicht, sondern in der Gesamtheit abspielt, daß alle Schichten daran Anteil gewonnen haben und darin mitwirken. Das gibt die großen Probleme des sozialen und politischen Lebens unserer Zeit, darin eigentlich besteht das Aufringen der neuen Lebensformen der Menschheit. Die Ausbreitung des Kollektivlebens ist das Bedeutsamste unserer Tage. Wir finden uns überall in rastlose Massenarbeit eingestellt, und der Typus des industriellen Lebens dehnt sich auf alle Sphären äußerer und innerer Arbeit aus. Die Fabrik verschlingt das Handwerk, der Großhandel den Kaufmann; überall bleiben zuletzt Genossenschaften übrig, die den einzelnen unterwerfen und vernichten. Selbst im wissenschaftlichen Leben ist die Einstellung der Sonderarbeit in Schulzusammenhänge das methodisch Charakteristische, und sachlich ist das Modernste die Soziologie, die dereinst von Comte im Interesse der industrialistischen Zukunftsgestaltung der Menschheit auf Grund von Naturforschung und Technik begründet wurde und die in der kollektivistischen Geschichtsauffassung, die heutige Phase mit der ganzen Entwicklung verwechselnd, ihre Konsequenz zu ziehen sucht.

Solches Massenleben breitet sich im schnellen Fortschritt auch in unserem ganzen Bildungswesen aus, eine Ausgleichung aller Unterschiede, eine Uniformität des Daseins, wie sie kein früheres Zeitalter der Menschheit geahnt. Daraus entspringt die Gefahr, daß wir das Höchste einbüßen, was eigentlich erst Kultur und Geschichte ausmacht: Persönlichkeitsleben. Deshalb nun geht neben jenem nach außen gerichteten nivellierenden, demokratisierenden und sozialisierenden Massenbewegungen eine innere Opposition in den Individuen einher, ein Aufstreben gegen die Erdrückung durch die Masse. Einen solchen leidenschaftlichen Individualismus hat zuerst die Kunst zum Ausdruck gebracht. Sie fügt sich ihrem eigensten Wesen nach am wenigsten der Menge, sie ist der natürliche Zufluchtsort des Persönlichen. Das haben wir an dem Ästhetentum unserer Tage gesehen: zuerst war es noch in der Nachwirkung der pessimistischen Stimmung das Dekadententum; dann ist daraus die frohe Lebensbejahung der Eigengestaltung geworden, — bis zu den willkürlichsten Sprüngen ihres Eigensinns. Dies ganze

Aufringen der Persönlichkeit gegen die Masse ist in Nietzsche verkörpert, dem Dichter, der in diesem Ringen so stark steckt, daß er sich nicht als Philosoph zu begrifflicher Gestaltung darüber erhoben hat. Er zeigt in seiner ganzen Entwickelung den Kampf von Voluntarismus und Intellektualismus, des Dionysischen und des Apollinischen: und den Sieg erringt der heiße Wille, der das Leben bejaht, der schöpferische, der mit seiner Urwüchsigkeit die Last der Geschichte von sich werfen, zu höherem Menschentum fortschreiten will und dieses wahre Leben schließlich nur in dem Triumph der Persönlichkeit über alle Schranken findet. Seine ganze Dichtung ist der erschütternde Notschrei des Individuums, das es selber bleiben, von der Masse nicht erstickt sein will. Und in diesem Sinne erleben wir im Gegendruck gegen die Massenherrschaft des Tages wieder ein gesteigertes Personenleben, das sich aus dem breiten Getriebe der Außenwelt zu dem Idealismus innerer Selbstbildung und schöpferischer Selbstgestaltung zurückfindet. In der Abwägung der Persönlichkeitswerte des Innenlebens und der Massenwerte des Außenlebens ist deshalb die Richtung gegeben, in der die Philosophie unserer Tage zu einer neuen Weltanschauung vorzudringen im Begriffe ist.

Kaiser Friedrich II.

Von Professor Dr. Karl Hampe in Heidelberg.

I. Friedrichs Kindheit und Emporsteigen.

Das allgemeinere Interesse der Laienwelt an der politischen Geschichte Deutschlands im Mittelalter ist zurückgegangen, seitdem der Kaisertraum verwirklicht und die innerdeutschen politischen Gegensätze zu höherer Harmonie ausgeglichen sind. Das Interesse aber an dem letzten der deutschen Kaiser im alten Sinne, an Friedrich II., ist eher noch im Steigen, denn die kirchenpolitischen Kämpfe, in deren Mitte er steht, ragen in die Gegenwart, seine Wirksamkeit liegt nicht zum wenigsten auf kulturellem Gebiete, und seine Persönlichkeit strebt bereits aus dem Mittelalter heraus und weist auf die Renaissance. Dazu kommt noch ein aktuelles Interesse durch die Anteilnahme Kaiser Wilhelms II. an der Person Friedrichs und die von ihm neuerdings angeregten Forschungen über Urkunden und Bauten dieses Kaisers.

Ebensowohl wie Wilhelm II. öfter von der damaligen Ausdehnung der deutschen Herrschaft über Sizilien redete, könnte man freilich von einer Herrschaft Siziliens über Deutschland sprechen; denn Friedrich war Sizilianer, nur auf dem Grunde der eigenartigen sizilischen Mischkultur läßt sich sein Wesen verstehen.

Die alte Bedeutung der Insel für die Kultur war durch die arabische Eroberung nur gesteigert. Auch ihre normannischen Beherrscher zwangen die Sarazenen in den Bann ihrer Kultur. Wie sehr vor allem Palermo, wo Friedrich seine Kindheit verbrachte, von dieser arabischen Kultur erfüllt war, lehrt die Schilderung des Ibn Giobair. Königtum, Beamtentum, Armee waren von ihr ergriffen, die Auffassung der Frauen von ihr bestimmt.

Damit vereinigten sich normannische, griechische, jüdische Einflüsse zu einer seltsamen, üppigen, eklektischen Mischkultur.

In Sprache und Wissenschaft, Kunst und Recht, Zeitrechnung und Religion das gleiche bunte Nebeneinander, und als Frucht daraus eine im sonstigen Abendlande noch unbekannte Toleranz.

Dies reiche Leben aber wirkte auf Friedrich um so mehr, als er nicht in der ängstlichen Zurückhaltung des Palastes, sondern in innigster Berührung mit dem Bürgertum aufwuchs. Die großen politischen Wandlungen in seinen ersten Kindheitsjahren erklären das. Der Tod Heinrichs VI. war die furchtbarste Katastrophe der mittelalterlichen Geschichte Deutschlands. Allenthalben erwachten die nationalen Widerstände gegen die kaiserliche Weltherrschaftspolitik. Mit ihnen verband sich das Papsttum, das das Erbe der Weltherrschaft übernahm und in dem erweiterten Kirchenstaat eine Basis dafür schuf. Sizilien ward wieder vom Reiche abgesprengt. Der staufisch-welfische Thronstreit in Deutschland zwang Philipp von Schwaben statt des schon erwählten jungen Friedrich selbst die Krone zu nehmen. Friedrichs Mutter, der nationalsizilischen Konstanze, kam das nur gelegen. Nach ihr sollte alles auf den Stand der Normannenzeit zurückgeführt werden. Daher erkannte sie die päpstliche Lehensherrschaft über Sizilien an und suchte mit den Deutschen auch alles deutsche Wesen daraus zu verbannen. Aber sie starb schon ein Jahr nach ihrem Gemahl.

Friedrich blieb als vierjährige Waise zurück. Die Vormundschaft übernahm Papst Innozenz III. als Lehensherr. Die ständige Regierung übertrug er einem Familiarenkolleg von geistlichen und weltlichen Großen Siziliens, die sich auf Kosten der Krone bereicherten und der überall emporwachsenden Anarchie nicht zu steuern vermochten. Die deutschen Truppenführer, die sich nicht vertreiben lassen wollten, führten den Kleinkrieg auf eigene Faust und in Verbindung mit König Philipp. Friedrich geriet in solche Not, daß er bis zu seinem siebenten Jahre von den Bürgern Palermos abwechselnd unterhalten wurde. Dann gelang es dem mächtigsten jener Deutschen, Markward von Anweiler, am Allerheiligentage 1201 die Burg und den königlichen Knaben in seine Gewalt zu bringen. In einer reichen Briefsammlung der Pariser Nationalbibliothek aus jener Zeit findet sich eine höchst anschauliche Schilderung dieses Vorgangs, in der bereits

bei dem siebenjährigen Kinde ein stark ausgeprägter Herrscherstolz hervortritt.

Die folgenden Jahre verbrachte Friedrich in der Gewalt wechselnder Machthaber, die ihn für ihre ehrgeizigen Zwecke ausbeuteten, furchtbare Zeiten für den Knaben, die zwar Verstandes- und Willenskräfte frühreif entwickelten, aber auch Gemütsverhärtung und Mißtrauen erzeugten. Friedrich rüstete sich durch unablässige körperliche und geistige Übungen zu eigner Herrschaft und zur Vergeltung. Der Brief eines Lehrers aus jener selben Sammlung entwirft eine in der mittelalterlichen Überlieferung fast unvergleichliche Schilderung von den rastlosen Betätigungen, vielseitigen Neigungen und Talenten, von der schon nahezu fertig ausgereiften, im Guten und Schlimmen bedeutend hervortretenden Herrscherindividualität des dreizehnjährigen Knaben.

Ein Jahr später ward er mündig, suchte seine Dynastie durch Vermählung mit der aragonesischen Konstanze zu sichern, ward aber, noch ehe er sich wirklich zu kräftigen vermochte, in seiner ganzen Existenz bedroht durch den Angriff des seit seiner Alleinherrschaft ganz in staufisches Fahrwasser geratenen Kaisers Otto IV. Ein Gelingen dieses Angriffs hätte die politische Umklammerung des Papsttums erneut. Innozenz konnte sich davor nur retten, indem er dem Kaiser den jungen Staufer Friedrich als deutschen Thronkandidaten entgegenstellte. Diese Gefahr rief Otto über die Alpen zurück.

Für Friedrich gab die Rettung Siziliens den Ausschlag zur Annahme der von einer deutschen Fürstenminorität angebotenen Krone. Die staufischen Erinnerungen, das persönliche Geschick Friedrichs, die Unbeliebtheit Ottos, die Agitation des Papstes und französisches Geld wandelten dann das anfangs tollkühne Abenteuer in einen großen Erfolg. Die europäische Schicksalsschlacht von Bouvines brachte 1214 die Entscheidung zu Gunsten des Staufers. Als sein welfischer Gegner 1218 starb, war Friedrich unbestrittener Herrscher im Reiche.

Noch war die Frage, ob er seinen Versprechungen an die Kurie gemäß auf Sizilien zu Gunsten seines Sohnes Heinrich würde verzichten müssen. Mit hoher diplomatischer Kunst wußte Friedrich das zu verhindern. Durch die deutsche Königs-

wahl seines Sohnes, die die Fortdauer der Verbindung Siziliens mit dem Reiche verbürgte, entwertete er jenen Verzicht, der gerade die Trennung hatte bewirken sollen, in den Augen der Kurie. Als er aus den Händen des versöhnlich und milde gesinnten Honorius III. 1220 die Kaiserkrone entgegennahm, war äußerlich der Machtumfang Heinrichs VI. hergestellt. Im Innern waren freilich in allen Reichsteilen die schwersten Einbußen zu verzeichnen. Rückbildungsversuche mußten da neue Kämpfe heraufbeschwören.

II. Friedrich und Deutschland.

Friedrich II. hat Deutschland als Fremder gegenübergestanden. Wie weit seine Beherrschung der deutschen Sprache gegangen ist, bleibt fraglich; als Kaiser hat er sich noch nicht zwei ganze Jahre auf deutschem Boden aufgehalten. Nationale Erfolge während seiner Regierung, wie die Zurückweisung der dänischen Macht und die Anfänge des Deutschordensstaates können nicht eigentlich auf seine Rechnung kommen, während der politische Rückgang Deutschlands nach außen und innen mit seiner persönlichen Politik in engster Beziehung steht.

Deutsche Forscher wie Böhmer und Ficker haben daher vom nationalen Standpunkte die schwersten Vorwürfe gegen Friedrich erhoben. Aber selbst zugegeben, daß damals noch ein Wiederausbau der Königsmacht möglich gewesen wäre, so konnte Friedrich sich nicht unmittelbar gegen die Mächte wenden, die ihn eben emporgehoben, Kirche und Fürstentum. Eine volle Konzentration auf Deutschland mit Vernachlässigung Italiens war überdies gerade von dem Sizilianer nicht zu verlangen, und endlich war sein Vorgehen vom universalen Standpunkte aus vollkommen richtig. Einer Wiederherstellung der Macht Heinrichs VI. auch im Innern bot in der Tat Sizilien die meiste Aussicht auf Erfolg. Viel weniger Reichsitalien, wo die Erwerbungen des Papsttums entgegenstanden, am wenigsten Deutschland, wo eine Rückbildung gegen Papsttum und Fürstentum durchgeführt werden mußte. Friedrichs Reorganisationswerk hatte daher seinen Gang von Süden nach Norden zu nehmen, und während der Arbeit in Italien war

Deutschland durch Entgegenkommen gegen die Fürsten in Ruhe zu halten.

Diese deutsche Politik Friedrichs hat vor allem in zwei großen Privilegien ihren Ausdruck gefunden. Das eine von 1220 galt den geistlichen Fürsten Deutschlands. Die Stütze, welche die Krone an ihnen seit den Tagen Ottos des Großen gehabt hatte, war durch die Zugeständnisse Ottos IV. und Friedrichs II. an die Kurie endgültig zusammengebrochen. Nur durch Förderung ihrer territorialfürstlichen Stellung konnte der Kaiser hoffen, sie noch eine Weile auf seiner Seite zu halten. Jetzt bezahlte er ihnen so die der Kurie unerwünschte Königswahl seines Sohnes. Späterhin haben auch solche Mittel nicht mehr verfangen, in den vierziger Jahren ging dies Feld dem deutschen Königtum völlig verloren.

Auch den weltlichen Fürsten gegenüber war Friedrich, wenn er Deutschland aus der Ferne in Ruhe halten wollte, auf Zugeständnisse angewiesen. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes Heinrich (VII.), dem nominell die deutsche Herrschaft übertragen war, waren die Fürsten die eigentlichen Regenten, nach deren Standesinteresse alles entschieden ward. Der mündig gewordene junge König aber suchte sich diesem Drucke zu entziehen — vom engeren deutschen Standpunkte aus, der nicht mit dem universalen Friedrichs übereinstimmte, gewiß mit Recht, aber doch ohne Umsicht und Nachdruck. Die Fürsten rangen ihm als die Stärkeren neue umfassende Zugeständnisse ab, die der Kaiser wohl oder übel im wesentlichen bestätigen mußte (1232). Das war das andere der beiden großen Privilegien, das nun allen Territorialfürsten galt.

Beide Privilegien bilden einen Markstein in der Entwickelung Deutschlands aus der Monarchie zur Fürstenaristokratie. Die Krone zog den größten Teil ihrer Hoheitsrechte aus den Gebieten der Fürsten zurück, die damit zu Landesherren wurden, indem ihr Beamtencharakter erlosch, ihre Vasallenstellung in den Hintergrund trat. Der König blieb wenig mehr als ein Vorsitzender im Fürstenparlament. Die Entwickelung zu noch weitergehender Verselbständigung nahm auch künftig ihren Fortgang, bis mit der goldenen Bulle Karls IV. eine weitere Stufe zunächst für einen engeren, dann immer ausgedehnteren Kreis von Fürsten erreicht wurde.

Daß die Zukunft Deutschlands diesen Sondermächten gehörte, war aber bereits 1232 entschieden. Schon damals erschienen mehr fast als das Königtum die emporblühenden Reichsstädte als die Hauptgegner dieser fürstlichen Territorialentwickelung. Heinrich hatte auch nach dieser Richtung die schwächlichen Ansätze einer bürgerfreundlichen Politik mit demütigenden Zugeständnissen an das Fürsteninteresse bezahlen müssen. So nehmen diese städtefeindlichen Bestimmungen auch in Friedrichs bestätigendem Privileg einen breiten Raum ein. Auch sonst leistete die damalige Reichsregierung oft genug der fürstlichen Interessenpolitik Vorspann gegen das Bürgertum, so durch das Verbot aller Städtebündnisse und Unterdrückung aller autonomen Regungen gegen die bischöflichen Stadtherren. Gleichwohl war sie nicht grundsätzlich städtefeindlich. Soweit fürstliche Interessen nicht berührt wurden, begünstigte auch Friedrich die königlichen Städte mit Eifer. Die Frankfurter Messe ist nur ein Beleg dafür unter vielen. Und die Reichsstädte waren sich ihrer Interessengemeinschaft mit dem Königtum wohl bewußt; sie blieben bis zuletzt den Staufern treu.

Die eigenwillige, in ihren Ergebnissen unglückliche Politik König Heinrichs hatte eine starke Mißstimmung Friedrichs gegen ihn erzeugt. Der Versuch, ihn in demütigender Weise zu verpflichten und gewissermaßen unter fürstliche Aufsicht zu stellen, erwies sich als verfehlt. Die kleinen schwäbischen Herren trieben Heinrich auf der abschüssigen Bahn vorwärts.

Die religiösen Bewegungen und Kämpfe jener Tage boten nur neuen Konfliktstoff zwischen Vater und Sohn. Deutschland stand damals unter den Einwirkungen franziskanischen und dominikanischen Geistes. Typische Vertreter beider Richtungen in ihren Extremen waren Landgräfin Elisabeth von Thüringen und ihr Beichtvater Magister Konrad von Marburg: Elisabeth, die franziskanische Ideale, für unser Gefühl freilich in ungesunder Übertreibung, verkörperte; Konrad, der über Deutschland die erste allgemeine Ketzerverfolgung voll Fanatismus und Aberwitz, Blutgier und Eigennutz heraufbeschwor, bis er selbst dem aufgespeicherten Haß seiner Gegner auf offener Straße zum Opfer fiel. Noch ehe die Bewegung in dem Kreuzzuge gegen die Stedinger

Bauern ihren Abschluß fand, hatte König Heinrich durch Verkündigung des Frankfurter Landfriedens von 1234 in sie hemmend eingegriffen. Damit aber trat er in neuen Gegensatz zu der Politik Friedrichs, der eben in Rücksicht auf die freundlichen Beziehungen zum Papsttum seine Ketzergesetze noch verschärft hatte. Durch verräterische Verbindung mit dem offen reichsfeindlichen Lombardenbunde zwang Heinrich endlich seinen Vater zu energischem Einschreiten.

Seine Sache war von vornherein verloren. Der allgemeine Abfall bei Friedrichs Erscheinen zwang den Sohn zur Unterwerfung; apulische Kerkermauern sahen sein Ende.

Friedrichs Ansehen wuchs. Auf dem glänzenden Mainzer Hoftag von 1235 erließ er das umfassende Landfriedensgesetz, das, als erstes in deutscher Sprache abgefaßt und verkündet, in Zukunft Grundlage aller Weiterbildungen auf diesem Gebiete wurde. Eine Einwirkung der fortgeschrittenen Verfassung und Verwaltung Siziliens hätte in gewissen Grenzen für Deutschland nur segensreich werden können. Ansätze in dieser Richtung waren etwa die Bestellung eines Reichshofrichters mit dem beigeordneten Hofgerichtsnotar, die Festsetzung des Todesjahres Heinrichs VI. als Normaljahr, von dem ab für neue Zölle und Münzen die Berechtigung nachzuweisen war, wohl auch eine bessere Verwaltung der Steuern königlicher Städte, wie sie uns der Fund eines Verzeichnisses aus dem Jahre 1241 gezeigt hat. Das königliche Gut begann sich wieder zu mehren. Bedeutsam konnte namentlich die Erwerbung von Österreich und Steiermark für das Reich werden, die Friedrich in dreifachem Anlauf, den Habsburgern die Wege weisend, durchführte. Die Königswahl seines Sohnes Konrad schloß die Reihe dieser deutschen Erfolge.

Der Lombardenkrieg und der anschließende große Weltkampf mit dem Papsttum zogen Friedrich künftig von Deutschland ab. Die deutschen Vorgänge der vierziger Jahre, wie die Kämpfe Konrads IV. mit den Gegenkönigen, blieben für die große Entscheidung von untergeordneter Bedeutung; Friedrichs Person auf dem italienischen Schauplatz war ausschlaggebend bis zu seinem Tode.

Friedrichs Einwirkung auf Deutschland aber endete nicht mit seinem Tode. Es ist rührend, wie das deutsche Volk seine

Sehnsucht nach der entschwundenen Kaiserherrlichkeit gerade an den Herrscher knüpfte, den das Schicksal bestimmt hatte, ihren Verfall zu besiegeln. Die anfängliche Verheimlichung seines Todes wirkte zusammen mit eschatologischen Prophezeiungen der Joachimiten. Zuerst in Sizilien, dann in mehrfachen Wiederholungen in Deutschland tauchten die falschen Friedriche auf. Mit mythologischen Vorstellungen vermischt, lokalisierte sich die Kaisersage in Thüringen, im Kyffhäuser. Das Volksbuch von 1519 ward die Grundlage der Vertauschung Friedrichs II. mit Barbarossa, die durch Rückerts Gedicht von 1813 allgemein wurde. Erst spätere gelehrte Forschung brachte die Erkenntnis dieses Irrtums, aber eine Rückbildung der Sage daraufhin erscheint heute weder angängig, noch für das nationale Empfinden wünschenswert, dem Barbarossa weit mehr entspricht als Friedrich II.

III. Friedrich und Italien.

Wenn der Grundzug von Friedrichs deutscher Politik das Gehenlassen ist, so zeigt sein Verhältnis zu Italien Arbeit, Kraft und Initiative. Am getreuesten spiegeln sich seine innerpolitischen Ideale wider in seiner sizilischen Monarchie.

Dieser Staatsbau gilt seit lange als Friedrichs Hauptruhmestitel. Die neuere Forschung hat einige Abstriche gemacht: vieles ist nur Herstellung normannischer Einrichtungen, andres verrät mohammedanische Einflüsse; das Finanzwesen hat berechtigte Kritik erfahren. Was bleibt, genügt aber immer noch, Friedrich als Staatsbaumeister ersten Ranges erscheinen zu lassen.

Das Werk vollzog sich in drei Etappen. Die Assisen von Capua 1220 erstrebten Herstellung der Monarchie und Wehrkraft des Landes. Die folgenden Jahre waren der energischen Durchführung gewidmet; aber der erste Kampf mit dem Papsttum erschütterte das Werk.

Die berühmten Konstitutionen von Melfi 1231 brachten die Reorganisation und zugleich die eigentliche moderne Umgestaltung des Staatswesens. Sie waren trotz zahlreicher Entlehnungen aus den Konstitutionen Rogers II., trotz der Mit-

arbeit des Erzbischofs Jakob von Capua und Peters von Vinea im wesentlichen doch Schöpfung Friedrichs.

Dasselbe Jahr brachte die große Finanzreform, die sich von der normannischen Überlieferung weit stärker entfernte und wohl zugleich als Rüstung für einen künftigen Kampf gegen die kapitalkräftigen Mächte: Papsttum und Lombarden gedacht war. Die letzte Umwandlung aus dem Anfang der vierziger Jahre endlich bezweckte vorwiegend eine Anpassung an die Kriegslage.

Im Brennpunkt des Staatswesens stand das Königtum. Mit der angeborenen Begabung und früh entwickelten Neigung wirkten bei Friedrich normannische, mohammedanische, imperialistische und römisch-rechtliche Einflüsse zusammen zu ganz persönlichem Regiment. Diese erstarkte Monarchie wandte sich hier ganz im Gegensatz zu ihrem Verhalten in Deutschland rücksichtslos gegen die feudalen Gewalten, durch Revokation von königlichen Rechten und Besitzungen, Niederlegung unrechtmäßig erbauter Burgen, selbständige Organisation der Landesverteidigung, sarazenisches Söldnertum im Heer und Neuschöpfung einer sizilischen Flotte. Durch solche und andre Maßregeln ward hier zuerst in Europa die Kraft des Feudalismus gebrochen. Und nicht ein launenhaft tyrannischer Despotismus trat an die Stelle, sondern ein Königtum, das, frei von Mystik und Dogmatismus, für seine Handlungen Vernunft und wissenschaftliche Einsicht zum Maßstab setzte und in diesem allgemeinen Rationalismus, in einer Fülle von statistischen und nationalökonomischen Erwägungen, von volkserzieherischen, hygienischen, wirtschaftspolitischen Maßnahmen bereits hinweist auf den aufgeklärten Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts.

Dies Königtum bedurfte unbedingt schlagfertiger Organe seines Willens. So vollzog es den bedeutsamen Übergang vom Lehenswesen zum modernen Beamtentum, das nach Bildung, auf Zeit und Besoldung angestellt wurde. Die nach orientalischen Vorbildern gegründete Staatsuniversität Neapel sollte dafür einen von dem Freiheitshauche der oberitalienischen Universitäten behüteten juristischen Nachwuchs großziehen. Justiz und Verwaltung, in der obersten Zentralbehörde der Großhofrichter vereinigt, gabelten sich in den Provinzial-

behörden. Es war doch nicht nur die gesteigerte Leistungsfähigkeit, die diese Verwaltung gegenüber dem Lehensstaate auszeichnete, für die Massen der Bevölkerung bedeutete sie auch eine Zunahme an Gerechtigkeit und sozialer Fürsorge.

Neben Königtum und Beamtentum sanken alle anderen Körperschaften im Staate zur politischen Bedeutungslosigkeit herab, so die Hoftage der königlichen Vasallenschaft, die Städte, aus denen wohl Sachverständige, aber nicht Vertreter herangezogen wurden, so auch die Kirche, sie freilich nach beständigen Reibungen zwischen König und Papst vollkommen erst in den letzten Kampfesjahren.

Aber trotz aller Heimatliebe und Fürsorge des Herrschers hatte auch Sizilien schwer zu empfinden, daß es der Teil eines Universalreiches geworden war, dessen Behauptung unendliche Mittel erforderte. Die Finanzreform lieferte zwar glänzende, vielbestaunte Ergebnisse, erwies sich aber schließlich doch als ein Raubbau auf Kosten der Zukunft des Landes. Auf diesem Gebiete sind entweder normannische Ansätze sehr viel weiter entwickelt oder es ist ganz Neues geschaffen. Die alten Beiträge der Vasallen wurden in eine feste jährliche Grundsteuer umgewandelt, die Kopfsteuer für Mohammedaner und Juden erweitert, ungemein reich das System der indirekten Steuern ausgebaut, aber dadurch auch die Preise der notwendigsten Lebensmittel übermäßig gesteigert. Am ergiebigsten aber auch drückendsten waren die seit 1231 unter orientalisch-jüdischem Einflusse eingeführten Staatsmonopole; und der staatliche Getreidehandel, der sich über das ganze Mittelmeer erstreckte, warf zwar glänzende Gewinne ab, wirkte aber lähmend auf den privaten Anbau und Getreidehandel.

Friedrich war nicht blind für die Schäden des Systems, er versuchte wiederholt Reduktionen, seine theoretischen Grundsätze waren vortrefflich, aber die Not des Krieges zwang ihn immer wieder zur Steigerung seiner Anforderungen. Gerade dies Finanzsystem hat vielfache Nachahmung gefunden, so in den italienischen Tyrannien, in Aragonien und dem preußischen Ordensstaate. Die gesamte Verfassung in ihren Grundzügen hat ihren Schöpfer Jahrhunderte überdauert und dadurch nicht zum wenigsten einen Beweis ihrer Gediegenheit geliefert.

Zwischen der mittelbaren Beherrschung Deutschlands und der unmittelbaren Siziliens fehlte als Mittelglied Reichsitalien. Eine volle Herstellung der Reichsgewalt in Mittelitalien hinderte zunächst der erweiterte Kirchenstaat. Um so wichtiger war sie in der Lombardei, wenn man an einer Verbindung von Sizilien mit Deutschland festhielt.

Rechtsgrundlage in der Lombardei war der Konstanzer Friede von 1183, aber die damals noch dem Kaisertum gewahrten Hoheitsrechte waren in den letzten Jahrzehnten großenteils in Verlust geraten. Ein erster Versuch Friedrichs zu ihrer Herstellung (1226) scheiterte an dem Widerstande des erneuerten Lombardenbundes und der vermittelnden Einmischung des Papstes. Dieselben Vorgänge wiederholten sich im Beginn der dreißiger Jahre. Beide Male war Friedrichs militärische Lage zu schwach zum kriegerischen Vorgehen. Der Anschluß Veronas unter Ezzelin verbesserte sie bedeutend, die verräterische Verbindung der Lombarden mit König Heinrich (VII.) machte das päpstliche Schiedsgericht hinfällig und gewann die deutschen Fürsten für den Reichskrieg. Der Sieg bei Cortenuova (1237) schien dem Kaiser Italien zu Füßen zu legen.

Es war der verhängnisvolle Wendepunkt seines Lebens, als er sehr weitgehende Friedensanerbietungen der Mailänder abwies und Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade verlangte. Wenn er wirklich das sizilische Beamtenregiment auf Oberitalien zu übertragen strebte, so unterschätzte er die Kraft des kommunalen Selbständigkeitsdranges der Lombarden. Sein politisches Augenmaß war getrübt durch persönliche Gereiztheit gegen die Rebellen. Anstatt sich mit dem Gebotenen zu begnügen und sich mit ungeteilter Kraft gegen den Hauptfeind, das Papsttum, aufzustellen, setzte er den Krieg in mühevollen Belagerungen fort. Die Kurie aber lauerte nur auf den ersten Mißerfolg seiner Waffen, um den Lombarden beizuspringen. Mit dem Jahre 1237 wird der Höhepunkt von Friedrichs Regierung überschritten. Hier ist der Ort, ein Bild seiner Persönlichkeit in ihrer vollen Manneskraft zu zeichnen.

IV. Friedrichs Persönlichkeit und kulturelle Wirksamkeit.

Aus gleichzeitigen Bildwerken, Miniaturen, Skulpturen, Siegeln und Münzen läßt sich ein wirklich lebensvoller Eindruck von Friedrichs Äußerem leider nicht mehr gewinnen; denn die Identifizierung der Büste von Acerenza mit ihm ist mehr als zweifelhaft. Der Kaiser war von mittelgroßem, kräftigem Körper, der durch unablässige Übungen von früh auf gestählt war. Der Pomp glanzvollen Auftretens mit schwarzen Begleitern und einer ganzen Menagerie fremder Tiere steigerte den Eindruck seiner Person selbst auf Reisen nach Deutschland. In den apulischen Schlössern waren Pracht und Luxus noch größer, Harems standen dem König wie schon seinen normannischen Vorgängern zur Verfügung, orientalisch gefärbt war auch das Verhältnis zu seinen Gemahlinnen, wärmer das zu seinen Söhnen. Entnervt haben Luxus und Sinnlichkeit Friedrich nicht.

Sein Wissen und Können über seine Hauptbetätigung als Staatsmann und Feldherr hinaus waren fabelhaft. Eigene Forschung höchst bedeutender Art leistete er als Zoologe in seinem Buche über die Kunst der Falkenjagd, das in seiner echtwissenschaftlichen Kritik und seiner Begründung auf eigene Erfahrung neben den Schriften der großen Empiristen des dreizehnten Jahrhunderts, eines Roger Bacon und Albertus Magnus, einen hervorragenden Platz einnimmt. Der Eindruck von Friedrichs kühnem, vorurteilsfreiem Forscherdrang spiegelt sich wieder in so mancher Anekdote des zeitgenössischen Chronisten Salimbene. In benachbarte Wissensgebiete, wie Medizin und Mathematik, vermochte der Kaiser verständnisvoll und anregend einzugreifen, auch die Astrologie schätzte er hoch. Eine Anzahl von Gelehrten zog er an seinen Hof und regte sie zu Übersetzungen philosophischer und fachwissenschaftlicher Werke des griechischen Altertums und ihrer arabischen und jüdischen Fortbildner an. Seine reichen Sprachkenntnisse kamen ihm da ebenso wie bei diplomatischen Verhandlungen zustatten. Seine eigne dilettantische Dichtung gewann durch Anwendung der italienischen Vulgärsprache eine ungeahnte Bedeutung und stellte ihn an den Anfang der italienischen Literaturgeschichte.

Für seine Ansprüche an die bildenden Künste waren die persönlichen und staatlichen Bedürfnisse des Kaisers maßgebend. Achtzehn Kastelle und Lustschlösser auf dem süditalischen Festlande werden mit Sicherheit auf ihn als Erbauer zurückgeführt, und nach der konstruktiven und technischen Seite hat er sich dabei unzweifelhaft betätigt; wahrscheinlich geht auch der eigene Plan des reizvollen Jagdschlosses Castel del Monte auf ihn selbst zurück. Wie hier nicht nur einzelne Ziermotive, sondern auch das Rationelle und Monumentale des Ganzen auf die Renaissance hinweisen, so tritt das fast noch mehr in der Plastik hervor, wo die Capuaner Bildhauerschule in engster Anlehnung an die Alten arbeitete, und Friedrich selbst durch die Anlage einer Antikensammlung und die Prägung seiner goldnen Augustalen seine Schätzung der Alten bekundete.

Die schwache Seite dieser ganzen Kulturförderung war, daß sie auf zwei Augen stand, und die anspornende Tätigkeit des Kaisers Kräfte von freier Selbständigkeit schwerlich zu entfesseln vermochte. Ohne Wirkung auf die Gesamtkultur ist sie darum selbst da nicht geblieben, wo die direkten Fäden durch den Tod des Herrschers abgerissen wurden. Friedrich ist der Hauptträger jener seit den Kreuzzügen beginnenden Kulturbewegung, die man als Renaissance in orientalischem Gewande bezeichnen könnte, und die der eigentlichen Renaissance den Boden bereitet hat. Indem er als Kaiser die Welt zwang, sich Jahrzehnte lang mit ihm zu beschäftigen, trug er mehr, als sich wägen und messen läßt, bei zur Entfesselung der Geister und hat die Bewegung der italienischen Renaissance eingeleitet, beschleunigt und nach mehreren Seiten dauernd bestimmt.

So anziehend eine derart reichbegabte Natur für ihre Umgebung sein konnte, wenn sie wollte, so standen doch Selbstgefühl und Herrscherstolz vollständig in ihrem Mittelpunkte. Gefühlswerte, wie Dankbarkeit und Pietät mußten zurücktreten, wo sie mit Friedrichs Interesse zusammenstießen, und bei einer Durchkreuzung seines Willens erwachten in ihm die wildesten Leidenschaften. Gegen Rebellen und Verräter schien ihm jede Treulosigkeit erlaubt, die furchtbarste Bestrafung geboten. Aber es war auch bittere Notwendigkeit, die

ihn in dem Kampfe mit der päpstlichen Macht zu immer strengeren und grausameren Maßregeln zwang.

In der ganzen Summe ihres Wesens eine Natur, die stets wieder Bewunderung weckt, aber auch den Haß der Gegner verständlich macht.

Aber weniger an den persönlichen Eigenschaften Friedrichs, als an den Fragen der Weltanschauung haben sich von je die Geister geschieden. Danach richtet sich noch heute im wesentlichen die Beurteilung. Die Wissenschaft sucht einen gemeinsamen sicheren Boden nach beiden Seiten auszudehnen. Aber auch die Haltung Friedrichs zu diesen Fragen wird noch verschieden aufgefaßt. Haucks starke Betonung des mittelalterlichen Menschen in Friedrich ist schwerlich gerechtfertigt. Sie setzt nach deutscher Art zu sehr eine ausgeglichene Einheitlichkeit voraus, während dem Romanen Friedrich eine doppelte Buchführung in Fragen der Weltanschauung keineswegs einen unerträglichen Widerspruch bedeutete. Namentlich durch die uns überlieferten Aufzeichnungen des Aufsehers der Moschee von Jerusalem über des Kaisers religiöse Anschauungen, aber auch durch viele andere Belege steht Friedrichs aufgeklärter Skeptizismus ebenso fest, wie seine äußere Kirchlichkeit. Der Averroismus, der solchen Zwiespalt geradezu zum System erhob, hat Friedrich darin wohl nur noch mehr befestigt. Ein Festhalten an der Kirche aber machte ihm schon sein kaiserliches Amt zur selbstverständlichen Pflicht, wie es damals überhaupt die Voraussetzung jeder politischen Machtentfaltung war. Ebendarum glaubte die Kurie dem Ansehen des Kaisers keinen härteren Stoß versetzen zu können, als indem sie gegen ihn den Vorwurf der Ketzerei schleuderte. Jenes Wort von den drei Schwindlern: Moses, Jesus und Mohammed hat Friedrich schwerlich gesprochen, während der Zweifel an der jungfräulichen Geburt seiner Geistesart schon eher zuzutrauen wäre. Aber so oder so, selbstverständlich war doch für den Politiker, daß er leugnete und eine strenge Kirchlichkeit nur um so mehr betonte. Er gab den Schlag zurück, indem er den Papst selbst der Glaubenslosigkeit beschuldigte und eine Rückführung der Kirche zur alten apostolischen Einfachheit forderte: ein geschicktes Kampfmittel, aber auch nicht mehr als das! Gegen politische Zugeständnisse wäre Friedrich stets

zur Versöhnung mit diesem „entarteten" Papsttum bereit gewesen, und auch der Papst hätte in dem gleichen Falle leicht über die Ketzerei des Kaisers hinweggesehen. Der große Gegensatz zwischen beiden lag also auf politischem Gebiete!

V. Kaiser und Papst.

Kaisertum und Papsttum, theoretisch wohl in friedlichem Zusammenwirken denkbar, aber bei der Fülle der Gewalt und der Verquickung von Staat und Kirche stets zu gegenseitigen Übergriffen geneigt, hatten seit den Tagen Gregors VII. den Konkurrenzkampf um die Weltherrschaft begonnen. Unter Barbarossa war er vor allem ein Ringen um Italien geworden. Seit dem Frieden von Venedig stieg das Kaisertum zur Übermacht. Nach Heinrichs VI. Tod sprengte das Papsttum die Bande, aber knüpfte sie selber neu. Mit der Herstellung von Heinrichs Machtbereich unter Friedrich II. war der Konflikt bereits gegeben. Friedrich suchte sich dem inneren Ausbau zu widmen, die Kurie, ihn abzulenken. Der Kaiser wußte im Interesse der sizilischen Reorganisation den gelobten Kreuzzug hinauszuschieben. Endlich verpflichtete ihn der Vertrag von S. Germano bei Strafe des Bannes für das Jahr 1227. Sein Eingreifen in die Lombardei in der Zwischenzeit bis dahin war der zweite Schritt zur Macht Heinrichs VI. Er stärkte das Mißtrauen der Kurie. Der Papstwechsel brachte damals mit Gregor IX. einen Mann auf den Stuhl Petri, der die kirchlichen Herrschaftsziele Innozenz' III. mit einer an Gregor VII. gemahnenden Leidenschaft und Willenskraft erstrebte und dadurch nicht zum wenigsten dem folgenden Kampfe den Charakter aufprägte. Eine Herstellung der Macht Heinrichs VI. war mit jenen Herrschaftsansprüchen unvereinbar. Gregor IX. zog entschlossen die Folgerung und eröffnete den Kampf, wobei das eigentlich wirksame politische Motiv nach Möglichkeit verschleiert wurde. Als Friedrich 1227 von einer Seuche ergriffen ward und für seine Person den Kreuzzug verschob, schleuderte der Papst gegen ihn den Bann, erklärte seine Krankheit für Heuchelei und begründete die Exkommunikation weiterhin mit neuen, insbesondere auf Sizilien bezüglichen Beschwerden.

Friedrich aber trat im folgenden Jahre ungeachtet des Bannes den Kreuzzug an und erzielte trotz großer Schwierigkeiten höchst annehmbare, aber von der Kirche mißachtete Ergebnisse. Dann kehrte er überraschend zurück, warf die eingedrungenen päpstlichen Truppen aus seinem sizilischen Reiche und bot dem Papste Frieden. Die Verhandlungen wurden gekennzeichnet durch zähe Hartnäckigkeit Gregors und weitestes Entgegenkommen Friedrichs. Namentlich mit Zugeständnissen betreffs der sizilischen Kirche hatte er die Absolution zu erkaufen. Winkelmann hat daher den Tag von Ceperano an Schmach für das Kaisertum mit Canossa verglichen, und Hauck hat neuerdings Friedrichs gesamte Kirchenpolitik sehr ungünstig beurteilt. Die hoffnungslosen Schwierigkeiten seines Kampfes gegen die zugleich politische und kirchlich-moralische Macht des Papsttums werden damit wohl unterschätzt. Noch konnten nicht die geschlossenen Nationen, wie seit dem 14. Jahrhundert im europäischen Westen, oder das religiöse Gefühl der Massen, wie in dem Deutschland Luthers, gegen die Kurie mobil gemacht werden. Gerade weil Friedrich diese ungeheure, unbezwingliche Gewalt des Papsttums richtig einschätzte, war das Ziel seiner Politik, durch diplomatische Mittel und kirchliche Zugeständnisse den Konflikt hinauszuschieben und derweil seine politische Macht auszubauen, womöglich bis zu dem Grade, daß ihr Druck den Bruch überhaupt verhindern konnte. Die sizilisch-kirchlichen Zugeständnisse haben Friedrichs dortige Herrschaft schließlich nicht zu erschüttern vermocht. Dagegen gewann er durch den Frieden einen großen moralischen Sieg über das Papsttum, der sein Ansehen gewaltig steigerte.

In den Erfolgen der dreißiger Jahre trat das deutlich genug zutage. Kaisertum und Papsttum wirkten eine Weile friedlich und förderlich zusammen. Friedrich beanspruchte nicht mehr als Gleichstellung, verlangte aber freie Hand auf politischem Gebiete. Er baute Sizilien um so kräftiger aus und griff dann abermals in die Lombardei ein, schließlich (1237) mit dem größten Erfolge. Damit waren die letzten politischen Ziele des Papsttums völlig unvereinbar. Gregor IX. nahm trotz seines hohen Alters noch einmal die Verantwortung eines Weltkrieges auf seine Schultern. Bei dem ersten Miß-

geschick des Kaisers vor Brescia sprang er den Lombarden bei und schleuderte am Palmsonntage 1239 zum zweiten Male den Bann gegen Friedrich.

Aus den letzten großen Kämpfen sollen nur noch einzelne Momente herausgehoben werden. Hauck tadelt auch hier, daß der Kaiser, geistreich und mit neuen Ideen spielend, dem päpstlichen Gegner nicht mit dem gehörigen Nachdruck zu Leibe gegangen sei. Aber zu mehr als einem Kampfmittel neben andern konnten ihm seine kirchlichen Reformideen kaum dienen. Zu einer großen Umsturzaktion waren die Massen noch nicht reif, und Friedrich seinem Wesen nach schlechterdings kein kirchlicher Reformator.

Neu war auch die Idee der gemeinsamen Notwehr aller Staaten gegen die Übergriffe der Kirche und ein Appell an ein Konzil von geistlichen und weltlichen Vertretern zur Absetzung des Papstes und Reform der Kirche. Aber wenn den großen Konzilien des fünfzehnten Jahrhunderts auf diesem Wege kein voller Sieg gelang, wie wäre er schon im dreizehnten zu erlangen gewesen?

Der Hauptkampf wurde doch mit kriegerischen Waffen geführt; die eigenartigen Verhältnisse des italienischen Parteiwesens und die unvollkommene Belagerungstechnik der Zeit zogen ihn in die Länge.

Gegen Gregor ging der Kaiser zunächst stramm genug vor. Nur der Tod des Papstes gebot seinen Waffen Einhalt. Die Möglichkeit eines günstigeren Wahlergebnisses legte Friedrich eine Weile Zurückhaltung auf. Nach dem raschen Tode des erstgewählten Papstes und einer anderthalbjährigen Sedisvakanz ward mit Innozenz IV. anscheinend ein kaiserlicher Parteigänger gewählt. Indes schon der Name verkündete das Programm der Erbschaft Innozenz' III., und der schlaue Genuese war in demselben Grade gefährlicher als sein Vorgänger, wie einst Urban II. gegenüber Gregor VII.

Anfangs schien zwar ein Friedensvertrag zustande zu kommen, aber trotz sonstiger großer Zugeständnisse des Kaisers war er für die Kurie unannehmbar, weil die lombardische Frage darin nicht klar zu ihren Gunsten entschieden war. Weil aber an einer solchen rein politischen Machtfrage in den Augen der Welt die Versöhnung nicht scheitern durfte,

warf Innozenz IV. dem Kaiser während der Ausführungsverhandlungen plötzlich Vertragsbruch vor. Darauf entfloh er nach Lyon und verkündete dort auf dem großen Konzile des Jahres 1245 die Absetzung Friedrichs.

Kein Zweifel, daß Friedrich sich in diesen Jahren 1243—1245 vom Papste allzu lange mit Friedenshoffnungen hat hinhalten lassen. Er selbst erklärte, bisher sei er Amboß gewesen, von nun ab wolle er Hammer sein.

Ist er nun in dem furchtbaren Riesenkampfe dieser letzten Jahre unterlegen oder unbesiegt geblieben? Man hat sich früher für seine Niederlage entschieden. Die schweren Schicksalsschläge, die ihn in dieser Zeit trafen, haben diesen Eindruck hervorgerufen: zuerst 1247 der Abfall von Parma, im folgenden Jahre die Vernichtung seines Lagers und Heeres bei der großen Belagerung dieser Stadt, dann der Verrat, der den Kaiser selbst in den Kreisen der höchsten sizilischen Beamten umlauerte und schon 1246 zu einer weitverzweigten Verschwörung geführt hatte, die vorzeitig entdeckt und niedergeschlagen wurde. Anfang 1249 geriet auch sein erster Staatsmann Peter von Vinea in den Verdacht des Hochverrats. Adelsintriguen gegen den Emporkömmling, das begreifliche Mißtrauen Friedrichs und eine seltsame Verquickung der Umstände, die einen von Peter dem Kaiser empfohlenen Arzt als einen von den Päpstlichen bestochenen Attentäter entlarvten, wirkten zum Sturze des Großhofrichters zusammen. Verurteilt und geblendet, hat er sich der letzten Demütigung durch Selbstmord entzogen. Dantes Glaube an seine Unschuld dürfte auch mit der historischen Wahrheit übereinstimmen. — In demselben Jahre geriet der befähigteste Feldherr und Lieblingssohn Friedrichs, Enzio, in die Gefangenschaft der Bolognesen.

Solche Schicksalsschläge konnten wohl die Gesundheit des Kaisers erschüttern, aber Kampfesmut und Energie nicht brechen. Noch zuletzt senkte sich die Wage wieder zu seinen Gunsten. Die Grundlage seiner Stellung in Sizilien war unangetastet, die Verluste in Mittelitalien größtenteils wieder eingebracht, in Oberitalien von seinen Parteigängern bedeutsame Siege erfochten, der Weg nach Lyon, wo der Papst sich nicht mehr sicher fühlte, stand offen. In diesem Augenblicke starb Friedrich am 13. Dezember 1250. Er war unbesiegt,

und die Entscheidung weder nach dieser, noch nach jener Seite sicher oder auch nur wahrscheinlich. Trotz der ungünstigsten Nachfolgeverhältnisse und der nach Konrads IV. frühem Tode eintretenden Zerspaltung des staufischen Hauses hat die Kurie noch eines achtzehnjährigen Kampfes und der Hilfe der französischen Macht bedurft, um ihre staufischen Gegner niederzuzwingen. Auch das spricht für die Unbesiegtheit Friedrichs.

Deutschland hat vom nationalen Gesichtspunkte aus kein Interesse zu wünschen, daß er den Sieg erlangt hätte. Denn es wäre zum Nebenlande neben Italien herabgesunken. Einen tiefen Eindruck hat doch auch hier die Figur dieses letzten Kaisers im alten Sinne hinterlassen; das beweist schon das Anknüpfen der Kaisersage an ihn, und nicht zum wenigsten sein Ringen mit der Papstkirche ist in der Erinnerung des Volkes lebendig geblieben bis auf die Tage Martin Luthers.

Rußlands geistige Entwickelung im Spiegel seiner schönen Literatur.*)

Von Professor Dr. Alexander Brückner in Berlin.

Bei der Knappheit der zugemessenen Zeit und der Entlegenheit des Gegenstandes war ein starkes Sichten und Zusammendrängen des Stoffes unerläßlich. Von selbst empfahl es sich, die ältere Zeit möglichst kurz zu streifen, da sie nur für ein einheimisches (russisches) Publikum einiges Interesse gewähren kann; sie völlig auszuschalten ging nicht an, weil Rußlands geistige Eigenart, die Verzögerung seines Auftretens auf dem geistigen Plan, seine lang dauernde Unmündigkeit, Abhängigkeit von Europa, die Rolle der schönen Literatur und ihrer Kritik im nationalen Leben nur aus dieser Vergangenheit zu erhellen sind.

So sah sich der Vortragende gezwungen, die ersten zwei Vorlesungen einer russischen Literatur vor jeglicher russischen Literatur zu widmen! Namen wurden allerdings nicht genannt; es galt nur die Richtungen darzulegen, vor allem die Trennung des Volkes und seines Lebens von der Bildung und Literatur zu erläutern. Das Volk nämlich lebte sein historisches Leben, aufgehend in seiner Mission, europäischen Boden vor der turkotatarischen Flutwelle zu hüten, den Damm gegen die Steppenvölker zu halten, bis ihn die Katastrophe von 1240 durchbrach. An diese Zeit, die Zeit des russischen Großfürstentums in Kiev, der Mutter der russischen Städte, und seines sagenberühmten, milden Herrschers, „der Sonne" Wladimir, erinnern nur die epischen Lieder des Volkes, wie sie noch heute im hohen Norden, im Gouvernement Olonez, an der nördlichen Dvina und ihren Zuflüssen (Pinega u.s.w.),

---

*) Der vollständige Text des Lehrganges, in erweiterter Fassung, ist unter dem obigen Titel in Tübingen (Verlag von J. C. B. Mohr) 1908 (148 S. 8°) erschienen.

um Archangelsk und in Sibirien vorgetragen eher als gesungen werden. Allerdings sind es nicht nur Heidenkämpfe, die diese russischen Sagenhelden zu bestehen haben: es wuchern auch noch balladenartige Themen, wandernde Motive jeglicher Art, aus dem Morgen- und Abendlande, über diesen historischen Reminiszenzen, aber der Grundstock der „Bylinen“ (Sagenlieder) ist ein realer, wurzelt in den alten Kiever Verhältnissen und kann zu einer Charakteristik russischer Volksideale selbst ohne weiters verwertet werden: die demokratischen Tendenzen, der altruistische Zug, eine förmliche Gleichstellung des Weibes, unterscheiden dieses russische Volksepos von dem griechischen und germanischen; andere, ungünstige Züge sind der Mangel einer Sammlung, Konzentration und maßlose Übertreibung.

Aber derselbe „Sonne“-Wladimir hatte seinem Volke auch das Licht des Christentums zu vermitteln, und der schon geographisch und historisch gegebene Anschluß an Byzanz, die Annahme des griechischen Glaubens, entschied über Rußlands geistiges Leben. Mochte auch 989 der Unterschied zwischen den beiden Rom weniger zu besagen scheinen, bald stieg mit jedem Dezennium die gegenseitige Entfremdung; es folgte der entscheidende Bruch und die geistlichen Führer des russischen Volkes, seine Metropoliten griechischer Herkunft, sorgten dafür, daß Rußland mit jedem Jahrhundert europafeindlicher, mißtrauischer gegen die lateinischen, fränkischen „Heiden“ wurde. So schloß sich Rußland ängstlich gegen den Westen und sein Licht ab, ohne doch der Geistesschätze des Ostens teilhaftig zu werden. Denn statt griechischer liturgischer, also auch gelehrter und literarischer Sprache, statt einer dauernden Unterweisung im Griechischen, die ja naturnotwendig zur Einrichtung besonderer Schulen und eines geregelten Unterrichtes hätte führen müssen, wie ja dies beim Latein im Abendlande der Fall war, erhielt Rußland 989 die slavische, altbulgarische Kirchen- und Literatursprache. Damit erhielt es allerdings, ohne eigene Mühe und Arbeit, sofort eine, wenn auch einseitig (religiösasketisch) ausgewählte, aber doch bedeutsame Schriftenmenge — nur verblieb es bei diesem einmaligen Kapital, das in den späteren Jahrhunderten nicht mehr nennenswert vermehrt und dessen einseitiger, be-

schränkter Inhalt noch weniger durchbrochen ward. So trat der merkwürdige Fall ein, daß in den späteren Jahrhunderten Rußlands Bildung und Literatur statt organisch zu wachsen, zusehends verfiel und verarmte. Diese asketische Literatur predigte Weltflucht, stellte ihre unerreichbaren, mönchischen Ideale auf, berücksichtigte das Leben nur, indem sie es bekämpfte, und brachte so eine tiefe Zwietracht in dieses Leben hinein, das, wenn es nicht erlöschen wollte, sich von seiner Literatur lossagen mußte. Zu dieser Verarmung und Verknöcherung des einst lebhafter pulsierenden altrussischen Lebens trug die Mongoleninvasion von 1240 nur insofern bei, als sie den alten politischen Organismus zerstörte und neuer Entwickelung die Bahn ebnete.

Diese neue Entwickelung im 14. und 15. Jahrhundert brachte zuerst eine völlige politische Spaltung Rußlands: sein Westen fiel an Litauen und Polen; in seinem Osten entstand ein neues Zentrum. Moskau hat in vorsichtiger, zielbewußter Arbeit durch Generationen die allmähliche „Sammlung", zuerst des ganzen russischen Ostens, die Unabhängigkeit von seinen tatarischen Herren, endlich den Anspruch auch auf die entfremdeten polnisch-litauischen Gebiete Rußlands, den Kampf um dieselben zu seiner Aufgabe gemacht und alle Mittel daran gesetzt. Dieses neue Zentrum war nun nach seiner geistigreligiösen Richtung noch viel einseitiger und ausschließlicher orthodox, als das alte Kiev es gewesen; politisch gestaltete es sich, im Anschluß an den tatarischen Despotismus und geweiht durch den byzantinischen Cäsaropapismus, zu einer Autokratie um, die jede selbständige Regung, schließlich jedes Gefühl für Menschenwürde und Menschenrechte dem Russen ausgetrieben hat. Daß unter solchen Umständen keine Literatur gedeihen konnte, ist selbstverständlich; Moskaus einziges Verdienst bestand jetzt nur in der Erhaltung dessen, was der Süden vorher geschaffen hatte. Erst im 16. und 17. Jahrhundert änderte sich dies langsam; die durch Kiev vermittelte Berührung mit Polen, d. h. mit dem Abendlande, brachte scholastische Methode und Wissen in der Behandlung theologischer Sachen sowie eine Bereicherung der belletristischen und historischen Literatur durch bloße Übersetzungen herbei; auch sonst machten sich fremde Einflüsse immer bemerkbarer.

Die geistige Umwälzung, die Rußland für immer europäische Bahnen einzuschlagen, aus seiner bisherigen Isolierung herauszutreten zwang, leitete Peter des Großen staunenswerte Energie ein. Er begnügte sich nicht mehr mit jenen kümmerlichen und fragwürdigen, kieverpolnischen Anleihen, sondern schöpfte aus dem vollen; wandte sich unmittelbar an Holland und Italien, Deutschland und Frankreich; schickte dorthin und brachte von dort Leute, Pläne, Bücher. So wurde, trotz allen Widerstrebens der reaktionären, am Alten fanatisch hängenden Massen, europäische Bildung aufgedrängt, und es schieden sich immer strenger die wenigen Vertreter der Zivilisation von der Masse des in Aberglauben und Unwissenheit versinkenden Volkes; es trat eine verhängnisvolle Entfremdung, die noch heute nicht überwunden oder ausgeglichen ist, zwischen Volk und Gebildete; immer größer, unerträglicher wurden die Schrecken der Leibeigenschaft, das Schmarotzen der Gebildeten auf Kosten des Volkes.

Für die schöne Literatur als solche fiel unter Zar Peter wenig ab, trotz einer ausgedehnteren Übersetzungstätigkeit, da der Zar alles Praktische und Aktuelle bevorzugte; eigentliche Förderin ist hier erst Katharina II. geworden, die sich selbst in den Dienst der Literatur lange und eifrig gestellt hat. Freilich, die Initiative hat sie nicht mehr allein ergriffen: schon begann ja Peters Aussaat zu reifen und gingen aus seinen und seiner Nachfolgerinnen Schulen die ersten Literaten hervor, die Rußlands Rückständigkeit zu überwinden, die riesenweit vorausgeeilten europäischen Verwandten einzuholen suchten. Die große Kaiserin griff nun mächtig fördernd ein. Diese sich treibhausartig, nicht aus dem nationalen Boden entwickelnde Literatur, hauptsächlich auf die Gunst des Hofes und der Magnaten gestellt, ohne selbständigen Halt im großen Publikum, das ja erst zu schaffen war, war eine streng nachahmende, pseudoklassische, französische. In ihrem schwächlichen Schaffen von Epopöen nach Art der Henriade, Tragödien nach Voltaire, Komödien nach Regnard, Fabeln nach Lafontaine, Oden nach Rousseau oder Friedrich dem Großen konnte sie natürlich keinen Anspruch darauf erheben, russische Wirklichkeit widerzuspiegeln; sie glaubte bereits national zu sein, daß sie Sprache oder gar russische Namen verwandte. Nur in

dem niedrigen Genre, Komödie, Satire, Fabel und namentlich in der satirisch-moralisierenden Prosa zahlreicher Wochenschriften (nach dem französischen Abbild des Addison) konnte russisches Leben einigermaßen durchbrechen. Das eigentliche Verdienst dieser Literatur liegt daher auf einem anderen Gebiete! sie vertrat zuerst europäische Ideen, Humanität, edle Regungen des Herzens; sie machte das Publikum, das sie sich selbst langsam schuf, mit Literatur überhaupt bekannt, gab deren erste Muster; vervollkommnete die Sprache, die sie von den fremden, muffigen, kirchenslawischen Schlacken befreite und der lebenden Sprache immer entschiedener, zumal in der Komödie, annäherte. Ihre Verdienste sind daher wesentlich erzieherischer Art; außer in ein paar Komödien und zuletzt in den gar verspäteten Fabeln Krylows (160 Übersetzungen in 21 Sprachen, der erste literarische Erfolg Rußlands) hat sie nichts Eigenes, noch Bedeutendes zu sagen.

In der Kaiserin selbst, der Förderin der Literatur, Verfasserin von Komödien, Mitarbeiterin an den Wochenschriften, erwuchs dieser neuen ungekräftigten Literatur der gefährlichste Gegner. Denn als der Enzyklopädismus, dessen begeistertste Anhängerin sie einst gewesen, die Autorität von Thron und Glauben zu untergraben drohte und sich schließlich zu der revolutionären Bewegung in Paris auswuchs, trat die Kaiserin jeglicher liberaleren, kritischeren Richtung immer entschiedener entgegen und verpönte am Ende ihrer langen, äußerlich glanzvollen Regierungsperiode aufs schärfste, was sie an deren Anfang selbst verherrlicht hatte; die grausamsten Verfolgungen trafen die, denen ihr Programm nicht genügte, die sich herausnahmen, eigene Wege zu gehen oder gar den Finger an Rußlands offene Wunden, z. B. an die Leibeigenschaft, zu legen; die Literatur durfte nur panegyrisch sein oder bei Kleinigkeiten sich aufhalten, allgemein menschliche Fehler ohne jede Hypochondrie belächeln, dagegen das System und seine Vertreter in keiner Weise beanstanden. Unter ihrem Nachfolger Paul steigerte sich die Unterdrückung jeglichen anständigen Gedankens, ja Wortes, bis zur Raserei der Polizei; es blieb dem russischen Schriftsteller nichts anderes übrig, als die Feder zu zerbrechen. Jetzt stellte es sich deutlich heraus,

wie unselbständig diese Literatur war, wie sie sofort verwelkte, sobald die Sonne der Machthaber sich von ihr abwandte.

Erst das 19. Jahrhundert brachte langsam die entschiedene Änderung. Freilich, seine beiden ersten Dezennien verliefen noch, trotz oder wegen der nationalen Kämpfe, recht ereignislos; die allgemeine Aufmerksamkeit nahmen in Anspruch erst die liberalen Reformen Alexander I., dann das mutwillig heraufbeschworene Ringen mit Napoleon, das alle fruchtbringende Verwendung nationaler Mittel lahmlegte. Aber langsam wurde wieder der Boden für eine neue Entwickelung bereitet; entscheidend wirkten jetzt die Demokratisierung der Gesellschaft; das Eindringen liberaler Ideen, die die Elite russischer Jugend gerade während der französischen Feldzüge aus unmittelbarer Anschauung in ihrer Wirksamkeit schätzen lernte; das Heranziehen immer neuer Talente; endlich im verspäteten Anschluß an Europa der literarische Umschwung, das Auftauchen und Verbreiten der romantischen Richtung, im Gegensatze zur alten, pseudoklassischen. Allerdings an sich war Romantik, wenigstens ihren Äußerlichkeiten nach, dem Russen von Haus aus ebenso fremd wie die französische Klassik: ihre Bevorzugung des mittelalterlichen oder gar katholischen Wesens; ihre Geisterseherei; das Sehnen nach dem Ideal, nach der blauen Blume; die Selbstironie, ließen sich nicht nach dem Osten ohneweiters verpflanzen, aber mächtig mußte anziehen ihre Sprengung der engen Fesseln der alten Poetik; ihre Hochschätzung von allem nationalen und charakteristischen gegenüber der streng kosmopolitischen Richtung der Klassik; ihre Entfesselung des Individuums, das Sichausleben seiner Gefühle, die ungemessene Betätigung seiner Phantasie, im Gegensatze zu der einseitig verstandesmäßigen Richtung der veralteten, überlebten Kunst von Puder und Schminke, Haarzopf und Galanteriedegen. An die Spitze der neuen Bewegung der Geister trat Gribojedov mit seiner genialen Komödie, die mit ätzender Kaustik das wurmstichige der großen Gesellschaft, ihre Borniertheit, Sittenlosigkeit, Kriecherei, Intoleranz, Nachäffung der Fremden bloßstellte; als er früh gestorben war, wurde Puschkin der eigentliche Träger, Verkörperer der neuen literarischen Ideen, Stoffe und Formen. Von den Schlacken seiner Umgebung blieb ja vieles an dem

Menschen Puschkin haften, aber als Dichter erhob er sich zu einer Vollendung und Vollkommenheit, die unübertroffen dasteht. Namentlich was die Form anbelangt, die reifste, künstlerischste Ausgestaltung edler und wahrer Gedanken; Einfachheit, Natürlichkeit, Innigkeit kennzeichnen die lyrischen Perlen Puschkinscher Dichtung, nicht ein hoher Gedankenflug oder eine üppige Phantasie. Sein individuelles Leben kam vor allem zur Geltung, sein eigenes Fühlen und Sinnen, aber einmal war dies selbst ein bedeutendes, großes, humanes, dann wurde auch russische Wirklichkeit, die Umgebung, herangezogen, zumal in dem ersten russischen Gefühlsroman (in Versen noch) mit seiner wundervollen Frauengestalt Tania.

Freilich, über der weiteren, gesunden, normalen Entwickelung der Literatur zog sich neues Unheil rasch zusammen. Schon Alexanders Herrschaft hatte nicht im geringsten gehalten, was ihr Anfang versprechen zu sollen schien; die Unzufriedenheit mit der immer schärfer einsetzenden Reaktion und Willkürherrschaft trieb die ungeduldige Jugend zu immer radikalerer, schließlich offen revolutionärer Propaganda in geheimen Gesellschaften, und der Putsch bei dem Regierungsantritt des neuen Kaisers, Nikolaus I., war nur der aussichtslose, verzweifelte Protest der Blüte, der geistigen Elite der russischen Jugend. Die Hinrichtungen und Deportationen dieser sogenannten „Dekabristen“ leiteten unheilkündend die Nikolaitische Periode ein: nur diese eine Periode russischer Geschichte hat nicht nur alles gehalten, was sie mit diesem schönen Anfang versprach, sondern zuletzt, von 1848 bis 1855, noch sich selbst glänzend übertroffen. Heilloser Schrecken war ja der Gesellschaft und Literatur in die Glieder gefahren; die Gesellschaft erholte sich nicht aus ihrer Betäubung, wohl aber die Literatur, nicht mehr in Puschkin, wohl aber in seinen Nachfolgern. Abgesehen von dem großen Byronisten, dem Pessimisten Lermontov, der an der Schalheit seiner Umgebung, wie so viele andere, gar frühzeitig verdarb, war es das große Talent Gogols, das instinktmäßig, nach Abstreifen aller romantischen Überschwenglichkeiten, den fruchtbaren, entscheidenden Zusammenhang mit der realen, ja banalen Wirklichkeit fand und diese zum ausschließlichen Stoff und Thema wählte. Anfangs in rein humoristischer Weise, nur um des Lachens

willen, nachher schrieb Gogol bewußt die Schönheit des Häßlichen, die poetische Verklärung aller Trivialität, ja Niedrigkeit auf sein Panier. In der Komödie vom „Revisor" brachte Gogol die Provinz und das kleine Beamtentum mit seiner Bestechlichkeit und moralischen Verrohung auf die Bretter und entfachte den Unwillen Vieler, zumeist Beamter, die diese Sezierung des „Tschinovnik" als ein Verbrechen empfanden, als einen Schlag gegen die Autorität und Omnipotenz der Selbstherrlichkeit ihrer Kaste; in seinen „Toten Seelen" erhob er sich nur wenig höher, schilderte das Pendant zu der Beamtenwelt, den p. t. Provinzadel in seiner völligen naiven Entblößung von menschlichen, d. i. edlen Zügen.

Gogols Bedeutung liegt nun in dieser seiner Wirklichkeitsdichtung, in seinem Naturalismus, der freilich nichts von dem späteren französischen Gewächs dieses Namens an sich trägt, der keusch und poetisch bleibt, herb und strenge dabei, mochten ihn auch voreingenommene Kritiker, Lobhudler des offiziellen Edens, als einen Zyniker verdammen. Seine Richtung entschied, mochte auch er selbst ihr untreu werden, verloren in mystischem, selbstanklägerischem und selbstkasteiendem Irrwahn, der seine Feder und bald auch die morsche Hülle seines Geistes zerbrach. Von Gogols Naturalismus und der prinzipientreuen, sozialen Kritik des Ästheten Bielinskij ging die ganze folgende literarische Bewegung aus. Als alles zum Schweigen oder zum Anpreisen des offiziellen Programms mit seiner ganzen Einseitigkeit und Unduldsamkeit verurteilt war, als freies, selbständiges Denken verpönt blieb, flüchtete sich der gehetzte Anstand und Verstand in die schöne Literatur: Presse, Wissenschaft waren geknebelt, jedes freie Wort ein Verbrechen oder Wahnsinn; in Vers und schöner Prosa allein konnte man noch vor den Argusaugen der Zensur eine humane, aufklärende, befreiende Tendenz halbwegs verfolgen. Seit dieser Zeit datiert auch das Überwuchern der Tendenz, wenn nicht in der schönen Literatur selbst, so doch bei deren Genießern und Beurteilern, bei Publikum und Kritik. Schon Bielinskij drängte ganz offenkundig nach dieser Richtung hin und sie ist bis heute, zum großen Schaden für die ästhetische und philosophische Einschätzung der russischen Literatur, die maßgebende geblieben; kaum daß sich ihr in der neuesten

Zeit einige hervorragende Kritiker (Wolynskij und andere) entzogen haben.

Aus der Schule förmlich von Gogol und Bielinskij gingen die sogenannten „Belletristen der vierziger Jahre", d. h. Rußlands eigentliche Klassiker hervor. Sie konnten so bezeichnet werden, weil ihr erstes Auftreten noch in die letzten Jahre des tollgewordenen Nikolaitischen Regimes fiel, dessen ganze Schwere sie auskosten durften. Eine erstaunlich große Fülle von Talenten, so nahe und so dicht zusammengedrängt, daß keine klassische Periode anderer Literaturen etwas Entsprechendes bietet. Sie haben alle Gebiete der Literatur in Beschlag genommen, freilich das größte, denkwürdigste, bleibendste, nur im Roman geschaffen, denn epische, nicht dramatische Veranlagung ist des Slawen Erbteil seit jeher gewesen. Die Bedeutung dieser klassischen Periode liegt nun nicht in dem Zusammentreffen großer Talente, das ja immerhin etwas Äußerliches, Zufälliges sein könnte, sondern in der Bodenständigkeit dieser Talente, in ihrer organischen Verknüpftheit mit der Nation und ihrem Leben, in ihrer Selbständigkeit. Zum ersten Male hört die russische Literatur auf, nur als verspätete Nachzüglerin europäischer literarischer Moden aufzutreten; ja, jetzt ergreift sie die Initiative in dem Finden neuer Wege.

Dem Zusammenbruch des verrotteten Systems, veranlaßt durch eine äußere Katastrophe (Sebastopol), folgte notgedrungen ein Einlenken auf neue Bahnen; bei der jetzt erzielten größeren Bewegungsfreiheit des Wortes durfte auch die schöne Literatur allseitiger, offener, konsequenter russisches Leben bespiegeln, und sie machte davon in ausgedehntestem Maße Gebrauch. Keine große Literatur ist so beschränkt in der Pflege ihrer Stoffe wie gerade die russische; sie wählt ganz ausschließlich heimische; unter Puschkin und Lermontov, bei Dramatikern und Romanciers der Nikolaitischen Zeit (meist ganz talentlosen Leuten), konnte sie noch exotische, orientalische und occidentalische Stoffe heranziehen; jetzt streifte sie sie kaum, versenkte sich ausschließlich in die heimischen. Mit ihrer Schüchternheit und Zaghaftigkeit war es für immer vorbei; sie zog energisch die Konsequenzen, mochte sie auch immer noch einer oft gar zu lästigen Zensur wegen sich Mäntelchen umlegen,

allegorisch und symbolisch sich ausdrücken, in Fabeln und Parabeln sich ergehen. Sie erweiterte den Kreis ihrer Interessen und Beziehungen; bis 1855 war sie vornehmlich, ja ausschließlich von Adeligen, als den fast einzigen Vertretern von Intelligenz, gepflegt gewesen und schilderte naturnotwendig immer wieder nur diese Kreise, streifte anderes Volk nur episodisch, ignorierte städtisches Leben, weilte mit Vorliebe auf dem adligen Landsitze. Jetzt bezog sie in ihre Darstellung alles ein, was nur russisch ist, Stadt und Bürger, Kaufmann und Bauer, Beamten und Militär; aber nicht nur Personen, die Gedanken und Tendenzen selbst wurden national, unabhängig; ja, schon vorher, noch unter Nikolaus, ohne den Westen um Erlaubnis zu fragen, übte der Russe mit seinen scharfen Barbarenaugen schonungslose Kritik an ihm und seinen angeblichen Errungenschaften, zeigte das konventionelle seiner Losungen, die Hohlheit seiner Aufklärung, das Unbefriedigende seiner sozialen Lage. Er zog sich dann, als Slawophile, auf sich selbst zurück, suchte aus seinen nationalen Überlieferungen oder was er dafür hält, die Panazeen für die europäischen Übel, den demokratischen, altruistischen, freiheitlichen Zug des Slawen stark betonend, im Zusammenschluß der slawischen, zumal der orthodoxen Welt, der jugendfrischen, nicht erschöpften, gegenüber dem morschen, gealterten, brüchigen Westen die Losungen einer gedeihlichen Zukunft entwickelnd. Als mehr oder minder radikaler Westler hingegen mochte er sein Rußland, das Rußland Peters des Großen, nicht des Zaren Alexei und des Patriarchen, liberalen Reformen und konstitutionellen Garantien erschließen, weil ihm Peters Werk noch nicht vollendet erschien: diese Gegensätze prallten schon 1845 aufeinander, wenn sie auch in der Öffentlichkeit nicht in ihrer ganzen Schärfe auftreten durften; jetzt beherrschten solche Stoffe und Tendenzen diese klassische Litteratur. Uns bleibt nur übrig, ihre einzelnen Vertreter kurz zu charakterisieren. Obenan steht Turgenev, der so lange Zeit für Europa das Alpha und Omega der russischen Kunst zu verkörpern schien, der ihr auch die Bahnen in Frankreich und Deutschland zuerst geebnet hat; er wie Gontscharov stellten in ihren Novellen und Romanen meist noch den alten Edelmann (der vormärzlichen Zeit gar oder der Zeit vor der Bauernemanzipation

1861) dar, wie er auf den Landsitzen das traditionelle Leben in beschaulichem Genusse, als Dilettant auch in Herzensangelegenheiten, forttreibt; die feine Analyse der Gefühle, reizende Landschaftsbilder, viel Stimmung leihen noch heute diesen etwas verblaßten Schilderungen von Herzensturnieren Anziehungskraft. Unter den Dramatikern ist Ostrovskij zu nennen, der die Geheimnisse des Kaufmannslebens, dessen eigenartige Unmoral der erstaunten Mitwelt enthüllte. Unter den Lyrikern hat besonders Nekrasov nicht nur in tendenziösen Liedern die Not des Tages, sondern auch in tiefgefühlten Schöpfungen des Bauers Lasten und Leiden ausgesungen. Ganz tendenziöse Belletristen wurden Herzen und Saltykow (Stschedrin); der eine schuf ein wunderbares Memoirenwerk, das von dem Dekabristenputsch bis zur Londoner revolutionären Internationale reichend, namentlich das Nikolaitische Rußland in seinen intimsten Fasern bloßlegte; der andere begleitete Rußlands dreißigjährige Entwickelung (1856—1886) mit seiner galligen Satire, die sich zu genialen Konzeptionen verstieg, wie sie sonst die Weltliteratur nicht aufzuweisen vermag; in den Werken beider, so verschieden sie auch schrieben (fesselte doch die Zensur Saltykov, Herzen schrieb dagegen frei in London), feierte die russische Satire ihre größten Triumphe.

Über diese und zahlreiche andere Schriftsteller erheben sich, als die vollendetste Verkörperung russischer Ideale, der Anarchist Tolstoj, der Verkünder des Evangeliums vom Leben, und der orthodoxe Dostojevskij, der Prediger des Evangeliums vom Leiden und seiner erlösenden, läuternden Kraft auf dieser Welt des Bösen. Der landläufigen Anschauung von Tolstoj als von einem modernen Asketen oder Anachoreten, dieser Legendenbildung mußte entgegengetreten werden: der vernünftige Lebensgenuß, nicht nur für die wenigen Auserwählten, sondern für alle, dahin führt die zielbewußte, stetige Entwickelung von Tolstojs Denken; Schönheit und Wert gesunden, rüstigen Lebens, ohne die Verfeinerungen der Kultur für die wenigen auf Kosten der Millionen, sind von niemanden eindringlicher dargestellt, in den großen Romanen und Novellen sowohl wie in den zahllosen Streit- und Bekehrungsschriften, die der Herr von Jasnaja Polana seit über einem halben Jahrhundert in die Welt hinausschickt. In direkten Gegensatz

zu ihm tritt die psychologische und phychopathische Kunst des Dostojevskij, die bei den Nachtseiten des menschlichen Lebens, bei seinen physischen und moralischen Qualen, bei seiner Verzückung und bei seinem tiefsten Fall, bei seinen Aufopferungen und bei seinen Verbrechen, im Irrwahn und in lichten Augenblicken, mit erbarmungsloser Schärfe der Analyse verweilt, uns erhebt, indem sie uns erschüttert.

Die Epigonen dieser klassischen Periode bewegen sich hauptsächlich in zwei Richtungen; die „volkstümlichen" Schriftsteller stellen das Leben der Bauern dar, die doch 90 Prozent russischer Bevölkerung ausmachen, die Opfer des größten Bauernstaates der Welt, die nach der Emanzipation ihre eigenen Herren wurden, d. h. schutzlos dem Wüten der Naturgewalten, des Herrschers ‚Boden', und der Aussaugung durch Unternehmendere preisgegeben, einer steigenden Verarmung entgegengehen. Auf anfängliche humoristische Schilderungen folgten immer tieferdringende, eingehendere, erschütterndere Bilder von Not und Elend wie alter Abhängigkeit in neuen Formen; an dieser Arbeit beteiligten sich seit jeher auch die Klassiker selbst, von Turgenev bis zu Tolstoj, durch hervorragende Beiträge in Skizzen und Studien, in Novelle und Drama (‚Macht der Finsternis'). Eine andere Richtung zeichnet eine steigende Unzufriedenheit, ein unfruchtbarer und trostloser Pessimismus aus. Die liberalen, grundstürzenden Reformen nämlich, die Alexanders des Zweiten Regierung einleiteten, erfuhren statt eines organischen Ausbaues schon nach 1863 eine Hemmung, die zu einer immer entschiedeneren Reaktion hinüberleitete, wie sie namentlich unter seinem Nachfolger, Alexander III., in dem System Tolstoj (Dimitr), Katkov und Pobedonosjev, das unter Nikolaus II. Pleve würdig weiterführte, in die besten Traditionen der verhaßten Nikolaitischen Periode zurückzuführen schien, bis ihr, gerade wie dieser ihrer Vorläuferin, eine äußere Katastrophe das Ende mit Schrecken machte. Ehe nun mit dem Jahre 1905 eine neue Epoche und Umkehr (mit neuen Enttäuschungen im Gefolge) heraufdämmerte, bezwang die trostlose, graue Öde des Lebens, namentlich 1880—1890, die Geister. Ohne Protest, in einem Sichverzehren und Grämen nach einem unerreichbaren Ideal, in resignierter Apathie fast, nahmen die Denkenden und Fühlen-

den das Joch hin; ihre Sprecher waren Nadson und andere in der Lyrik, Garschin und Tschechov in der Novelle, zu größeren Konzeptionen haben sich nämlich diese Epigonen nicht mehr aufgeschwungen. Der beste Zeuge der Zeit ist eben Tschechov, dessen Jugend gerade dem unheimlichsten Drucke ausgesetzt war: in seinen zahllosen größeren und kleineren Erzählungen und einigen Dramen zeichnet er grau in grau das ganze moralische und physische Elend der Zeit. Das Entsetzlichste mildert nur sein Humor und nur seine große Kunst, an die Turgenevs erinnernd, versöhnt den Leser einigermaßen mit diesem Jammer: ist doch sonst Kunst- und Stillosigkeit für den russischen Belletristen nur zu oft charakteristisch gewesen.

In die Eintönigkeit dieser Resignation, die sich nur mit unvollstreckbaren Anweisungen auf eine weite, weite Zukunft zu trösten, d. i. zu täuschen wußte, klang desto greller hinein die Note scharfen Protestes, die Gorkij und nach ihm die neue Jugend, Andrejev voran, ertönen ließ. Man glaubte schon einer neuen Wandlung, Verjüngung der Literatur entgegenzugehen; in der Tat befand man und befindet sich nur im Niedergang; der Boden ist und bleibt vorläufig erschöpft. Gorkijs unbestreitbare Kunst und Talent wirkten nicht nur durch das Betonen selbstbewußter Kraft, sondern auch durch die Eigenart des Stoffes: Rußlands Vagabunden, die Leute außerhalb der Gesellschaft, „gewesene" Menschen waren ja seine Hauptheldeu, bei denen moralische Skrupel höchstens im Katzenjammer auftauchten, die das Recht des Stärkeren und Schlaueren erbarmungslos betonten, ja Böses um des Bösen willen übten. Gegenüber diesen brutal-naiven Helden der Landstraßen und Nachtasyle, die mit größter Anschaulichkeit und Meisterschaft dargestellt waren, wußte Gorkij Leute anderer Sphären nicht recht zu beleben und ebensowenig erhob er sich in der Allegorie über die Schablone. Andrejevs Stoffgebiet war ein anderes: an Dostojevskij, nicht mehr an Tolstoj erinnernd, wählte er mit Vorliebe psychopathische Probleme, individuellstes Seelenleben, Ausnahmezustände jeglicher Art: nur seine große Kunst milderte das Marternde des Vorwurfes, das Quälen der Nerven des Lesers, das z. B. in dem „Roten Lachen" die Greuel der Mordschlachten mit

den Schrecken des Wahnsinns vereinte. Ihnen zur Seite bewegt sich eine lange Reihe von Schriftstellern, die oft mit mehr gutem Willen als Kunst die Armeleuteliteratur, das Arbeiterelend vor allem, zu schildern nicht müde wurden: freilich erobern sie der Belletristrik auch andere Welten, z. B. die des Arztes, der Offiziere, der Jugend (im Gymnasium); aber immer seltener vernimmt man eine tendenzlose Stimme.

Denn die Ahnungen und der vorübergehende, scheinbare Erfolg der Revolutionierung der Geister von 1905 haben es besonders der Literatur angetan: Gorkij, Andrejev u. a. stellten sich jetzt an die Spitze einer revolutionären Belletristik, wenn nicht der Bewegung selbst. In ihren weitschweifigen Romanen und losegebauten Dramen-Dialogen kommen alte Weltanschauung und deren Vertreter überhaupt nicht mehr zu Worte: so einseitig, abfällig, gehässig werden sie dargestellt, alles Licht auf ihre Gegner, die willensstarke Jugend mit dem weiten, freien Blick, geworfen; die alte Welt, Inhalt und Formen, sind nur des Zerschlagens wert. Im Grunde genommen hört hier die Kunst auf und handelt es sich nur noch um die Propaganda des Umsturzes.

Gerade diese beiden Belletristen hielten nun Europa eine Zeitlang in Atem, das sich ihre Größe förmlich suggerieren, einreden ließ; über die beiden vernachlässigte man völlig die anderen, die größeren und wirklich großen. Ein Rückschlag war nicht zu vermeiden; jetzt ist russische Literatur im Auslande wenigstens vorläufig diskreditiert. Mit Unrecht; denn mag sie sich auch momentan in vollstem Niedergange befinden, so hat sie doch in dem Vorausgegangenen ein Kapital gesammelt, zumal in den Werken von Tolstoj und Dostojevskij, das noch lange nicht erschöpft ist, an dem die Welt noch lange zehren wird. Und wenn die heutigen Wirren in Rußland, die ein belletristisches, tieferes Interesse gar nicht recht aufkommen lassen, beigelegt sind, braucht eine russische Belletristik der Zukunft den momentan gerissenen Faden nur neu anzuknüpfen; die Ideale, die ihr ihre eigene Vergangenheit glorreich gewiesen hat, sind unvergänglich.

Eduard v. Hartmann.

Von Professor Dr. Arthur Drews in Karlsruhe.

Der Philosoph Eduard v. Hartmann (1842—1906) ist bei seinen Lebzeiten nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Der große Erfolg seines Erstlingswerkes, der „Philosophie des Unbewußten", ist ihm auf die Dauer nicht treu geblieben. Die Entwicklung seines Denkens während der letzten 25 Jahre seines Lebens hat sich abseits von den Wegen des philosophischen Zeitgeistes vollzogen und hat daher auch von seiten des letzteren so gut wie keine Förderung erhalten.

Der Grund liegt letzten Endes in dem tiefen Gegensatze, der die Hartmannsche Philosophie von der herrschenden Philosophie des Tages unterscheidet. Die bisherige Philosophie ist entweder Philosophie des Seins, wie im Altertum und Mittelalter, oder Philosophie des Bewußtseins gewesen, wie seit Descartes. Hartmann ist der Philosoph des Unbewußten. Er steht als Denker an der Grenzscheide zweier großer Epochen des philosophischen Gedankenlebens.

Die Philosophie des Seins bestimmt das Sein durch die Anschauung als sinnlich-stoffliche Natur oder durch das Denken als ein Reich objektiver Gedanken oder Ideen und glaubt an eine unmittelbare Erfassung dieser natürlichen oder geistigen Wirklichkeit. Die Philosophie des Bewußtseins verwandelt alles Sein in ein Bewußt-Sein und meint, in der Welt unserer unmittelbaren Gefühle, Empfindungen, Vorstellungen und so weiter die Wirklichkeit als solche zu besitzen. Nach Hartmann ist die Wirklichkeit selbst unbewußt und kann daher auch nur mittelbar vom Bewußtsein aus erschlossen werden. Daraus ergibt sich erstens die Unmöglichkeit, die Wirklichkeit anders als höchstens mit größerer und geringerer Wahrscheinlichkeit zu erkennen und die Alleinberechtigung der Induktion als wissenschaftlicher Erkenntnismethode und zweitens die Einsicht in die Tatsache, daß das Bewußtsein selbst kein Sein im realen Sinne des Wortes sein kann.

Der Glaube an die unmittelbare Erkennbarkeit des Seins durch das Bewußtsein, der naive Realismus, ist erkenntnistheoretisch ebenso unhaltbar, wie die Behauptung der Identität des Bewußtseins und des Seins, der transzendentale Idealismus. Der wahre Standpunkt der Erkenntnistheorie ist der transzendentale Realismus, der zwar die Existenz eines Realen unabhängig vom Bewußtsein einräumt, aber die Erkenntnis dieses letzteren nur als eine mittelbare von Seiten des Bewußtseins gelten läßt. Bewußt-Sein ist Empfindungssein, keine selbstständige, ursprüngliche Wirklichkeit, sondern nur der bloße, innere Zustand eines Seins, setzt daher auch die Wirksamkeit vorbewußter und unbewußter Intellektualfunktionen (Kategorien) voraus, wenn der Zusammenhang, die Einheit und die Ordnung unserer Vorstellungswelt erklärlich sein soll. Das Reale ist das Unbewußte, und dieses ist reine Tätigkeit, das Wirkende und Wirksame schlechthin, das alle sogenannte Wirklichkeit begründet. —

Die Dinge an sich, als Ursachen der Empfindungs- und Bewußtseinswelt, sind die Atome der Naturwissenschaft. Sie sind absolut stofflose, gesonderte Zentralkräfte. Die Materie ist ein System solcher Kräfte (atomistischer Dynamismus). Die Lokalisation und Individuation der Kraft liegt im Gesetz, wodurch die Kraftäußerung bestimmt wird. Kraft und Gesetz sind die beiden verschiedenen Seiten einer und derselben Tätigkeit, die nur begrifflich, in der Reflexion geschieden werden können. Durch die Kraft wird das Dasein, durch das Gesetz das Sosein der Wirklichkeit bestimmt. Die Gesamtheit der Weltgesetze erschöpft die Welt als Idee, den Weltgedanken. Die Gesamtheit der dynamischen Tätigkeiten oder Kraftäußerungen erhebt den Weltgedanken zur Welt als Tat und macht damit die Welt zu einer Tatsache.

Die Atome der anorganischen Natur sind ihrer gesetzmäßigen Beschaffenheit nach teils anziehender, teils abstoßender Art; auf jenen beruht das Wesen des Körpers, auf diesen dasjenige des Äthers. Aus der bloßen anorganischen Gesetzmäßigkeit aber ist das Leben und die Entwicklung nicht erklärbar. Der Anspruch des Darwinismus, die Entwicklung auf bloß mechanischem Wege erklären und zweckmäßige Resultate aus reiner Ursächlichkeit ableiten zu können, ist unhaltbar.

Die Lebensvorgänge folgen anderen Gesetzen, als die unorganische Natur sie kennt, und können daher auch nicht ohne die Annahme besonderer, nur in den Organismen wirksamer Kräfte verstanden werden. Es müssen richtende, leitende, kontrollierende Kräfte, Vitalagentien oder Dominanten, Kräfte nichtenergetischer und nichtmaterieller Art zu den mechanischen Kräften der unorganischen Materie hinzukommen und diese ihren höheren Zwecken dienstbar machen, wenn Leben und Erhaltung, sowie Vervollkommnung der Lebewesen möglich sein soll. Es gibt also objektive Zwecke, Finalität, in der Natur, aber diese widerspricht der Kausalität nicht, sondern bildet erst mit ihr zusammen die gesamte formale Naturgesetzlichkeit. Mechanismus und Teleologie sind nur zwei verschiedene Seiten oder Betrachtungsweisen dieser einheitlichen Gesetzmäßigkeit und fallen im Prinzip der logischen Notwendigkeit zusammen. —

Dem Aufbau der Organismen aus Zentralkräften und der Erhaltung und Vervollkommnung ihres Lebens durch die nichtmechanischen Dominanten auf Seiten der Natur entspricht auf Seiten des Bewußtseins der Aufbau und die Ordnung des Bewußtseinsinhalts aus Empfindungen vermittelst der vorbewußten Intellektualfunktionen. Ja, die beiden Vorgänge entsprechen einander nicht bloß, sie sind in gewissem Sinne identisch. Es sind dieselben immateriellen, überenergetischen Kräfte, die in der Natur, nach außen gerichtet, die physikochemischen Kräfte zu organischen Einheiten zusammenfassen und so die Lebenserscheinungen zustande bringen, und dort, nach innen gerichtet, die Empfindungen zu Anschauungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen und so weiter verknüpfen. Hier antworten sie auf die materiellen Vorgänge der Natur durch Erzeugung der Empfindungen, dort reagieren sie auf die Empfindungen und Vorstellungen durch Bewegungsantriebe für den Körper und stellen so nach beiden Seiten hin die Vermittlung zwischen Dasein und Bewußtsein her, die die Bewußtseinsphilosophie sich vergeblich abmüht, durch eine unmittelbare Wirksamkeit des Bewußtseins oder durch den Widersinn des sogenannten psychophysischen Parallelismus zu erklären.

Seele heißt die Gesamtheit der in einem Individuum wirksamen unbewußten Geistesfunktionen oder organisierenden

Kräfte. Die Seele ist daher auch nicht das Ich, sowenig wie der Leib der Stoff ist. Wie dieser das subjektiv-ideale Spiegelbild der außerbewußten Materie, so ist das Ich das subjektiv-ideale Spiegelbild der unbewußten Seele im Bewußtsein. Da also die Seele eine Gruppe von auf den Organismus gerichteten oder bezogenen unbewußten Tätigkeiten ist, so kann von einer persönlichen Unsterblichkeit der Seele nicht gesprochen werden.

Alles Bewußtsein löst sich in Empfindungen, alle Empfindungen lösen sich in Gefühle der Lust und Unlust auf, die als solche Affektionen des unbewußten Willens darstellen. Willensakte also sind die Träger alles unseres Bewußtseinsinhalts. Da aber die vernünftige Betätigung des letzteren auf eine vernünftige (ideale) Bestimmtheit des Willens hindeutet, so muß es eine unbewußte Vorstellung sein, die den unbewußten Willen determiniert; und die Einheit von unbewußtem Willen und unbewußter Vorstellung ist dieselbe, die sich auf Seiten der Natur als Einheit der Kraft und des Gesetzes darstellt. Was bei dem Rückschluß aus Naturvorgängen als gesetzmäßig bestimmte Kraftäußerung erscheint, dasselbe erscheint aus dem Gesichtspunkte des Bewußtseins als vorstellungsmäßig bestimmtes Wollen. —

Unmöglich aber kann die Vielheit selbständiger Willensfunktionen eine endgültige Bedeutung haben. Die Tätigkeit setzt ein Tätiges, die Funktion ein funktionierendes Subjekt als ihren Träger voraus, die vielen Tätigkeiten weisen auf einen gemeinsamen Grund ihrer Wirksamkeit zurück, in welchem sie einheitlich zusammenlaufen. Dies ist die absolute Substanz. Die Tätigkeiten sind ihre Modi, die Unterschiede der Tätigkeit, nämlich Kraft und Gesetz oder Wille und Vorstellung, die Attribute des alleinen Wesens, das als solches das absolute Subjekt ist. Die Annahme aber, daß die Wirklichkeit auf dem Gegeneinanderwirken oder der Wirksamkeit der Tätigkeiten dieses Subjekts beruht, begründet den konkreten Monismus.

Der unvernünftige, alogische Wille hat sich ursachlos, „zufällig" aus dem Zustande des bloßen Vermögens zu wollen zu demjenigen des wirklichen Wollens erhoben und dadurch die Vernunft veranlaßt, den hiermit gesetzten Wider-

spruch gegen ihr eigenes Wesen zu verneinen. Der alogische Wille wird als erhobener antilogisch. So tritt die Vernunft auch ihrerseits in Wirksamkeit, verurteilt von sich aus das antilogische Wollen als ein vernünftigerweise Nichtseinsollendes und sucht, durch fortschreitende Entfaltung ihrer Vorstellungen das an sich leere Wollen mit einem solchen Inhalt zu erfüllen, daß es selbst zu einem vernünftigen Wollen und der Wille hierdurch dazu bewogen wird, seine Tätigkeit des Wollens einzustellen. Hierauf beruht der Weltprozeß. Die Vernunft kann, da sie an sich willenlos ist, das Wollen nur mittelbar, durch dessen Zersplitterung in eine Vielheit sich gegenseitig bekämpfender Wollungen vernichten. Als wichtigstes Mittel zur Vernichtung aber dient ihr das Bewußtsein. Die Natur ist nur um des bewußten Geistes, der bewußte Geist nur um des unbewußten willen da. Das Ziel des Weltprozesses ist die Zurückschleuderung des Wollens ins Nichtmehrwollen, der Sieg der Vernunft über die Unvernunft, die Aufhebung der Erscheinungswelt ins absolute Wesen. —

Das Mittel zur Erreichung dieses Ziels ist das Bewußtsein durch die Einsicht in die überwiegend leidvolle Beschaffenheit der Welt. Von den möglichen Schätzungsmaßstäben des Weltwertes kann nur der eudämonologische, auf Lust und Unlust bezügliche, als der höchste und entscheidende in Frage kommen. Die Abschätzung der Welt an diesem Maßstab aber ergibt einen eudämonologischen Pessimismus, unbeschadet des Umstandes, daß ihre Schätzung am Maßstabe der Vernunft (Erkenntnis, Schönheit, Sittlichkeit usw.) einen evolutionellen Optimismus ergibt. Die Welt ist die beste von allen möglichen, weil und sofern sie von der absoluten Vernunft gesetzt ist, aber sie ist schlechter als keine, weil in ihr zum Inhalte der Vernunft des Absoluten die Form des blinden, unvernünftigen Willens hinzukommt. Der Endzweck der Welt ist negativ, und der Zweck des Bewußtseins besteht darin, auf die Verwirklichung dieses negativen Endziels ausdrücklich hinzustreben. Die Welt beruht auf dem Gegeneinanderwirken unbewußter Tätigkeiten des Absoluten. Sie beginnt mit der Erhebung des Willens zum Wollen und der Zersplitterung des letzteren in eine Vielheit von Teiltätigkeiten vermittelst der absoluten Vernunft. Sie endet mit der

Aufhebung des gesamten Wollens durch die Universalwillensverneinung der bewußten Geister. Der Abschluß des Weltprozesses ist als ein übernatürlicher Akt zu denken, zu welchem die Universalwillensverneinung den Anstoß gibt, und bei welchem das Weltwesen sich aus der bisherigen Willensmanifestation zurückzieht und mit der Erscheinungswelt zugleich auch deren Gesetze aufhebt. —

Daraus ergibt sich der leitende Gesichtspunkt für die Ethik. Nur ein Handeln, das frei ist von aller Beziehung auf die eigene Glückseligkeit kann sittlich heißen. Ein solches Handeln aber ist psychologisch nur möglich, wenn Glückseligkeit überhaupt unerreichbar ist und somit auch kein Ziel des Handelns sein kann. Ist folglich die Selbstverleugnung die negative Bedingung der Sittlichkeit, so ist der Pessimismus, die Einsicht in die Torheit und Unerfüllbarkeit des Strebens nach Glückseligkeit, das wirksamste Gegengift gegen den Egoismus und folglich der dauerhafteste und tragfähigste Unterbau einer jeden positiven Ethik.

Auf der untersten Stufe der ethischen Prinzipienlehre steht nach Hartmann der Individualeudämonismus, die egoistische Pseudomoral. Eine sehr brauchbare und wertvolle Vorbereitung des Menschen für das Wirken echter Moralprinzipien, ist sie doch außerstande, von sich aus eine wirkliche Moral zu begründen, auch dann, wenn sie das Glück, statt in diesem Leben, in einem jenseitigen Leben nach dem Tode sucht. Aber auch die heteronome oder fremdgesetzliche Pseudomoral, die durch Unterwerfung des eigenen Willens unter die Autorität eines fremden Willens ein dauerhaftes Moralprinzip zu gewinnen sucht, ergibt keine wahre Sittlichkeit. Eine solche ist nur auf dem Boden der Autonomie, der Selbstgesetzgebung möglich und entfaltet sich durch die Stufen der Geschmacksmoral und Gefühlsmoral zu ihrer vollkommenen Wirklichkeit erst als Vernunftsmoral, wenn die dem Menschen innewohnende allgemeine Vernunft als der autonome sittliche Gesetzgeber anerkannt wird. Die Quelle der Vernunftsmoral aber ist der Zweck, und sittlich wertvoll wird ein Zweck nur dadurch, daß er Mittel ist zum absoluten Zwecke. Darum handelt es sich für die Sittlichkeit letzten Endes nur darum, die Zwecke des Unbewußten zu Zwecken des Bewußtseins zu machen.

Als nächstliegender objektiver Zweck erscheint das Gesamtwohl. Dieser findet seinen Ausdruck im Sozialeudämonismus. Sein Ziel ist das größtmögliche Glück der größtmöglichen Masse; seine letzte Konsequenz ist die Sozialdemokratie. Hartmann bekämpft die Sozialdemokratie. Er hält ihre Zukunftspläne für eudämonistische Illusionen, ihre Art, diese Pläne zu verwirklichen, für kulturgefährlich. Dem Moralprinzip des Gesamtwohls stellt er dasjenige der Kulturentwicklung als das höhere entgegen und zeigt, daß zwischen beiden ein Widerspruch besteht, der es unmöglich macht, das eine auf das andere zurückzuführen. Im Prinzip der sittlichen Weltordnung findet dieser Widerspruch seine Aufhebung und zugleich die Möglichkeit des Bösen ihre sittliche und teleologische Rechtfertigung. Der Widerspruch des Individuums aber gegen die sittliche Weltordnung ist nach Hartmann nur durch Rückgang auf den Urgrund der Sittlichkeit zu heben. Dieser kann weder theistisch noch materialistisch, sondern nur pantheistisch im Sinne des konkreten Monismus sein. In der Wesensidentität der Individuen, in dem Glauben an die metaphysische Einheit alles Seins ist der feste Grund und der Leitstern für die sittliche Betätigung gegeben. Allerdings nur unter der Bedingung, daß das absolute Wesen, das mein eigenes Wesen ist, sich in der Setzung und Verwirklichung eines absoluten Zwecks betätigt. Ein solcher aber ist die Zurückschleuderung des vernunftwidrigen Wollens in den Zustand des bloßen Vermögens, und dieser wird zum sittlichen Zweck, indem er sich für das menschliche Bewußtsein als Erlösung Gottes von der Unseligkeit des Wollens darstellt. „Das reale Dasein ist die Inkarnation der Gottheit, die Weltgeschichte die Passionsgeschichte des fleischgewordenen Gottes und zugleich der Weg zur Erlösung des im Fleische Gekreuzigten; die Sittlichkeit aber ist die Mitarbeit an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsweges.“ —

Mit diesen Worten mündet die Hartmannsche Ethik in die Religionsphilosophie. Als Religionsphilosoph ist Hartmann der unerbittlichste Gegner des Christentums. Er bekämpft die Moral Jesu wegen ihrer Begründung alles sittlichen Handelns durch die Aussicht auf Lohn und Strafe im Jenseits. Er zersetzt die dogmatische Metaphysik des Christentums

wegen ihrer unmöglichen Voraussetzungen, den Unsterblichkeitsglauben, den christlichen Freiheitsbegriff, die Annahme eines persönlichen Gottes, die heteronome Moral der Kirchen und so weiter, und wendet sich vor allem gegen die modischen Versuche, die ganze christliche Religion auf die Verehrung des bloßen Menschen, des sogenannten historischen Jesus zu beschränken (Harnack und der liberale Protestantismus). Aber neben dieser negativen Kritik geht bei ihm die Arbeit am Aufbau der Grundzüge einer Religion der Zukunft von konkretmonistischer Beschaffenheit nebenher, wie er sie am ausführlichsten in seiner „Religion des Geistes“ entworfen hat. Ihre Grundgedanken sind der alleine unbewußte und unpersönliche Gott mit seinen beiden Attributen der Allmacht und Allweisheit, als welche hier der alogische Wille und die logische Idee zu Tage treten; ferner die unbewußte Wesensidentität des Menschen und Gottes, die im Menschen zum Bewußtsein kommt und für diesen zur Veranlassung wird, sich selbstlos an die göttlichen Willensziele hinzugeben, und endlich die Auffassung des Weltprozesses als Erlösungsprozesses, wodurch sowohl der Mensch wie Gott von den Schranken der Endlichkeit befreit wird.

Die Ästhetik gründet Hartmann auf den Schillerschen Begriff des ästhetischen Scheins und vertritt den Standpunkt eines konkreten Idealismus, indem er das Schöne mit Hegel als „Das Scheinen der Idee“ versteht. Dieselbe unbewußte Genialität, die sich im Naturschönen in ihrer uneingeschränkten Absolutheit auswirkt, erscheint im Künstlergeist durch die Beschränktheit seiner Einzelpersönlichkeit gebrochen. Auf dem mittelbaren Erfassen der Idee in der Form des Gefühles oder der Ahnung beruht die Produktion sowie die Perzeption des Schönen. Das Schöne wird als eine der Offenbarungsweisen des unbewußten an den bewußten Geist empfunden, und hierin liegt der letzte Grund des ästhetischen Wohlgefallens. Das Subjekt fühlt sich zum ästhetischen Scheine „hingerissen“, es fließt mit dem Objekt in eins zusammen und vollzieht in diesem Akte seine illusorische Wiedervereinigung mit dem absoluten Geiste, von dem es selbst eine reale Offenbarung darstellt. Damit gewinnt die Sehnsucht nach Erlösung vom endlichen Dasein im Schönen ihre Befriedigung.

Die Zeitgenossen sind noch kaum zu einer Ahnung der in der Hartmannschen Philosophie enthaltenen Geistesschätze gelangt. Der Geist der herrschenden Universitätsphilosophie mit ihrer Gegnerschaft gegen alle Metaphysik, ihrem Skeptizismus und ihrem Bemühen, durch Anknüpfung an die Systeme der Vergangenheit die darniederliegende Spekulation von neuem zu beleben, ist ein anderer als derjenige Hartmanns. Und doch ist dieser der einzige Philosoph unserer Zeit, der mit erstaunlicher Gelehrsamkeit, ungeheuerem Fleiß und unerhörter spekulativer Kraft den angehäuften Wissensstoff der Gegenwart in den Gedankenbau eines gewaltigen metaphysischen Systems hineingearbeitet und damit den Beweis geliefert hat, daß der Geist auch heute noch imstande ist, die Fülle der Erfahrungserkenntnis zu bewältigen, sie von innen her zu durchleuchten und den Zwecken eines höheren Gedankens dienstbar zu machen. Mit Hartmann ist der letzte große Idealist aus dem Geschlechte der Fichte, Schelling und Hegel dahingegangen, kein „Epigone", wie die Mißgunst ihm feindlicher Denkrichtungen glauben machen möchte, sondern ein ihnen durchaus ebenbürtiger Geist, ein Philosoph, der an spekulativem Genie, an Kraft der wissenschaftlichen Synthese, an Kühnheit und Großartigkeit der Ideen von keinem von ihnen übertroffen wird, an Klarheit des Denkens, an der Kunst der Gliederung und Zergliederung der Gedanken, an Schärfe und herber Kraft der Darstellung aber sie alle überragt, und von dem, wer ihn wirklich kennt, die Überzeugung gewinnen muß, daß er der größte und tiefste Denker ist, den die germanische Rasse überhaupt bisher hervorgebracht hat.

Über „die Fixsterne“.

Von Professor Dr. Karl Schwarzschild in Göttingen.

Die zahlreichen vorhandenen populären Darstellungen der Fixsternkunde würden nur um eine weitere vermehrt werden, wenn die Vorträge des Verfassers vollständig oder auch nur zusammenhängend wiedergegeben werden sollten. Die Lebendigkeit des gesprochenen Wortes und die Illustration durch viele Projektionsbilder sind es allein, die solchen Vorträgen ihre Berechtigung verleihen. In den folgenden Zeilen sind nur zwei nach Inhalt und Form gänzlich getrennte Stücke jener Vorträge festgehalten, die sich vom Gewohnten abheben mögen. Das erste Stück ist tunlichst knapp und didaktisch, das zweite in Vorstellungen und vielleicht auch in Worten ausschweifend. Man lese sie nicht hintereinander. Aber in der Erinnerung vereinigt mögen beide Stücke zu einem Spiegelbild der aus Phantasie und Exaktheit gewobenen Doppelnatur astronomischer Forschung zusammenfließen.

I. Vom Fernrohr.

Es ist ein halbes Wissen um eine Sache, wenn man nur ihren Begriff und ihre tatsächliche Gestalt kennt; die Kenntnis der Entwicklungsmöglichkeiten und ihrer Grenzen muß hinzukommen. Man muß nicht nur wissen, wie etwas ist, sondern auch, was noch daraus werden kann.

Von beidem läßt sich für das Fernrohr eine Anschauung gewinnen, indem man es aus zwei einfachen wohlbekannten Elementen, der Lupe und der photographischen Kamera, entstehen läßt.

Eine Lupe — eine einfache bikonvexe Linse — läßt den Gegenstand, den man durch sie hindurch betrachtet, vergrößert erscheinen. Ein gewisses Maß für diese Vergrößerung erhält man in einer für jede Lupe charakteristischen Größe, der „Brennweite“ der Lupe. Die Brennweite läßt sich folgendermaßen bestimmen: Entfernt man die Lupe allmählig von

dem Objekt, das man betrachten will, so darf man diese Entfernung nicht über einen gewissen Betrag vergrößern, solange man noch deutlich sehen will. Der größte Abstand zwischen der Lupe und dem Objekt, bei dem man noch deutlich sieht, ist die Brennweite der Lupe. Die Vergrößerung, welche eine Lupe erzielt, ist nun um so höher, die Lupe ist um so schärfer, wie man sagt, je kleiner die Brennweite ist, je dichter man mit der Lupe an dem Objekt bleiben muß. Und zwar wird die Vergrößerung doppelt so groß, wenn die Brennweite die Hälfte ist. Die Vergrößerung einer Lupe ist ihrer Brennweite umgekehrt proportional.

Die photographische Kamera besteht aus einem Kasten, an welchem sich vorne eine Linse, das sogenannte Objektiv, befindet; auf der Rückseite trägt der Kasten die sogenannte Mattscheibe, an deren Stelle bei der photographischen Aufnahme die empfindliche Platte eingesetzt wird. Das Objektiv entwirft auf der Mattscheibe ein Bild des davor befindlichen Gegenstandes. Man muß die Mattscheibe in eine ganz bestimmte Entfernung von der Linse bringen, um ein scharfes Bild zu erhalten, und zwar um so näher, je entfernter der Gegenstand ist. Rückt der Gegenstand unendlich weit fort, so erhält man eine gewisse minimale Entfernung zwischen Linse und Mattscheibe, und diese ist wieder eine für die Objektivlinse charakteristische Größe und heißt die Brennweite des Objektivs. Die Größe des auf der Mattscheibe entstehenden Bildes hängt ab von der Brennweite des Objektivs und zwar wird dieselbe die doppelte, wenn die Brennweite auf das doppelte steigt, die Größe des Bildes ist der Brennweite des Objektivs direkt proportional.

Nun ist das Fernrohr aus Lupe und photographischer Kamera zusammenzusetzen.

Wenn man eine photographische Aufnahme gemacht hat, so wird man oft hinterher die photographische Platte durch eine Lupe betrachten, um ihre Einzelheiten genauer zu erkennen. Will man aber die betreffende Ansicht nicht dauernd aufbewahren, so kann man auch das auf der Mattscheibe entstehende Bild mit der Lupe betrachten und wird dann den Gegenstand um so schärfer und vergrößerter sehen, je größer einerseits die Brennweite des Objektivs des Photographen-

Apparates und damit das Bild auf der Mattscheibe ist, je schärfer andererseits die Lupe, je kleiner deren Brennweite ist. Und nun fehlt nur noch eins, um ein Fernrohr entstehen zu lassen. Man muß merken, daß die Mattscheibe überflüssig ist. Zieht man vor der Lupe die Mattscheibe heraus, so wird das Bild nur deutlicher; die Mattscheibe ist in der Tat nur ein Notbehelf zum Einstellen der photographischen Platte. Was so entstanden ist, indem man zwischen Objektiv und Lupe die Mattscheibe herauszog, ist das Fernrohr. Es ist besonders hervorzuheben, daß dies keine theoretische Konstruktion ist, sondern daß, wer eine Kamera und eine Lupe besitzt, zugleich über ein wirklich verwendbares Fernrohr verfügt. Streift man schließlich von dem Photographenapparat noch alles ab, was für den jetzigen Zweck belanglos ist, so bleibt nichts übrig als zwei Linsen, die Objektivlinse und die Lupe, die man nun als „Okular“ bezeichnet. Das Fernrohr besteht, kurz gesagt, aus zwei Linsen, dem Objektiv und dem Okular, die man in Praxis natürlich in eine Röhre einfaßt.

An diese Zusammensetzung des Fernrohres aus Kamera und Lupe knüpft sich auf Grund der früheren Überlegungen sofort ein quantitativer Schluß über die Vergrößerung des Fernrohrs. Es war festgestellt worden, daß die Vergrößerung der Brennweite des Objektivs direkt, der des Okulars umgekehrt proportional ist, daß, wenn man die Vergrößerung berechnen will, die Brennweite des Objektivs in den Zähler, die des Okulars in den Nenner gehört. Die vollständige Regel für die Vergrößerung eines Fernrohrs lautet: Vergrößerung = Brennweite des Objektivs dividiert durch Brennweite des Okulars. Hat das Objektiv z. B. eine Brennweite von zwei Meter, das Okular eine von fünf Centimeter, wie das bei kleineren Fernröhren der Fall zu sein pflegt, so ist die resultierende Vergrößerung 200 : 5 = 40.

Die durch die Vergrößerungszahl ausgedrückte Leistung wird folgendermaßen deutlich: Mit bloßem Auge erkennt man einen wandernden Mann als bewegliches Pünktchen auf etwa 6 km Entfernung. Mit einem 40mal vergrößernden Fernrohr wird diese Distanz auf das vierzigfache vergrößert, es wird also ein Mann in 240 km Entfernung sichtbar. Die Distanz wächst proportional der Vergrößerung. Man rechnet sich

damit aus, daß eine 2000fache Vergrößerung die Antipoden, eine 60000fache Menschen auf dem Monde, eine 10 millionenfache Menschen auf dem Mars sichtbar machen würde.

Soviel über Begriff und Gestalt des Fernrohrs; und nun weiter zu der gleich wichtigen Frage nach den Grenzen der Leistungsfähigkeit und Entwicklungsmöglichkeit des Fernrohrs.

Die eben aufgestellte Vergrößerungsregel scheint die Möglichkeit unbegrenzt hoher Vergrößerungen zu verbürgen. Man kann ein Objektiv von 60 Meter Brennweite herstellen und das von demselben entworfene Bild mit einem Okular von 1 mm Brennweite betrachten. Objektive und Okulare dieser Brennweiten sind in der Tat schon ausgeführt. Die resultierende Vergrößerung wäre 60 000 und müßte die Mondbewohner sichtbar machen. Was ist der Grund, daß diese Linsenkombination in der Praxis scheitert?

Denkt man an das auf der Mattscheibe einer photographischen Kamera entworfene Bild, so hat es natürlich nur dann einen Zweck, dieses Bild durch eine Lupe zu betrachten, wenn es scharf ist. Ist es unscharf, so wird mit der Vergrößerung des Bildes durch die Lupe zugleich auch die Unschärfe vergrößert, und man kann durch weitere Vergrößerung, Verwendung stärkerer Lupen, nicht mehr das Studium des abgebildeten Objekts, sondern höchstens das Studium der Natur der Unschärfe verfeinern.

Jedes von irgend einer Objektivlinse entworfene Bild ist aber unscharf. Dabei darf man durchaus nicht glauben, daß dies an der Unvollkommenheit irgendwelcher Technik, Ungleichmäßigkeit des Glases oder unvollkommener Formgebung der Linsen liege. Vielmehr ist die Unschärfe eine mit der innersten Natur des Lichts untrennbar verbundene Erscheinung.

Die zur Erklärung der meisten Phänomene ausreichende Vorstellung vom Licht ist, daß es aus unendlich feinen Strahlen besteht, welche allerdings durch Gläser in der verschiedensten Weise gebrochen werden können, aber für gewöhnlich absolut grade verlaufen. Betrachtet man Lichtstrahlen, welche von irgendeinem Punkte herkommen, so sollte man sagen, daß es möglich ist, eine Linse so zu konstruieren, daß die auf sie fallenden Strahlen nach der Brechung alle wieder durch einen

Punkt gehen und damit ein scharfes Bild jenes leuchtenden Punktes liefern. Man betrachte eine solche Linse als vorhanden und überdecke sie mit einem Stoff mit durchsichtigen, leeren Maschen, etwa mit dünner Gaze. Dann werden diejenigen Strahlen, welche auf die Fäden der Gaze fallen, abgeschnitten. Die übrigen, sollte man meinen, gehen ungehindert durch die leeren Löcher hindurch. Das Bild des leuchtenden Punktes müßte wegen des Fehlens der abgeschnittenen Strahlen zwar schwächer werden, im übrigen aber unverändert bleiben. In Wirklichkeit sieht man, wenn man dies Experiment mit Hilfe irgend einer guten Linse ausführt, das Bild des leuchtenden Punktes schwammig und diffus werden. Daraus ist zu entnehmen, daß Lichtstrahlen, wenn sie durch eine enge Öffnung hindurch müssen, eine gewisse Quetschung erleiden, ihr reiner gradliniger Gang wird gestört und dadurch verschwindet die Schärfe des Bildes. Diese Erscheinung, „Beugung des Lichts" genannt, tritt nicht etwa nur bei kleinen Öffnungen auf, bei welchen sie freilich besonders deutlich ist, sie erfolgt bei jeder beliebigen Öffnung, und da jede Linse eine Öffnung für den Durchgang der Strahlen darstellt, da die neben der Linse vorbeigehenden Strahlen für das Entstehen des Bildes nicht in Betracht kommen, so liefert jede Linse ein unscharfes Bild. Die Unschärfe ist nur um so geringer, je größer die Linse ist, würde aber nur bei einer unendlich großen Linse ganz verschwinden.

Wenn die Beugung des Lichts auch die simple Vorstellung der gradlinigen Lichtstrahlung zunichte macht, so darf man sie sich deswegen noch nicht als etwas Unsauberes, etwa von der zufälligen Beschaffenheit des Materials der Öffnungen abhängiges denken, sie ist vielmehr eine höchst regelmäßige, in ihren Gesetzen streng verfolgbare Erscheinung, zu deren Verständnis man freilich tiefer in das Wesen des Lichts einzudringen hat, als es durch die Annahme von den gradlinigen Strahlen geschieht, indem man seine Wellennatur berücksichtigt. Das nährere Studium ergibt, daß in der Tat nichts als die Größe, der Durchmesser der Objektivlinse auf die Verundeutlichung des Bildes durch Beugung Einfluß hat. Man kann das Okular in jedem Fall so scharf nehmen, daß diese Verundeutlichung gerade merkbar zu werden beginnt,

womit dann die größte nutzbare Vergrößerung erreicht ist. Der Wert dieser größten nutzbaren Vergrößerung wird durch eine einfache Regel gegeben. Er ergibt sich zufällig gleich der Anzahl der Millimeter, die auf den Objektivdurchmesser kommen. Da die größten bis jetzt hergestellten Linsen 1 Meter, d. i. 1000 Millimeter Durchmesser haben, so ist die größte zurzeit erzielbare, nutzbare Vergrößerung durch ein Fernrohr die tausendfache. Damit kann man auf dem Monde zwar keine Menschen, aber immerhin Objekte von 200 m Durchmesser wahrnehmen. Die Fülle der Erscheinungen, welche der Himmel unter einer solchen Vergrößerung darbietet, ist eine gewaltige, noch keineswegs zu Ende durchforschte.

Es wird auch möglich sein, den Durchmesser der Fernrohrlinsen auf 2—3 Meter zu steigern und dann eine mehrtausendfache Vergrößerung zu erzielen. Darüber hinaus wird man aber mit Hilfe des Fernrohrs nicht gelangen können. Es müßte eine neue Erfindung, viel wunderbarer als die des Fernrohrs selbst, gemacht werden, um zu 100 000facher Vergrößerung aufsteigen und so unserem Auge einen unmittelbaren Einblick in das Lebensgetriebe unserer Nachbarwelten eröffnen zu können.

II. Vom Universum.

Wenn es wahr ist, daß jede noch so abstrakte wissenschaftliche Beschäftigung ihren innersten Antrieb aus einer Empfindung und Leidenschaft schöpft, so ist klar, welches der Grund sein muß, aus dem die Beschäftigung mit der Astronomie entspringt. Der Sternenhimmel ist uns das Bild der Unendlichkeit, und der überwältigende Eindruck dieser Unendlichkeit treibt zur Astronomie.

Es liegen zwei entgegengesetzte Elemente in dem Gefühl des Unendlichen, welches die Betrachtung des Sternenhimmels wachruft, das siegesstolze, daß unser Geist Herr ist über die in alle Räume zerstreuten Welten, das demütigende, daß der körperlichen Ausdehnung nach der Mensch gegenüber den Sonnen zum Stäubchen zusammenschrumpft. Die bloße Demut würde zur Religion führen, es muß das freudige Element

hinzukommen, um zur Übernahme der Mühsal einer Wissenschaft zu ermutigen.

Ich will hier die Berechtigung eines solchen frohen geistigen Stolzes verteidigen, welcher natürlich kein Prärogativ des Gelehrten ist, sondern von jedermann mitempfunden werden kann. Eine Verteidigung ist nötig. Denn die gar so klugen Leute wollen der Wissenschaft und der Astronomie das Beste absprechen, indem sie sagen, „die Unendlichkeit könne man sich nicht vorstellen".

Die Verteidigung besteht nicht darin, daß man um die Vorstellbarkeit des Unendlichen streitet, über die man je nach der Definition des Begriffes „vorstellen" verschiedener Meinung sein kann — wenn ich auch jene Behauptung schon an sich für unrichtig halte.

Die Verteidigung zeigt vielmehr, daß die Vorstellbarkeit des Unendlichen in der Astronomie gar nicht in Frage kommt. Es gibt vielleicht gar keine räumliche Unendlichkeit, wie unten besprochen werden soll. Das einzige, was von unserer Vorstellungskraft verlangt werden muß, um unsern wissenschaftlichen Stolz zu wahren, ist, daß sie Herr bleibt über alle die Räume und Dinge, welche uns die Erfahrung liefert. Sie darf durch die Fülle der Erscheinungen nicht verwirrt werden und muß kühner sein, als die Erfahrung selbst, indem sie aus sich heraus Bilder schafft, welche die Wirklichkeit einschließen, indem sie über sie hinausgehen.

Ein Ergebnis der neueren Fixsternkunde ist, daß die Entfernung der letzten, schwächsten in unsern Fernröhren sichtbaren Sterne, der Größenordnung nach, gleich 100000 Billionen Kilometer ist. Hier setzt gleich die Behauptung ein, unter einer so großen Zahl könne man sich nichts vorstellen, sie gehe über alle Anschauungsmöglichkeit hinaus. Die Behauptung beruht auf einem Versuch, unser Gehirn in ganz unzweckmäßiger Weise anzustrengen.

Was ein Kilometer ist, ist anschaulich völlig klar, es ist eine Strecke, die man auf der Landstraße in einer Viertelstunde zurücklegt. Man erhält ihn, indem man ein Meter 1000 mal aneinanderlegt. Ebenso deutlich ist die Größe eines Millimeters. Es gehen 1000 Millimeter auf den Meter, eine Million auf den Kilometer. Wenn man nun einen Versuch

macht, sich jeden einzelnen dieser Millimeter vorzustellen und sie auf der Landstraße zu einem Kilometer aneinanderzulegen, so braucht man dabei noch nicht einmal an die einzelnen Sandkörner und Lebewesen jedes einzelnen Millimeters zu denken, um von einem Gefühl des Schwindels ergriffen zu werden und zu dem Schluß zu gelangen, daß der Kilometer etwas unvorstellbar Großes sei. Es ist klar, worin der Fehler dieses Vorgehens liegt. Man darf nicht addieren, man muß multiplizieren, man muß immer größere Einheiten benutzen, stufenweise vorgehen, wenn man große Zahlen vorstellbar machen will. Wählt man aber die geeigneten Einheiten, so wird jede endliche Größe vorstellbar und unendliche Größen kommen nicht in Betracht, da sie keine Objekte der Erfahrung sind.

Wollte man das richtige Verfahren auf die obige große Zahl anwenden, so würde man von der Erde zur Sonne, mit dieser Einheit zu dem äußersten Planeten, mit dieser größeren Einheit zu dem ersten Fixstern und von diesem bis zum letzten Fixstern fortzuschreiten haben.

Es ist aber wohl plastischer, umgekehrt vorzugehen und sich die Bilder vorzustellen, welche unser Sternsystem bietet, wenn man sich ihm aus ungeheurer Entfernung annähert und von der Totalität zum einzelnen übergeht.

Denkt man sich aus größter Distanz auf unser Sternsystem zufliegend, so gewahrt man — das ist wenigstens die durch viele Wahrscheinlichkeitsgründe gestützte Ansicht der Astronomen — ein von der übrigen Welt durch weite, leere Räume getrenntes, wohlbegrenztes Gebilde, eine Art von leuchtendem Nebelfleck, nicht unähnlich dem Andromedanebel, der Gestalt nach einem etwas unregelmäßigen, stark abgeplatteten Rotations-Ellipsoide vergleichbar. Bei näherem Herankommen löst sich der Nebelfleck in etwa 100 Millionen einzelner Sterne auf. Nach der Mitte des Ganzen zu stehen die Sterne dichter, auch ist ein Farbenunterschied der einzelnen Regionen vorhanden. Der äquatoriale Gürtel des Systems — der vom irdischen Standpunkt aus als Milchstraße erscheint — ist mehr von blau-weißen Sternen besetzt, während abseits von der äquatorialen Mittelebene die Durchschnittsfarbe der Sterne des Systems gelblicher ist. Zwischen den

Sternen ziehen sich lange Nebelfäden hin, einige große Nebelbatzen befinden sich in dem äquatorialen Gürtel, zahlreiche, aber kleine Nebelhäufchen stehen an den Polen des Ellipsoids zusammengedrängt. Der Äquator ist hinwieder besetzt von einer Menge rundlicher Klumpen, in denen sich tausende von Sternen auf enge Haufen zusammendrängen.

Kommt man schließlich ganz nahe in den Schwarm hinein, so erkennt man, daß die Sterne im allgemeinen unsrer Sonne gleichen, daß aber außerordentlich viele sich aus zwei umeinander kreisenden Sonnen zusammensetzen und daß wohl keiner von ihnen einer kleinen dunklen Masse, eines Planeten ermangelt, der ihn begleitet.

Man kann diesem Bilde des uns sichtbaren Universums vorwerfen, daß es oberflächlich sei, nicht aber, daß es unvorstellbar sei. Die Vorstellbarkeit beruht auf der endlichen Größe, der Begrenztheit, die man der ganzen sichtbaren Sternenwelt zuzuschreiben hat. Dieses ganze System von Sternen, welches alles enthält, was je zu menschlicher Kenntnis gekommen ist, ist eben innerhalb einer Kugel von 100 000 Billionen Kilometer Radius enthalten.

Es ist hervorzuheben, daß diese Begrenztheit nicht etwa nur ein Ausdruck der beschränkten Leistungsfähigkeit unserer Fernröhre ist. Von Galilei bis Herschel nahm die Zahl der Sterne mit wachsender Größe der Instrumente ständig zu. Die Zunahme hat sich aber neuerdings trotz der Verwendung der photographischen Daueraufnahme keineswegs in der zu erwartenden Weise fortgesetzt. Was in den letzten Jahren sich an schwächsten Sternen noch unseren besseren und besten Instrumenten enthüllt hat, das sind relativ wenige Sterne der Zahl nach und dazu zum größten Teil wohl nicht weit entfernte Sterne, sondern sozusagen Nachzügler, nämlich an sich schwächer leuchtende Sterne, die uns relativ nahe stehen.

Wenn hiermit die Vorstellbarkeit unseres Universums völlig deutlich ist, so wollen wir uns nun aber auch der über die Erfahrung hinausgehenden Kraft unseres Vorstellungsvermögens bewußt werden, indem wir dies Universum in viel weiter gehende Phantasien einschließen. Es handelt sich dabei nicht um Unmöglichkeiten. Was diese Phantasiebilder vor unserem inneren Bewußtsein vorüberführen, kann jeden

Tag Erfahrung, Erlebnis werden. Daß sie, wenn auch Möglichkeiten, so doch zunächst noch keine Wirklichkeit bedeuten wollen, wird durch die Gegenüberstellung dreier verschiedener, sich gegenseitig ausschließender Ideenkreise eindringlich gemacht werden.

In unserem Sonnensystem herrscht monarchische Verfassung in doppelter Stufe. Jeder Planet führt seine Monde um sich, die Sonne beherrscht ebenso die Planeten, die sie umkreisen. Auf der nächsthöheren Stufe, im Milchstraßensystem, tritt dafür die republikanische Staatsform ein. Die Anziehung aller Sterne des Milchstraßensystems auf jeden einzelnen ist imstande, die Sterne in kreisähnlichen Bahnen im Laufe von Jahrmillionen herumzuführen und den Bestand des Milchstraßensystems auf außerordentlich lange Zeiten hinaus zu sichern, sowie die Attraktion der Sonne die Planeten in ihren geordneten Bahnen erhält. Man kann sich vorstellen, daß sich die stabile Anordnung der Welt vermöge der Gravitation fortsetzt. Es mögen in Räumen, bis zu welchen unsere Fernröhre nicht dringen, noch viele Sternsysteme von der Art und Größe des Milchstraßensystems existieren, die sich zu einem Bundesstaat von Sternenrepubliken vereinigen, zu einem Ring umeinander kreisender Milchstraßensysteme. Unzählige viele Ringe aus Michstraßensystemen mögen sich zu einer Einheit noch höherer Ordnung zusammenschließen, und so mögen immer wachsende und wachsende Räder aus Sternen und wieder Sternen die ganze unendliche Welt aufbauen. Diese Vorstellung, welche die durch neuere Forschungen gebotene republikanische Umgestaltung der berühmten Lambertschen Idee von den monarchischen Zentralsonnen ist, bildet vielleicht die einfachste Art, einen unendlichen Raum über die uns zugänglichen Grenzen hinaus im Anschluß an unsere wirklichen Erfahrungen zu bevölkern. Sie denkt die Wirksamkeit der Kraft, welche in unserem Sonnensystem gebietend ist, der Gravitation, auf den unendlichen Raum erweitert und läßt den Zustand der Welt im wesentlichen aus einer stufenweisen immer wiederholten Vergrößerung der durch unser Milchstraßensystem gebildeten Einheit hervorgehen.

Stellen wir demgegenüber eine zweite Phantasie, welche insofern der Lambertschen widerspricht, als sie statt der Un-

endlichkeit die Endlichkeit des Raumes postuliert. Es gab eine Zeit, wo es wunderbar erschien, daß man beim Gradeausgehen auf der Erde wieder zum Ausgangspunkt zurückkommt. Es könnte sein, daß zukünftige Geschlechter dasselbe Wunder in einem noch höheren Maße erlebten, wenn es sich herausstellte, daß, wenn man von der Erde weg weiter und weiter in den Raum hinausgeht, man schließlich wieder zu demselben Ausgangspunkt zurückkommt. Was sich durch die Erdumsegelung Magelhaens in zwei Dimensionen ereignete, das würde sich hier in drei Dimensionen wiederholen; so wie die Erde eine endliche Oberfläche hat, von der jetzt nur noch geringe Fleckchen unbesucht sind, so würde der Raum einen endlichen Inhalt haben, den wir ebenfalls ausforschen könnten. Wie wir uns von der Erdoberfläche nur wenige Kilometer nach oben und unten entfernen können, so würden wir dann noch fester in diesen Raum gebannt sein in der Weise, daß wir niemals eine über ihn hinausliegende Erfahrung machen könnten, solange uns nicht Kunde aus der vierten Dimension zukäme oder wir uns in diese versetzen könnten. Diese Vorstellung des endlichen sogenannten gekrümmten Raumes ist in keiner Weise absurd, wie sich insbesondere Helmholtz in einem berühmten Vortrag über den Ursprung der geometrischen Axiome auseinanderzusetzen bemüht hat. Sie erklärt die Endlichkeit unseres Milchstraßensystems, die wir aus den Beobachtungen erschlossen haben, durch die einfachste Annahme, daß es darüber hinaus nichts gibt, weil der Raum eben zu Ende ist. Sie ist zugleich die ermutigendste für den Menschengeist, der auf Beherrschung des Universums ausgeht, indem sie ihm angibt, daß er nur ein räumlich begrenztes Reich zu erobern braucht, daß er einst die makroskopische Forschung zu Ende führen und dann nur die mikroskopische fortzusetzen haben wird.

Verkörpern die Lambertsche Idee und die Idee des gekrümmten Raumes die allgemeine Herrschaft des Gesetzes, so soll eine dritte und letzte Phantasie uns die Möglichkeit vor Augen halten, daß in den dunklen Himmelstiefen die höchste Willkür lauern mag. Wenn ein Mensch willkürlich mit der Hand durch die Luft fährt, so bestimmt er das Geschick von Millionen differenziertester Luftmoleküle, die er vor seiner Hand hertreibt. Es kann sehr wohl sein, daß nicht

nur unsere Erde, sondern gleich unser ganzes Sternensystem die Rolle eines Moleküles in einer unendlich viel größeren Welt spielt, in der ein übermächtiges Wesen uns nach Laune umtreibt, oder daß vielleicht unser ganzes Sternsystem ein goldener Regentropfen ist, der in einer solchen größeren Welt herabregnet und einem täppischen Riesen auf die Hand fällt, der ihn fortwischt und damit nicht nur alle unsere Existenzen, sondern auch alle unsere Gesetze zunichte macht.

Aus dem Wirbel dieser und noch tausend anderer Vorstellungsmöglichkeiten, von denen man vielleicht keine einzelne wird glauben wollen, muß doch als klare Überzeugung die Einsicht emportauchen, daß die Phantasie unter allen Umständen reicher bleibt als die Erfahrung. „Kühne Seglerin Phantasie, wirf ein mutlos Anker hie!“, wird der Naturforscher nie rufen müssen. „Inwendig voller Figur“, wie Dürer sagt, kann die Phantasie immer weiter. Solange wir uns dieser Kraft des Geistes bewußt sind, darf uns die körperliche Ohnmacht gegenüber den Naturgewalten nicht niederdrücken. Stolze Demut bleibt daher das widerspruchsvolle Wort für die echte Stimmung desjenigen, der den gestirnten Himmel mit sich reden läßt.

Richard Wagner.*)

Von Professor Dr. Friedrich Panzer in Frankfurt a. M.

Es mag in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, da brachten die „Fliegenden Blätter", damals noch das führende Witzblatt deutscher Nation, das die leisen Bewegungen eines ruhigeren Geisteslebens der oberen Zehntausend treulich spiegelte, ein Bild mit entsprechender Erklärung. Man sah, soviel ich mich erinnere, in den Hof eines Instituts für höhere Töchter, in dem die Mädchen sich während der Unterrichtspause tummeln. Eine Lehrerin tritt unter die Türe, möchte eins der Mädchen zu sich haben und ruft den Namen „Elsa". Darauf stürzt die Hälfte aller Mädchen herbei: sie alle hießen Elsa. Das Witzblatt wollte also die Mode der höheren Stände verspotten, ihre Töchter Elsa zu nennen. Das war damals in der Tat etwas Neues und Auffallendes, eine Generation vorher hatte niemand in Deutschland so geheißen. Heute ist der Name so gewöhnlich geworden, daß wir uns gar nichts mehr dabei denken, daß es bei uns schon einer geschichtlichen Besinnung, ja wohl Belehrung bedarf, um uns zu versichern, daß der Name uns erst durch Wagners Lohengrin vermittelt wurde.

Eigennamen sind zu allen Zeiten Kulturweiser gewesen. Seismographen der Kultur dürft' ich sie nennen, da sie jede tiefergehende Erschütterung der Volksseele pünktlich anzeigen. In den Tagen, da unsere Heldensage die Geister bewegte, hießen unsere Kinder Siegfried und Kriemhild, Gudrun und Hildebrand; als die Artusromane in Mode kamen Iwein und Parzival, Laudine und Lunete, Tristan und Isolde, Schionatulander und Sigune. Die Renaissance hat uns Alcibiades, Achilles, Hektor zugeführt; Rousseau hat Eduard, Emil, Julie eingebürgert; aus Ossian ist uns Oskar zugekommen, durch Klopstocks Vermittlung Selma, durch Goethe Gretchen, Aurelie,

*) Nur der erste Vortrag konnte etwas ausführlicher wiedergegeben werden; die übrigen ließen sich nur skizzieren.

Natalie usw. Durch Wagner ward Irene, Walther, Eva befestigt, Sigmund und Siegfried neu erweckt; vor allem aber hat Elsa einen Triumphzug durch Deutschland angetreten, wie kaum ein Name vorher: der Zwang, den Wagner über die Geister übt, auch über die, die es nicht wissen noch wollen, könnte nicht besser illustriert werden. Diese Tatsache allein genügt, zu erweisen, daß in Wagner eine der wirkungsvollsten Erscheinungen des abgelaufenen Jahrhunderts hervorgetreten ist.

Gibt es denn auch wirklich eine Persönlichkeit, die eine größere Rolle als er noch in dem künstlerischen Leben unserer von so viel Neuem bewegten, so schnell vergessenden Tage spielt? Die Werke keines anderen Künstlers werden von allen großen Bühnen, nicht bloß Deutschlands, so häufig aufgeführt wie die seinen. Die Statistik für 1906 verzeichnet 1824 Aufführungen seiner Werke, davon entfallen etwa 1700 auf Deutschland. Er hat aber auch das Ausland bezwungen wie kein anderer, und nicht etwa bloß das germanische. Denn nicht nur ist er in Stockholm 38mal aufgeführt worden, sogar in Paris, seinem geistigen Antipoden, dem Schauplatz seiner kränkendsten Niederlagen, konnten seine Werke in diesem Jahre 34 Aufführungen erleben. Und nicht um des Heils unserer Seelen willen bevorzugen unsere Theater Wagner in ihrem Spielplan; sie wissen recht wohl, daß kein andres ernstes Werk mit so unerschöpflicher Regelmäßigkeit alle Räume, und zwar den Balkon wie die Galerie, zu füllen pflegt, wie die Werke Wagners. Und dabei ragt seiner Kunst in Bayreuth ein ihr allein vorbehaltener Tempel, zu dem nun schon alljährlich Tausende aus allen Weltteilen zu wallfahrten pflegen. Aber auch darüber hinaus beschäftigt Wagner unaufhörlich die Öffentlichkeit. Seine Verehrer sind in großen Organisationen zusammengeschlossen, seinem Namen sind Kalender, Zeitschriften, Jahrbücher, ja Museen gewidmet und Denkmäler sind oder werden ihm errichtet. Kaum können wir einen Tag unsere Zeitung in die Hand nehmen, daß uns nicht wenigstens aus einer verborgenen Spalte sein Name entgegenschiene.

Daß mit dieser ungeheuern äußeren Wirkung eine innere einhergehen müsse, wäre notwendig zu schließen, wenn wir es nicht mit Augen sähen. Wagners Kunst bedeutet eben

nicht bloß einen gegebenen Inhalt, eine geschlossene, abgegrenzte Reihe bestimmter Schöpfungen; sie stellt vielmehr ein Prinzip dar, eine Form, die lebendig weiterwirkt, anwendbar auf die verschiedensten ästhetischen und ethischen Gebiete. Kurz, es erfüllt sich in vollem Maße Nietzsches prophetisches Wort, daß Wagner zu den allergrößten Kulturgewalten gehöre.

Sollte bei diesem Stande der Dinge nicht jeder Gebildete das lebhafte Bedürfnis empfinden, diesem Manne, der uns so viel bedeutet, einmal ins Auge zu schauen, den Grund zu untersuchen, auf dem die wundersame Blume seiner Kunst gewachsen ist, ihr Wesen, ihre Entwicklung zu erforschen? Für jeden, der die Kultur der Gegenwart nach Art und Geschichte erkennen möchte, kann es wohl kaum ein anziehenderes und dringlicheres Problem geben. Freilich stehen seiner Lösung beträchtliche Schwierigkeiten entgegen. Sie kommen von verschiedenen Seiten.

Noch herrscht in der Beurteilung Wagners keineswegs Einigkeit. Das ganz eigenartig Neue, ja Seltsame und Unerwartete seiner Kunst hat von Anfang an zu zwiespältiger Beurteilung geführt, und länger als sonst wohl einem Großen geschah, ist sein Bild von Gunst und Haß der Parteien hin und her gezerrt, verwirrt und getrübt worden. In unseren Tagen aber beginnen doch endlich die Zeichen sich zu mehren, daß die Zeit reif zu werden beginnt für eine ruhige, leidenschaftslose Betrachtung und Würdigung seiner menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit. Zu einer solchen vorzudringen, haben auch diese Ausführungen sich zum Ziele gesetzt. Eingegeben von einer aufrichtigen Verehrung für die gewaltige Größe ihres Helden, wollen sie in ihm doch nicht ein tönernes Götzenbild aufstellen und mit dem Weihrauchfasse umwandeln, nicht die Hörer vor ihm im geheimnisvollen Dämmer in den Staub zwingen. Sie wollen vielmehr die Türen weit aufreißen, daß der helle Tag hereinflute, denn sie muten niemandem zu, auf eigenes Schauen und selbständiges Prüfen, auf unbedingte Freiheit des Urteils zu verzichten. Und der drinnen sitzt, hat den Tag nicht zu scheuen, denn sein Schild war blank, und unbefleckt trotz aller Verleumdung die reine Sittlichkeit seines Charakters und Lebens. Aber ein Mensch war auch er und menschliche Schwächen ihm nicht fremd.

Und so eigenartig und neu sein Wesen und seine Leistungen erscheinen mögen, auch dem Genie dürfen wir das orphische Urwort des größten Genius, den unser Volk geboren, entgegenhalten: „Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig und handelst wohl so, wie ein andrer handelt". Auch Richard Wagner ist nicht wie ein Meteor vom Himmel gefallen und war nicht fertig am ersten Tag; auch er ist manches, was er wurde und war, anderen schuldig geblieben. So zielbewußt und folgerichtig gerade seine Entwicklung mit ungeheurer Energie einem früherkannten Ziele zustrebt, eine Entwicklung war es doch, und nicht ohne manche Ausweichungen und Widersprüche konnte sie ihr Ziel erreichen. Auch dieser strebende Künstler war den Eindrücken des Augenblicks preisgegeben, äußerte und gestaltete im einzelnen vielfach von ihnen bedingt; auch er war „kein ausgeklügelt Buch, er war ein Mensch mit seinem Widerspruch".

Faßt eine Darstellung wie die hier zu gebende die Schilderung des geschichtlichen Werdens dieser Persönlichkeit und ihrer Kunst ins Auge, so wird es eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben sein müssen, zu zeigen, wie diese aus dem beständigen Zusammenwirken und Widerstreiten der angeborenen Art persönlichsten Denkens, Empfindens und Gestaltens auf der einen, den zahllosen Einwirkungen von Umwelt, Geburt und Erziehung, den mannigfachsten Einflüssen literarischer, musikalischer, philosophischer, menschlicher Art auf der anderen Seite erwachsen sind. Die Schwierigkeiten einer derartigen Aufgabe, an sich groß genug, wachsen freilich im vorliegenden Falle ins Unendliche. Kaum übersehbar ist die Vielseitigkeit dieses Mannes, der beständig als Künstler sich theoretisch und praktisch betätigt, der Dichter und Musiker, Komponist und Dirigent, Ästhetiker und Kritiker, Philosoph und Historiker und Politiker und wer weiß was sonst noch in einer Person gewesen ist. Einer solchen Vielseitigkeit der Erscheinung könnte, wenn sie ganz erkannt werden soll, nur ein Zusammenwirken der verschiedensten Disziplinen gerecht werden. Der einzelne muß sich bescheiden. Hier spricht der Literarhistoriker, der sich nur bemühen kann, Wagner nicht einseitig vom literargeschichtlichen Standpunkte, sondern nach Möglichkeit in der Fülle seines künstlerischen Wirkens und Wollens zu zeigen.

Eine gewisse sachliche Schwierigkeit liegt für den Biographen Wagners endlich darin, daß noch nicht alles Material zugänglich ist für eine vollständige Würdigung, da vieles noch im Archiv der Villa Wahnfried und sonst verborgen liegen mag. Und gerade die letzten Jahre haben gezeigt, daß Überraschungen erfreulichster Art nicht ausgeschlossen sind. Immerhin aber liegt doch schon eine Fülle von Zeugnissen in Äußerungen der Zeitgenossen, Erzählungen und Biographien und einer gewaltigen Masse von Briefen vor; dazu gesellen sich mehrere Selbstbiographien oder doch Teile und Skizzen von solchen, und vor allem die Werke Wagners, in denen neben den künstlerischen Schöpfungen allenthalben die Erläuterung in theoretischen Schriften einhergeht. Hierauf gestützt läßt wohl der Versuch sich wagen, eine Skizze dieses Künstlerlebens zu entwerfen. Wo nur fünf Stunden zur Verfügung stehen, kann es freilich nur um eine Eilzugsfahrt durch ein weites Land sich handeln, die zufrieden sein muß, wenn sie einen raschen Überblick gibt, an einigen Punkten nur etwas sich aufhält.

In wenigen Jahren werden wir den hundertjährigen Geburtstag des Mannes feiern können, der am 22. Mai 1813 in Leipzig das Licht der Welt erblickte. Die Art des obersächsischen Stammes mit seinem aufgeweckten, munteren, naivem Scherze geneigten, dabei betriebsamen, auch wohl heftigen und hartnäckigen Wesen ist deutlich in ihm lebenslang wirksam geblieben. Den beiden Stätten, die seine Jugend sahen, Leipzig und Dresden, der intellektuellen und der künstlerischen Hauptstadt des Landes, dankte er vielfältige Anregung. In der geistigen Haltung und Betätigung des Vaters scheint die Richtung des Sohnes vorgebildet; wenig tritt die Mutter, bedeutsam ein literarisch und künstlerisch vielfach tätiger Oheim Adolf Wagner hervor. Der Stiefvater Ludwig Geyer und die Geschwister führen den Knaben früh in die Sphäre des Theaters, von der er sich, soweit es die Wahl des eigenen Berufs gilt, zunächst mehr abgestoßen als angezogen sieht. Ihm vermittelt der Besuch des Gymnasiums in Dresden und Leipzig eine gründliche humanistische Bildung; auffallend spät erst brechen die musikalischen Neigungen durch. Von Anfang an aber zeigt sich ein lebhafter Produktionstrieb auf dichterischem

und bald auch auf musikalischem Gebiete, der Erzeugnisse von einer bedeutsam exzentrischen Anlage, einem leidenschaftlichen Überschwang hervorbringt. Der ausgezeichnete Unterricht des Thomaskantors Weinlig vermittelt dann eine gründliche theoretische Bildung, die bald korrekte Kompositionen ermöglicht. Früh taucht der Plan zu einer tragischen Oper „Die Hochzeit" auf, der alsbald verdrängt wird durch „Die Feen", die im Sommer 1833 in Würzburg, wo Wagner neben dem Bruder als Chorrepetitor am Theater tätig war, ausgearbeitet wurden. Im Sommer 1834 schon folgt, während er als Kapellmeister am Theater in Magdeburg wirkt, „Das Liebesverbot" und erlebt eine überhastete und unglückliche Aufführung. Nach dem finanziellen Zusammenbruch der Truppe bietet Königsberg vorübergehend einen Unterschlupf. Der Dreiundzwanzigjährige, Mittellose verheiratet sich hier mit der Schauspielerin Minna Planer zur Steigerung seiner Bedrängnisse; es mußte ihm, der ohne Vermögen und Aussichten den Schritt gewagt, als Rettung erscheinen, als er 1837 eine Anstellung als Musikdirektor bei dem unter Holteis Leitung aufblühenden Theater in Riga fand. Eine ernste und energische Tätigkeit als Dirigent, die er hier entfaltet, wird bald durch Mißhelligkeiten aller Art gestört. Schuldenbedrängt verläßt er im Sommer 1839 in heimlicher Flucht die Stadt, um sich nach Frankreich einzuschiffen. Der folgenschwere Entschluß wird aus seiner bisherigen inneren Entwicklung erklärlich.

Wagners Knabenzeit fällt in die Epoche der jüngeren Romantik, mit der er in seinem Wesen und Wirken sich lebenslang durch hundert sichtbare und verborgene Fäden verbunden zeigt; muß er doch geschichtlicher Betrachtung in vieler Hinsicht geradezu als Erfüller und Vollender ihrer Forderungen und Verheißungen erscheinen. Keinem der führenden Geister dieser Bewegung zeigt er sich früher und dauernder verpflichtet, als E. T. A. Hoffmann, dem Dichter und Musiker, in dem die Natur gleichsam ein Vorspiel dessen gebildet, was sie in Wagner erschaffen wollte. Durch ihn wird er auch auf den Stoff seiner ersten Oper, die Feen, verwiesen, die als eine Bearbeitung der „Donna Serpente" von Gozzi sich darstellt. In jedem Sinne ein Jugendwerk, erscheint die Oper doch bedeutsam durch die Keime künftiger Taten, die in ihr allenthalben sich regen.

Zwischen den Feen und dem Liebesverbot liegt aber eine Kluft, ein gewisser Umschwung der Richtung, der durch fatale persönliche Erlebnisse und äußere Einflüsse sich erklärt. Der Sturm im Gefolge der Pariser Julirevolution hat eben die Geister in Deutschland ergriffen. Die jungdeutsche Richtung steht auf und erhebt den lauten Ruf nach Freiheit, nach Sprengung aller Fesseln nicht bloß auf politischem, auch auf ethischem und ästhetischem Gebiete. „Weg mit der Philistermoral", „Emanzipation des Fleisches" ist ihre Losung; nicht die Antike, nicht das Mittelalter, die blühende Gegenwart sind der Gegenstand künstlerischer Darstellung, Schlegels „Lucinde", Heinses „Ardinghello" ihre heiligen Bücher.

Wagner tritt zu einem der ersten Führer der Bewegung, Heinrich Laube, in nahe persönliche Beziehung, plant, von der Polenbegeisterung angesteckt, gemeinsam mit ihm eine Oper „Kosciuszko", von der freilich nur eine Ouverture „Polonia" fertig wurde, bekennt in einem Aufsatz über die deutsche Oper in Laubes „Zeitung für die elegante Welt" sich theoretisch zu dem neuen Evangelium und liefert im „Liebesverbot" eine richtige jungdeutsche Tendenzdichtung, die das Recht der freien Sinnlichkeit gegen puritanische Heuchelei verteidigt, musikalisch nicht mehr bei Beethoven und Weber, sondern bei Auber und Bellini Anlehnung sucht. Tastende Versuche nach gleicher Richtung in Königsberg und Riga fortgesetzt, führen den Künstler zu seinem eigenen Schrecken immer mehr ins Seichte; er sucht wenigstens wieder einen würdigen und bedeutenden Stoff, und ergreift einen solchen in Bulwers Roman „Rienzi", den er im Stile der großen Oper nach dem Muster Meyerbeers auszugestalten denkt. Es ist ihm dabei von vornherein klar, daß ein solches Werk nur in Frankreich eine Bühne und ein Publikum finden könne und so macht er entschlossen nach Paris sich auf.

Hier läßt zunächst alles sich vortrefflich an, Meyerbeers Empfehlung öffnet die Türen, aber bald folgt Enttäuschung auf Enttäuschung, Mißerfolg auf Mißerfolg. Der Künstler hätte in den Antichambern verhungern dürfen, hätte nicht ein Musikverleger ihm mit Bestellung von Klavierauszügen, Potpourris u. dgl. ein jammervolles Brot gegeben und die geschickte Feder einiges erworben. Eine große Reihe von

Aufsätzen, Musikberichten und -Betrachtungen sind damals entstanden, glänzend geschrieben, voll leidenschaftlichen Eifers und beißender Ironie, vor allem aber jene lieblich innige, durch Tränen lächelnde Novelle „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven“, die schöne Frucht einer unermüdlichen Beethovenbegeisterung, und „Ein deutscher Musiker in Paris“, Bruchstücke einer verzweifelten Konfession, völlig aus den furchtbaren Erfahrungen des Pariser Aufenthalts geboren.

In all diesen Leiden ruht nicht die künstlerische Tätigkeit. Im November 1840 wird der Rienzi vollendet. Das Werk findet verschiedene Beurteilung, da es von den einen als Oper im Stile Meyerbeers verächtlich abgetan, von den andern als großartiges Drama gepriesen wird. Die Wahrheit mag in der Mitte liegen. Der Vorwurf ist von Wagner, wie er selbst betont, zunächst nach äußeren Gesichtspunkten gewählt, weil er sich zur großen Oper eignete, Gelegenheit gab zur Anbringung von Arien, Duetten, Trios, großen Hymnen, prachtvollen Aufzügen, rauschenden Finales, das alles in Anlehnung weniger an Meyerbeer als an Auber und Spontini ausgeführt wurde. Aber es fehlte dem Künstler doch auch nicht an einem inneren Verhältnis zum Stoffe. Er mußte in Rienzi, der mit seiner Begeisterung allein steht, fruchtlos ankämpfend gegen Teilnahmlosigkeit und Unverständnis der Menge, gleichsam ein Vorspiel seines eigenen Falls erkennen, und wir verstehen, daß ihm, wie er selbst schreibt, „dieser Rienzi mit seinen großen Gedanken im Kopfe und im Herzen unter einer Umgebung der Roheit und Gemeinheit alle Nerven vor sympathetischer Liebeserregung erzittern machte.“

In der Tat erscheint der Rienzi den von Wagner nachgeahmten Opern als dramatische Konzeption weit überlegen, nur an seinen eigenen spätern Werken gemessen steht er weit zurück. Der Fehler lag hier schon im Prinzip, in der Wahl des Stoffes, in dem immer unausführbaren Versuch, eine historische Oper zu geben. Indem Wagner an dem Stoff, wie es der musikalische Ausdruck fordert, das ganz persönlich Individuelle und alles historisch Bedingte, das die Musik nun einmal nicht auszudrücken vermag, beseitigte, den historischen Rienzi vereinfachte, läuterte, das menschlich Widerspruchsvolle abstreifend, ihn zum Helden machte und an der

widerstrebenden Umwelt, nicht zugleich an sich selbst zugrunde gehen ließ, ward dem Stoffe mit dieser Zurückführung auf das Allgemeine, Typische zugleich sein tiefster Reiz genommen.

Wagner selbst hat den Irrtum früh erkannt und das Werk preisgegeben. In Paris noch tat er den entscheidenden Schritt zur Selbstbesinnung und Umkehr.

II.

Richard Wagner mußte in Paris eine ähnliche Erfahrung machen wie Goethe in Straßburg. Um französisches Wesen sich vollends zuzueignen, hatten beide den französischen Boden gesucht und mußten erleben, daß sie gerade hier alles französischen Wesens für immer ledig werden sollten. Die Bewunderung und Liebe hatte sich für unseren Künstler, nachdem er die gepriesene Hauptstadt der Welt in der Nähe gesehen, bald in Überdruß und Verachtung gewandelt; aus der Nacht seiner Leiden aber stieg ihm mit mildem, sehnsuchtsvollem Licht der Stern des Vaterlandes. Ihren künstlerischen Ausdruck findet diese Sehnsucht im „Fliegenden Holländer“. Heines Salon hatte in den Memoiren des Herrn von Schnabelowopski den Stoff gereicht, der sich für Wagner, nachdem er ihn in Riga schon kennen gelernt, auf der stürmischen Seefahrt mit eigentümlichem Stimmungsgehalt erfüllt hatte. Wagner konnte in engem Anschluß an Heine sein Werk gestalten, das auch anderen Opern, besonders Marschners „Vampyr“, manche Anregung dankt. In der dramatischen Anlage zeigt sich eine bemerkenswerte Kunst und ein wesentlicher Fortschritt gegen die bisherigen Werke, da die Handlung hier weit mehr ins Innere der Personen verlegt oder doch von da aus begründet ist; die Einführung der Gestalt des Erik, die bei Heine fehlt, brachte, wie sich wohl zeigen läßt, eine ganz wesentlich bessere Begründung und Verfeinerung der psychologischen Entwicklung, durchaus nicht eine Verwirrung in Motiven und Charakteren, wie mit völligem Mißverstehen gerne behauptet wird. Wagner selbst rechnet von diesem Werke eine neue Epoche in seiner Entwicklung, erklärt, daß er mit ihm seine Laufbahn als Dichter begonnen habe, nachdem er bisher nur Verfertiger von Operntexten gewesen. In der Tat

zeigt sich die Weiterbildung nicht bloß in der äußeren sprachlichen und musikalischen Form, sondern vor allem in dem inneren Verhältnis des Künstlers zu seinem Stoffe. Es ist das erste Werk, das nicht aus äußerer Anregung entstanden, vielmehr ganz aus dem Inneren seines Erzeugers entsprungen ist, die erste Gelegenheitsdichtung Wagners im Goetheschen Sinne des Worts.

Als Wagner im April 1842 Paris verließ, hatten auch seine persönlichen Umstände sich zum Bessern gewandt; der Rienzi war in Dresden zur Aufführung angenommen und ging dort im Oktober unter jubelndem Beifall des Publikums über die Bühne, im Januar 1843 folgt der „Fliegende Holländer", am 1. Februar erhielt Wagner die Bestallung als Hof-Kapellmeister an der Dresdner Oper. Eine eifrige Tätigkeit im Theater und Konzertsaal geht neben einer erstaunlich reichen Produktion einher. In Paris schon war ihm, nachdem andere Pläne: „Die Sarazenin", „Die Bergwerke von Falun", beiseite geschoben waren, der Stoff zum Tannhäuser aufgegangen, der noch 1843 in der Dichtung, 1845 in der Vertonung vollendet wird.

Die Handlung dieser Oper erwächst dem Künstler aus zwei bis auf ihn völlig getrennten Überlieferungsreihen: der Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg und vom Tannhäuser im Venusberg. Jener Stoff ward Wagner vor allem durch E. T. A. Hoffmanns Novelle „Der Kampf der Sänger", woneben Tieck und Fouqué noch Einzelheiten reichten, dieser durch das alte Volkslied vom Tannhäuser, das Heine im Salon erneut hatte, dargeboten. In zahlreichen Einzelheiten der äußeren Form hat Wagner sich eng an seine Quellen geschlossen, der dramatische Aufbau, die innere Führung der Handlung sind ganz sein eigen. Restlos, ohne die äußeren Voraussetzungen, die noch im Holländer geblieben, quillt die Handlung hier aus dem Innern der Personen; in der Brust des Helden selbst liegen die beiden Welten, deren Gleichberechtigung und unlösbaren Widerstreit darzustellen das eigentliche Thema dieses Dramas ist. Damit aber spricht sich zugleich die persönlichste Erfahrung des Künstlers aus, der, mit brennendem Verlangen den sinnlichen Freuden des Lebens zugetan, immer wieder mit Überdruß und Abscheu von ihnen sich ab-

wendet, von tiefer Sehnsucht gepackt einem Höheren, Reineren, jungfräulich Keuschen sich opfernd hinzugeben.

III.

Der Kampf zwischen diesen beiden Sphären ist ewig und unversöhnlich. Denn der Künstler kann auf die Dauer auch nicht bestehen in der lichten und reinen, aber eisigen Höhe; er muß immer wieder aus seiner göttlichen Einsamkeit niedersteigen, an einem Menschenherzen zu erwarmen, das ihn doch in seinem Wollen und Wesen niemals ganz begreifen kann. So gesehen, stellt das Problem die genaue Umkehrung des Tannhäuser-Themas dar; diese Umkehrung aber ist das Thema des Lohengrin, der dem Tannhäuser unmittelbar folgte. Das Werk entlehnt seinen Stoff abermals heimischer Sage; Wagner übernimmt ihn wesentlich in der Gestalt, die das deutsche Lohengringedicht zweier unbekannter Verfasser des dreizehnten Jahrhunderts darbot; daneben ist manches aus anderen Überlieferungen aufgenommen; auch zeitgenössische Opern, Marschners „Templer und Jüdin" und besonders Webers „Euryanthe" gaben Anregungen im einzelnen. Das Ganze ist wieder durchaus Wagners Eigentum; die äußere Handlung, an sich glänzend und bewegt, ist abermals nur Träger und Spiegel tief innerlicher, seelischer Vorgänge. Im Musikalischen zeigt sich abermals die Fortbildung der Oper zum eigentlichen Drama ebenso fortgeschritten wie die Durchführung des thematischen Aufbaus.

Was aber in dieser „Tragödie des Genies" dargestellt ist, ist des Künstlers persönlichste Erfahrung. Die Enttäuschungen von Paris wiederholen sich in Dresden in gesteigerter, verinnerlichter Form. Je weiter er auf seiner Bahn zu immer eigenartigeren Schöpfungen vorschreitet, um so mehr verliert sich die Teilnahme des Publikums, um so mehr steigert sich die Verständnislosigkeit, ja der Haß der berufsmäßigen Kritik. Der Künstler sinkt in ein tiefes Erstaunen über seine Zeit, ein tiefes Nachdenken über ihre gesellschaftlichen und künstlerischen Zustände. Ihm erwächst die Überzeugung, daß ihnen nicht mehr durch eine Reform, nur durch eine Revolution zu helfen sei. Eine revolutionäre Bewegung auf politischem Gebiete kommt ihm entgegen, er wirft sich ihr in die Arme

und wird durch den ausbrechenden Sturm aus dem Vaterlande vertrieben. Zürich gibt auch diesem Flüchtling im Sommer 1849 ein Asyl.

Ein Kreis zuverlässiger Freunde steht ihm hier in langjähriger innerer und äußerer Bedrängnis aufopfernd zur Seite; der Glaube Liszts an seinen Genius bleibt sein Hoffnungsstern in dunkler Nacht. In einer langen Reihe theoretischer Schriften, die in den Jahren 1849—51 in rascher Folge entstehen, legt er sich selbst und der Öffentlichkeit Rechenschaft ab von seinen inneren Erlebnissen, versucht in einer Terminologie, die wesentlich an Ludwig Feuerbach sich anlehnt, eine systematische Formulierung seiner metaphysischen, ethischen, politischen, geschichtsphilosophischen, künstlerischen Ideen, die schließlich den Gedanken des Gesamtkunstwerks entwickelt.

IV.

Eine grandiose Form war hier aufgestellt; sie auszugießen mit einem helltönenden Kunstwerk war Wagner selbst längst am Werke. Noch in Dresden entstand der weitausgeführte Entwurf zu einem Drama „Jesus von Nazareth". Aus ihm sollte später manches in den „Parsifal" übergehen; für jetzt mußte er zurücktreten, als Wagner im Sommer 1848 der Stoff der Nibelungensage aufging. Einem ersten Entwurfe, der schon den Grundplan zu dem späteren Riesenwerke enthielt, folgt im November 1848 zunächst der Text zu einer dreiaktigen Oper „Siegfrieds Tod", deren Stoff ungefähr der jetzigen „Götterdämmerung" entsprach. Die Stürme der Revolution halten die Ausarbeitung auf; als Wagner 1851 zu seinem Werke zurückkehrt, zeigt sich, daß die Voraussetzungen des Dramas zu umständlich sind, zu viel in unsinnlich-undramatischer Erzählung nachgeholt werden muß, und so ergibt sich ein immer weiter fortschreitender Ausbau, der 1852 endlich den „Ring des Nibelungen" in seinem heutigen Umfange entstehen ließ. Die Vertonung freilich ward solange durch mancherlei Umstände aufgehalten, daß sie erst 1874 mit der Komposition der „Götterdämmerung" abgeschlossen werden konnte.

Wagner stellt die Sage in ihrer nordischen Gestalt dar, wie die Eddalieder und Volsungasaga sie überliefern; in vielen

Stücken an die Bearbeitung sich schließend, die Fouqué dem Stoffe in seinem „Held des Nordens“ gegeben hatte; auch Aischylos hat besonders mit dem „Gefesselten Prometheus“ eingewirkt. Vollkommen des Verfassers Eigen aber ist der großartige Aufbau des Ganzen aus so vielen zerstreuten, durch anscheinend zwingende Assoziationen verbundenen Einzelheiten und das geistige Band, an dem sie sich aufreihen. Die Dramen des Rings erscheinen als die künstlerische Parallele zu den theoretischen Schriften der Züricher Jahre. Die lange Zeit, die zwischen der ersten Konzeption und dem Abschluß des Werkes lag, ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Mehr und mehr verschob sich im Laufe der Arbeit das Hauptinteresse des Dichters, aus dem Siegfrieddrama ward langsam eine Wotantragödie, und der Abschluß des schon fertigen Werks mußte nochmals eine Wandlung sich gefallen lassen, als Wagner 1854 Schopenhauers System kennen lernte und in ihm gleichsam die mathematische Bestätigung und krönende Vollendung seiner eigenen Ideenwelt erkannte. Von der überquellenden Fülle dieses Werks ließ sich im Vortrag schwer, läßt sich in dieser Skizze nicht sprechen; „das Gedicht meines Lebens und alles dessen, was ich bin und fühle“ hat Wagner selbst es gegen Liszt genannt.

Äußerlich war dies Leben kümmerlich genug bestellt, aus dem Innern aber quoll ihm Glücks genug. Freilich mußte das Verhältnis zu Mathilde Wesendonck endlich einen Sturm heraufbeschwören, der den Künstler aus seinem Asyl auf dem grünen Hügel vertrieb. Als köstliche Frucht leidensvoller Wanderjahre erwächst der Tristan, 1859 in Luzern vollendet. Von innen heraus verbinden deutliche Fäden den Stoff des Tristan mit dem Siegfried. Wagner legte seinem Drama das Gedicht Gottfrieds von Straßburg zugrunde, schnitt aber rücksichtslos alles liebenswürdig wuchernde Rankenwerk weg, um allein den Kern zu zeigen, dessen schmerzvoll mächtigen Gehalt keine Sprache mehr, nur die Musik voll auszuströmen vermag. Sein tiefer Pessimismus, Ausfluß persönlichen Erlebens, erscheint wohl durch das Studium Schopenhauers noch gekräftigt. Über den Wogen der alles verschlingenden Ewigkeit aber glänzt doch auch hier noch trostreich der Stern der Liebe.

V.

Die unbezwingliche Lust künstlerischer Produktion errettet Wagner aus dem tiefen seelischen Fall. Am Tristan ist er genesen, und den an Schmerzen, Enttäuschungen und Leiden aller Art überreichen Wanderjahren bis 1864 konnten gar die Meistersinger entblühen. Ein Entwurf dazu war schon 1845 entstanden, angeregt durch E. T. A. Hoffmanns für den Tannhäuser benutzte Novelle und Lortzings Oper „Hans Sachs", die selbst auf einem älteren Drama des Wiener Dichters Deinhardstein fußt. Persönliche Erfahrung aber hat dem Dichter die tiefe Verinnerlichung, den milden Humor, die welthellsichtige, weltüberwindende Resignation gegeben, die ihren künstlerischen Ausdruck in der wunderbaren Gestalt dieses Hans Sachs gefunden hat. Vor den hellen, farbenprächtigen Hintergrund des alten Nürnberg, seines freien, zukunftsicheren Bürgertums, seiner gesunden Tüchtigkeit inmitten all des ehrwürdig törichten, schnörkelhaft lächerlichen Tuns gestellt, wird dies Werk der Nation immer als eines der treuesten Spiegelbilder ihres eigensten Seins und Empfindens erscheinen.

Mit diesem Werke hatte Wagner innerlich bereits überwunden, als ihm im Mai 1864 durch das Eingreifen Ludwigs II. von Bayern auch von außen die Erlösung kam.

Scheuchten allerlei Umtriebe ihn bald genug wieder aus München fort, so gab ihm doch das neue Heim, das er mit Kosima von Bülow, der Tochter Liszts, begründen konnte, eine dauernde Ruhestätte. Im neuen Reiche realisiert sich endlich auch mit Hilfe der organisierten Freunde und der treuen Verehrung des Bayernkönigs der vor langer Zeit schon gefaßte, in Briefen und Schriften vielerörterte Gedanke festlicher Aufführungen seiner Werke. An seinem neunundfünfzigsten Geburtstage, dem 22. Mai 1872, kann Wagner den Grundstein legen zum Festspielhaus in Bayreuth, das im August 1876 die erste Aufführung des Rings zeigen sollte.

In unermüdlicher geistiger Arbeit hatte der Künstler sich inzwischen eine Weiterbildung seiner Weltanschauung erkämpft, die er seit 1864 in zahlreichen Prosaschriften vor der Öffentlichkeit ausbreitet. Mit einer „Regenerationslehre" sucht und findet er hier aus dem absoluten Pessimismus Schopenhauers

heraus den Rückweg zu einer seinem innersten Wesen immer angemesseneren, optimistischen Auffassung der Bestimmung der Menschheit.

Ihren künstlerischen Ausdruck finden diese neuerrungenen Anschauungen im Parsifal. Die erste Konzeption des Werkes reicht bis in die fünfziger, ja vierziger Jahre zurück, vollendet und aufgeführt ward es 1882. Hauptquelle ist der Parzival Wolframs von Eschenbach, manches ist aus dem einst geplanten „Jesus von Nazareth" und dem Entwurf zu einem buddhistischen Drama „Die Sieger" übernommen, das ihn, den Schopenhauer an den Ganges geführt, lange beschäftigt hatte. In Parsifal erneuert sich Siegfried auf einer höheren Stufe; nicht mehr durch Taten wirkt er, sondern durch Leiden, leidensvolle Einsicht in das Wesen der Welt, die allein durch Mitleiden und Entsagen überwunden werden kann. Ein Sieger also auch er, ein Sieger freilich um hohen Preis.

Ein Jahr nach Vollendung dieses Werks, das die schmerzliche Summe eines leidenvollen Lebens zieht, schloß der Tod dem Künstler am 13. Februar 1883 in Venedig die Augen.



II.

Festvorträge.



Zur Feier von Schillers Geburtstag.

Schillers Lebensproblem.

Von Privatdozent Dr. Julius Goldstein in Darmstadt.

Wenn ich in dieser Feierstunde über Schillers Lebensproblem sprechen will, so will ich damit hinter seine Werke, hinter die Formulierungen seines Denkens treten, um die lebendige Bewegung dieser großen Seele zu erfassen. Das Lebensproblem ist mehr als ein einzelnes theoretisches oder praktisches Problem, es ist auch mehr als die Summe von Problemen, die ein Mensch in der Form eines Systems unterzubringen und zu lösen versucht. Der Begriff des Lebensproblems, wie ich ihn hier verstehe, läßt sich etwa durch folgende Fragen näher bestimmen: In welchen Spannungen und Gegensätzen, mit welchen Bewertungen und Gemütshaltungen nimmt der Mensch Stellung zu den Fragen und Aufgaben des Daseins, zu seinen zeitlichen und ewigen Mächten? Welche Werte bilden das seelische Energiezentrum? An welchen Punkten wird die Rechtfertigung, wird der Sinn des Daseins empfunden? Aus diesen Fragen webt sich dem Menschen sein persönliches Lebensproblem. Was an dunklen Antrieben in ihm angelegt war, das ringt sich mit einer Art instinktiver Notwendigkeit allmählich im Kampf mit der Welt zur Bestimmtheit und Klarheit durch. Das Lebensproblem ist so die dauernde gleichmäßige Art, sich und die anderen, sich und die Welt zu erleben. Den preisen wir als einen großen Menschen, dem aus Eigenem und Zugebildetem ein selbständiges Lebensproblem erwächst, in dem das Leben mit einem eigenen Tone aufklingt. . . .

Keine Lebensstimmung liegt Schiller ferner als diejenige, welche Goethe im Egmont als die „schöne freundliche Gewohnheit des Daseins" bezeichnet hat. Schiller kennt nicht jene heitere Durchsonnung des bunten Alltags, jene innere Behaglichkeit, welche im glücklich geschenkten Augenblick sorglos versinken kann. Er empfindet das Leben nicht als etwas Gegebenes, sondern als etwas Aufgegebenes. Das Dasein ist ihm nur lebenswert in der Gestaltung zum Idealen hin. Ihn beherrscht das stürmisch leidenschaftliche Gefühl des unendlichen Abstandes zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll. Dualistisch und mit sich selbst zerworfen ist Schillers Lebensgefühl. Er gehört zu den großen disharmonischen Naturen, die eine innere Unruhe in steter Bewegung hält. Sein Dualismus liegt auf ethischem Gebiet. Ein gewaltiges Erlebnis klingt durch sein ganzes Dasein: das Sittengesetz. Wir, die wir durch die Skepsis des historischen Relativismus hindurchgegangen sind, vermögen kaum noch die Wucht des Realitätsgefühls nachzuempfinden, das den Menschen des 18. Jahrhunderts bei dem Gedanken des Sittengesetzes ergriff. Was bedeutet das Sittengesetz in Schillers Lebensproblem? Der Pflicht gemäß zu handeln, der Pflicht gemäß handeln zu können, das bedeutet ihm Freiheit gegenüber der Gebundenheit unserer in sinnlichen Antrieben befangenen Natur; das Sittengesetz bedeutet etwas unbedingt Wertvolles, vor dem alles übrige zur bloßen Relativität herabsinkt; es bedeutet, vor eine Aufgabe gestellt zu sein, in welcher der Sinn und die Vernunft des Lebens beschlossen ist, eine Aufgabe, deren überwältigende Größe den Menschen als Sinnenwesen zwar vernichten, ihm aber zugleich als reinem Dämon die Würde der Erhabenheit verleihen kann. So tief von der unendlichen Bedeutung der ethischen Forderung ergriffen werden, heißt zugleich in ihr mehr sehen, als eine bloß innermenschliche Angelegenheit. Deshalb fühlt Schiller an diesem Punkte — und nur an diesem — den Zwang zu einer Metaphysik, zu einer idealistischen Metaphysik. Sie quillt aus seinem axiomatischen Glauben an das Sittengesetz. Dieses weist ihn auf eine geistige Ordnung der Dinge hin, auf ein über die Natur hinausliegendes Reich der Freiheit, dessen Bürger zu werden die ewige Bestimmung des Menschen ist. Vom Leben geht

diese Metaphysik aus und kehrt, ohne sich in Spekulationen zu verlieren, zum Leben zurück. Aber durch diesen Umweg über die Metaphysik bekommt das ethische Problem eine neue Resonanz: nicht nur im einsamen Gemüte des Menschen spielen sich die sittlichen Konflikte ab, sie vollziehen sich auf dem Hintergrunde letzter Weltmächte; sie wachsen zu tragischer Größe in dem Zusammenstoß des Endlichen und Unendlichen empor. Damit ist dem Wesen Schillers eine innere Dialektik eingepflanzt, die stets über alles Erreichte, ja Erreichbare hinaustreibt und ihn in einer steten Anlaufgebärde festhält. Vielleicht läßt sich daraus das aufjagend Erregende verstehen, das uns bei der Lektüre Schillerscher Dichtungen ergreift.

Aber diese innere Unruhe führt Schiller nie zu einem Verhaften und Vertasten im Gewühl wechselnder Eindrücke; mit einer fast dämonischen Energie werden alle Erlebnisse auf das Sittengesetz bezogen, um von ihm aus ihre eigentümliche Wertbetonung zu empfangen. Diese intensive Zielstrebigkeit des Schillerschen Geistes tritt am schärfsten hervor, wenn man sie mit der seelischen Art Hoffmannsthals zusammenhält, bei dem alle Erlebnisse in gleicher Lockerung nebeneinander liegen und jede Wertabstufung verloren haben.

Von den Gegensätzen seines Innenlebens her gewinnt Schiller eine eigene Beziehung zu Natur und Geschichte. Die Verwirklichung des Sittengesetzes geht in der Geschichte vor sich; Schiller fühlt sich einem nach vorwärts gerichteten geschichtlichen Prozeß eingegliedert. Natur und Kultur gehen ihm nicht allmählich ineinander über; zwischen ihnen liegt ein qualitativer Sprung, eine geheimnisvolle, nicht weiter aufhellbare Diskontinuität. Der ethische Gegensatz in unserem Dasein ist auf der Naturstufe noch verhüllt, um erst auf der Kulturstufe in aller Schärfe hervorzubrechen. Gerade in diesem Geschehnis liegt die tiefste Bedeutsamkeit der Kultur. Sie soll den Menschen zu einer höheren Einheit führen, zu Einheit mit seinem übersinnlichen Wesen. „Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten, so ist jene sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit, d. h. nach Einheit strebend sich äußern". So erfaßt Schiller von seinem Lebensproblem aus den Sinn der Kultur und Geschichte, so vermag er in der Bestimmung der Geschichte

die Bestimmung seines eigenen Wesens wiederzufinden. Goethe erlebt sich aus der Natur, Schiller aus der Geschichte. Dabei steht er ihr aber mit völlig illusionsfreiem Blick gegenüber. „Nähert man sich der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntnis — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinten Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche Welt leistet, in Übereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrung widerlegt". Und dennoch mitarbeiten an der Geschichte und sich nicht in weichlichen Klagen über sie ergehen! Mit freier Resignation soll sich der Mensch allen Übeln der Kultur unterwerfen und diese Übel „als die Naturbedingungen des einzig Guten respektieren". So zieht Schiller von vorneherein das Böse und die Leiden der Kultur mit in Rechnung. „Hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Antlitz der Notwendigkeit einen Schleier wirft, und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren, nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns."

Aus dem allen ergibt sich die Haltung Schillers zum Leiden. Nichts ist wohl für das Lebensproblem eines Menschen charakteristischer als die Art, wie er sich mit dem Leiden abfindet, besonders wenn ihm selbst ein vollgerüttelt Maß davon zuteil ward. Schiller nimmt das Leiden nicht entgegen als ein dumpfes Verhängnis; er vergrübelt sich nicht in gnostische Spekulationen über die Herkunft des Bösen in der Welt. Seine Haltung zum Leiden ist „praktisch" im eminentesten Sinne des Wortes. Er gewinnt dem Leiden Vernunft ab, indem er es mit der übersinnlichen Bestimmung des Menschen verknüpft. Durch das Leiden werden wir auf uns selbst, auf unser eigenstes sittliches Wesen zurückgeworfen. Und so vermag Schiller den unglücklichen Menschen geradezu glücklich zu preisen. „Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer antizipieren

und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. . . Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen." — Ein amerikanischer Philosoph hat den tiefsten Unterschied der ethischen Gemütsarten als den der »easy going mood« und der »strenuous mood« bezeichnet. Jener liegt vor allem an einer ungehindert leichten Lebensführung, die allen auftauchenden Übeln nach Möglichkeit auszuweichen versucht; diese achtet Widerwärtigkeiten gering, wenn nur im Kampf mit ihnen sich das höhere Ideal durchzusetzen vermag. Schiller verkörpert die strenuous mood. Er sinkt nie vor dem Leiden zusammen, denn er findet in sich selbst, in der Besinnung auf das Sittengesetz, alle Hilfskräfte zur Überwindung der Daseinskonflikte. Dadurch nun bestimmt sich für sein Lebensproblem auch die Bedeutung der Religion.

Schiller steht der gewöhnlichen Religionsauffassung, der Aufklärung, die in der Religion oft nur eine Art Garantie für die Unsterblichkeit der Seele sah, ablehnend und kühl gegenüber. Am Schluß des Aufsatzes über „den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" schreibt er die charakteristischen Worte: „Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, dem Effekt, wenngleich nicht dem inneren Werte nach, zu einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist: Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Aussicht auf eine Unsterblichkeit nötig hätte, um sich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen." Schiller kennt nicht das religiöse Erlebnis, das aus der Erschütterung des gesamten Seins, aus Zweifel und Verzweiflung erwächst. Auch die mystische Erhebung einzelner Lebensmomente, der Schauer pantheistischer Ergriffenheit geht ihm ab. Er ist zu aktiv, um von der Mystik berührt zu werden. Ich glaube, man kann bei Schiller von Religion nur in dem Sinne einer totalen Rückwirkung auf das Dasein

sprechen. Ihm ist jene an Religion grenzende Haltung des Feierlich-Erhabenen eigen, bei welcher in das ethische Erlebnis Ahnungen metaphysischer Welttiefen leise anklingen. Gott wird hier nicht in die Nöte des Herzens hineingezogen; er bleibt diesem Leben in einer gewissen vornehmen Ferne:

„Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke."

Man kann bei Schiller noch etwas von dem ungebrochenen stoischen Tugendstolz spüren. Er tritt eigentlich nie ganz aus der moralischen Fechterstellung heraus.

Nur das ästhetische Erlebnis bringt ihm eine Entspannung; hier strömen die zurückgehaltenen Sehnsüchte dieses Heldendaseins zusammen. Das Ästhetische wird wie alle anderen Lebenswerte zuerst auf die ethische Idee bezogen, indem es, vorbereitend und stützend, der letzten sittlichen Bestimmung des Menschen eingeordnet wird. Die Kunst veredelt die sinnliche Natur des Menschen und bildet sie der Pflicht zu. Als Tragödie stählt die Kunst den Menschen gegen die Furchtbarkeiten des Lebens; sie stärkt seinen Glauben an die Verwirklichung der Ideale, sofern die Idylle uns das anschaulich vorführt, was sonst nur in der Idee Gegenstand unseres hoffenden Glaubens ist. Aber allmählich steigt die Bewertung des Ästhetischen gegenüber dem Ethischen. Das ästhetische Erlebnis gewinnt einen weiter nicht ableitbaren Eigenwert, der sich, selbständig, über das Ethische setzt. Der ästhetische Geisteszustand erscheint jetzt als der höhere; in ihm liegt die erlösende Versöhnung mit dem Dasein; alle Gegensätze sind in ihm aufgehoben. Die „schöne Seele" ist über die Konfliktssphäre des Lebens hinausgehoben. Als letztes Ziel erscheint nicht mehr das Streben nach einer Idee, deren Verwirklichung im Unendlichen liegt, das Verharren in Kampf und Spannung, sondern das Heraustreten aus dem Kampf, das harmonische Insichselbstruhen, das selig stille Schauen des Schönen. Technisch ausgedrückt: der ethische Idealismus gleitet in wesentlichen Punkten zu einem ästhetischen Idealismus hinüber. Die intellektuellen Unausgeglichenheiten, die hier vorliegen, sind Unausgeglichenheiten des Lebens: das Hin- und Herschwanken zwischen zwei Werten, welche

bei Schiller nach- und nebeneinander im beherrschenden Zentrum des Lebensproblems stehen.

Das gibt diesem Lebensproblem den immer wieder lockenden Reiz für den Betrachter, daß sich hier zwei Typen menschlicher Lebensgestaltung zu kräftiger Rivalität spannen: der Typus des Prophetismus und der Typus des Platonismus. Der Prophetismus: das Erlebnis des Unbedingten der ethischen Forderung, die über alles Gegebene und alle Endlichkeit sich emporreckt und den Menschen zu immer neuen Kämpfen und Überwindungen rastlos vorwärts treibt, um ihn in der persönlichen Teilnahme am Ringen der geschichtlichen Mächte seiner Bestimmung entgegenzuleiten; der Platonismus als das Erlebnis der erlösenden Macht des Schönen, welches den Menschen herausführt aus den qualvollen Gegensätzlichkeiten der wandelbaren Zeit und sein Leben in der Seligkeit künstlerischen Schauens zum Abglanz der ruhenden Ewigkeit verklärt.

Zur Feier von Goethes Geburtstage und des hundertjährigen Todestages der Frau Rat.

Goethe und seine Mutter.

Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Alfred Biese in Neuwied.

Ich komme von der See. Ich habe in Meeresrauschen und Sturmesbrausen der ewigen Sprache der Natur gelauscht, und auf einsamen Strand- und Dünen-Spaziergängen begleiteten mich die Briefe der Frau Rat Goethe und umspannen mich die Gedanken an den herrlichen Sohn dieser herrlichen Mutter. Beide haben nie das nordische Meer mit Augen geschaut. Frau Aja war nicht fürs Reisen, und ihr Sohn sprach ihr gewiß aus der Seele mit dem Wort: „Um zu begreifen, daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen". Doch ich könnte mir wohl vorstellen, wie ihre schönen braunen Augen angesichts der schier unermeßlichen Fläche sich geweitet, wie der Meeressonnenschein in ihrem sonnigen Herzen einen Widerstrahl gefunden, und wie tief das Gottesgefühl bei dem erhabenen Anblick der schaumgekrönten, in Himmelslicht blitzenden See sich in ihren Sinn gesenkt hätte. Vielleicht hätten die Verse ihres Sohnes in ihr nachgeklungen: „Es rauschen die Wellen, die Wolken zergehn, Doch bleiben die Sterne, Sie wandeln und stehn. So auch mit der Liebe, der treuen, geschicht; Sie wegt sich, sie regt sich Und ändert sich nicht."

Andererseits würde ihr fröhlicher Sinn alle die Modetorheiten des modernen Badelebens belächelt haben. Denn sie war ein zu gesundes Kind der Mutter Natur, als daß sie nicht einen natürlichen Haß gegen alle Unnatur, alle Verschnürung und Verbildung des Körpers und der Seele, gegen den „Firlefanz" in Tracht und Mode gehabt hätte. Doch wer weiß, ob sie vom Meere nicht ähnlich gedacht hätte, wie ihr Wolf an Frau v. Stein (1779) aus den Bergen schrieb: „Hätte mich nur das Schicksal in einer großen Gegend



Katharina Elisabeth Goethe
Tuschzeichnung von V. Schertle.

heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus meinem lieblichen Tale Geduld und Stille."

Versenken wir uns nachempfindend in Frau Ajas Seele, so ist es uns, als umwehe uns der Hauch echten, urwüchsigen Menschentums, der Hauch des in allem Wechsel Dauernden. Denn Frau Aja Wohlgemut ist der Typus schlichter, gesunder Weiblichkeit, genialer Frohnatur und naturfrischer Genialität. So gehört sie, noch dazu als gottbegnadete Mutter des Unvergleichlichen, untrennbar zu den Großen jener klassischen Epoche, an die uns die Gedenkfeiern des letzten Jahrzehnts gemahnten. Dem 150. Geburtstage Goethes und dem 100. Todestage Schillers reiht sich nun um die Mitte des heutigen Tages die hundertjährige Sterbestunde der Frau Aja an.

Es wäre aber nicht in ihrem Sinne, wenn wir ihr eine rührsame und gar zu feierliche Erinnerung weihen wollten, sondern fröhlich, wie die Frohnatur gelebt hat und gestorben ist, wollen wir ihrer gedenken. Und es sollte mich freuen, wenn in den Gedankenreihen, die ich am Meeresstrande gesponnen, etwas von frischem Meeresatem und hellem Meeressonnenschein zu spüren sein sollte.

Frau Aja! Es ist ein stolzer, von Sagenpoesie umwobener Name! Und keinen Ehrentitel hat Frau Elisabeth Goethe lieber getragen als diesen, den einst die Stürmer und Dränger, die beiden Grafen Stolberg, ihr gaben, als sie bei ihr rasteten. Frau Aja, die Mutter der Haimonskinder und Schwester Karls des Großen, ist das Urbild treuer Mutterliebe, und das schöne Märchen hat seinen Glanz auf das ganze Leben der Nachfahrin geworfen. Denn Frau Rat Elisabeth Goethe hat auch allezeit denen, die bei ihr einkehrten, voll eingeschenkt aus dem Becher der Freude, wie es im Märchen von den Haimonskindern heißt: „Sie aßen, tranken und machten sich lustig" — obwohl die als Pilgrime Verkleideten in den Tod gingen — „und Frau Aja stieg in den Keller hinab und holte vom besten Weine und goß eine silberne Schale voll, auf daß sie tränken." —Ein köstlicher Humor leuchtet uns aus der wirklichen Geschichte von Frau Aja Wohlgemut entgegen, wie sie den Tyrannenhassern alten Rotwein mit den Worten vorsetzt: „Hier ist das wahre

Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!" Dieser Humor durchwärmt und durchstrahlt ihr ganzes Leben. Sie blieb in Wahrheit bis in ihre alten Tage ein glückseliges Kind Gottes voll Vertrauen und Hingabe, voll Festigkeit und Heiterkeit immerdar.

In Dichtung und Leben arten große Männer besonders nach der Mutter. Mit ihr, die sie in ihrem Schoße getragen und mit ihrem Herzblut genährt hat, wissen sie sich eins, und schon recht stumpfen oder verderbten Gemütes muß der sein, für den nicht das Heiligste und Reinste auf Erden die Mutterliebe ist. Goethe hat nimmer vergessen, wie viel er seiner Mutter verdankte. Die wenigen Briefe an sie, die erhalten geblieben sind, atmen Zärtlichkeit und Vertrauen und Liebe. Doch einer solchen Liebe bewußten und für jeden greifbaren Ausdruck zu leihen, davor scheute selbst dieser Große zurück. Wie ein noch ungesungenes Lied, wie ein keusches Geheimnis ruhte auch ihm dieser köstliche Schatz tief im Grunde seiner Seele. In der Leipziger Studentenzeit, in der freilich die Strenge des Vaters direkte Briefe an die Mutter nicht zugelassen zu haben scheint, bittet er die Schwester:

Grüß mir die Mutter, sprich, sie soll verzeih'n,
Daß ich sie niemals grüßen ließ, sag' ihr
Das, was sie weiß — daß ich sie ehre.

Trotz der Selbstverständlichkeit seiner treuen Gesinnung gibt er dem Brief vom 11. Mai 1767 doch eine poetische Epistel „An meine Mutter" bei, um nicht in den Verdacht der Lieblosigkeit und Undankbarkeit zu fallen:

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Fluth
Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt und ihn dem Aug' entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich

Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Von Schmerz gepeitscht bald stürmend drüberfließt,
Und von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt, und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt, und rings umher
Zurückgeworfne Strahlen trägt, und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

Was die Mutter ihm in den Frankfurter Jahren (nach Straßburg und Sesenheim) gewesen, das geht aus dem Briefe vom 11. August 1781 hervor, in dem der Sohn der Mutter sein Herz offen ausschüttet und gleichsam die Summe seiner Existenz zieht: die Freunde beurteilten ihn ganz falsch, sie, die Mutter, wisse, er wäre zugrunde gegangen, wenn er geblieben; das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens würde ihn rasend gemacht haben. Das Gedicht „Adler und Taube" gibt uns den deutlichsten Einblick in seine damalige Seelenverfassuug, die er auch — Wieland gegenüber — als „elend, genagt, gedrückt, verstümmelt" bezeichnet. In der Mutter sah und fand er den rettenden, Licht verbreitenden Schutzengel. Schwerer als viele Briefe muß uns das eine Bekenntnis wiegen, das er der Frau von Stein gegenüber ablegt: „So lange ich euch beide — die Mutter und Dich — habe, kann mir's an nichts fehlen." Mit ihr weiß er sich eins auch trotz der weiten Entfernung. Ihr zuerst sendet er seine Werke, und sie schreitet durch seine Dichtungen hindurch: in der Elisabeth im „Götz", diesem Urbilde deutscher Frauentüchtigkeit, Frauentreue und Gesundheit an Leib und Seele; unermüdlich schafft sie voll Heiterkeit im Hause und weiß die Sorgen und Grillen des Gatten zu tragen und zu scheuchen, und ist die standhafte, unverzagte Gefährtin in Kampf und Not. Eine schönere Verherrlichung der Mutter- und Sohnesliebe gibt es kaum in unserer Literatur als in dem vierten Gesange von „Hermann und Dorothea". Die Mutter ist in ihrer häuslichen Tätigkeit, ihrem gleichbleibenden Frohsinn, in ihrem Geschick, den etwas launenhaften und zum Jähzorn geneigten Gatten richtig zu nehmen, ein getreues Abbild der Frau Aja, und wie manchmal mag diese zu dem

bald jubelnden, bald todesbetrübten Wolfgang in zärtlichem Verstehen gesprochen haben, wie die Mutter zu Hermann unter dem Birnbaum. Doch auch sonst spüren wir in den Dichtungen Goethes einen Hauch jener Pietät, die nur aus dem herzlichen Verhältnisse zum Elternhause — und hier vor allem zu der Mutter — ihre starken Wurzeln zieht. „Was Du bist, das bliebst Du andern schuldig". Dies Wort im „Tasso" wird Goethe selbst aus dem Innersten entströmt sein, oder das Wort ebenda: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht." Auch wenn er nur selten, wie es die Verhältnisse fügten, wieder an die Pforte des mütterlichen Hauses klopfte und Tage innigsten Zusammenlebens mit ihr verbrachte, so blieb er doch immer der treue, dankbare Sohn. Als er die Todesnachricht erhielt, war er „ganz hin", wie berichtet wird. Er selbst schrieb in seiner, das Trübe gerne mildernden Weise: „Diese Gute ist nun von uns gegangen" — doch wie viel liegt in diesem Satze, wie viel Verehrung und zugleich der Ausdruck der Gemeinschaft, des innerlichen Beisammenseins auch bei äußerer Trennung.

Und als er seine Selbstbiographie begann, da gedachte er, ihr ein eigenes Buch in „Dichtung und Wahrheit" zu widmen, wie es Homer in der Ilias mit den Aristien seiner Helden getan. Doch diese Aristeia ist nur in Bruchstücken vorhanden. Er bedauert, daß er nicht bei Lebzeiten der Mutter sein Leben zu beschreiben unternommen, denn dann hätte ihn die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe in die Kinderjahre zurückzaubern können; so mußte denn Bettina aushelfen, die so oft auf der Schawell zu den Füßen der ewig jugendlichen und gedächtniskräftigen Greisin gesessen und ihren Erzählungen von dem Einzigen, den sie geboren, gelauscht hatte. Und Unschätzbares ist so gerettet worden, was Frau Aja sonst mit sich ins Grab genommen hätte. Wenn auch Bettina verschönert und romantisiert in ihrer Art, so ist es doch unrecht, die köstlichen Geschichten aus Goethes Jugend für eitel Geflunker zu halten. Eine wundersame Macht fesselte sie an den Heros: halb Frauenliebe, halb Verehrung, bis zur Vergötterung gesteigert. Doch ihr Buch ist eines der poesiereichsten, die wir besitzen, denn es ist ganz Gefühl, ganz Herz. Und dies Herz ist von Goethe voll, wie der Tautropfen

von der Sonne. Und Frau Aja hatte Geduld mit dem wunderlichen Kinde, denn seit dem Augenblicke, da die Mutter ihr zugerufen: „Elisabeth, er lebt!“ gehörten ja doch Herz und Sinn nur ihm, trennten doch nur 18 Jahre sie von dem Liebling. — „Dein lieber Vater,“ schreibt sie dem Enkel, „hat mir nie, nie, nie Kummer oder Verdruß gemacht!“ — Um so mehr Freude und Stolz! können wir hinzufügen. Ja, Bettina konnte sehr wohl die Mutter sagen lassen, ihr mütterliches Herz lebe seit seiner Geburt in fortwährender Begeisterung, dankend bete sie die Vorsehung an, daß das Leben des für tot zur Welt gekommenen von einem Lufthauche abhing, ein Leben, das in tausend Herzen sich befestigt habe und ihr nun das einzige sei.

Sicherlich wird es ihr leid gewesen sein, daß sie ihren Wolf nicht ganz so erziehen konnte, wie sie wohl gewollt. Ihre Erziehung befolgte den Grundsatz: „Kinder brauchen Liebe.“ Damit ist alles gesagt, freilich auch bei der lebensklugen Frau, daß diese Liebe immer die Mitte zwischen Härte und Schwäche, zwischen Strenge und Milde zu halten suchte. Wie die Bibel ihr der wichtigste Halt in allen Lagen des Lebens war, so mußte sich auch die junge Kindesseele mit anbetender Verehrung an ihr emporranken. Mit welchem Stolz sah sie den bildhübschen Knaben heranwachsen, wie weidete sie sich an dem Adonis, der in ihrem Pelzrock über die Eisfläche dahin schwebend seine Kreise zog! Wo andere, besonders der Vater, ihn nicht verstanden, da hielt sie ihm tapfer die Stange und verteidigte ihn mit Mutterliebe. Redlichste Mühe gab sie sich nach Frauenart, ihm ein solches Eheglück zu verschaffen, wie es ihr selbst leider nicht zuteil geworden war; zugleich sollte die Ehe ein Erziehungsmittel sein, um den Ungestümen und Rastlosen mit Rosenketten zu binden. — Aus innerster Herzensüberzeugung schreibt sie: „Das ist nun einmal das glückliche Los von Doktor Wolf, daß ihn alle Leute lieben, denen er nahe kommt; das ist nun freilich ganz natürlich; er hat ein gutes Herz, liebt seine Mitmenschen, sucht, wo er hinkommt, Freude zu bereiten.“ — Die prächtige Frau schildert in dieser Charakteristik nicht minder glücklich sich selbst als ihren herrlichen Sohn.

Alle ihre Gedanken weilen bei ihm, wenn er ferne ist;

als er auf der Schweizer Reise ist, wird ihr die Zeit lang, in der Sehnsucht nach ihm, und sie strickt ihre Liebe in die Strümpfe für ihn hinein. Und wie er in Weimar von Stufe zu Stufe an Ehren und Ruhm emporsteigt, da weiß sie nicht, ob der Stolz über den „Herrn geheimbden Legations Rat Häschelhanß“ und die Freude und Wonne, daß alles so herrlich mit ihm steht, oder der Schmerz des Entbehrens überwiegen soll. Doch sie fügt sich in seine hohe Bestimmung, die ihn sein Licht leuchten läßt in der thüringischen Residenz, so daß es weithin über die Welt scheint. Sie ist stolz auf die Wallfahrten von Weimar nach Frankfurt, auf jede Botschaft, die von ihm kommt; die Nennung seines Namens läßt ihr mütterliches Herz erschauern. Weiß sie ihn krank, so ist sie in Sorge und Unruhe und quält sich in der Ungewißheit. Wie gerne würde sie ihn besuchen, wie malt sie in den Farben schmerzlicher Sehnsucht dies Glück aus, doch der tyrannische und kränkliche Herr Rat hält sie fest. Sie klagt: „Was mir in dieser Werkeltags Welt am wenigsten ansteht, ist, daß die besten Menschen einander wenig sein können“, da sie voneinander getrennt sind.

Und als Goethe mit Karl August sie drei Tage im September 1779 besucht hatte, da schreibt sie über ihn voll Seligkeit an die Herzogin Anna Amalia: „Stellen sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch (in der blauen Stube ahnungslos) sitzt, wie die Stubenthüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Häschelhanß ihr um den Hals fält, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betruncken auf den besten Fürsten zuläuft halb greint halb lacht garnicht weiß was sie thun soll.... Das läßt sich nicht beschreiben!“ Den Häschelhans findet sie zu seinem Vorteil sehr verändert. „Er sieht gesunder aus und ist in allem betracht Männlicher geworden, sein Moralischer Caracter hat sich aber zu großer Freude seiner alten Bekanndten nicht im geringsten verschoben — alle fanden in Ihm den alten Freund wieder — mich hats in der Seele gefreut wie lieb Ihn gleich alles wieder hatte — der Jubel unter den Samstags-Mädeln, unter meiner Verwandt- und Bekanntschaft, die Freude meiner alten Mutter u.s.w. wie alle Welt nun auch des Goethe seinen Herzog

sehen wollte, wie meine Wohnstube immer voll Menschen war, u. s. f. Eine Chronik müßte ich schreiben und keinen Brief. Es waren eben Feier- und Freudentage, deren uns Gott mehrere gönnen wolle."

Sie versteht — weit uneigennütziger als die Freundin, Charlotte von Stein — weshalb der Sohn von Weimar sich nach Italien flüchtet. Mit kongenialem Verständnis erklärt sie: „Einen Menschen, wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor alles was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen." Sie erkennt die hohe Aufgabe, die er als Dichter zu lösen und über alle anderen zu stellen hat, und so drückt sie es derb dahin aus: „Die Hauptsache hat er zustande gebracht — der Herzog ist nun, wie er sein soll, das andere Dreckwesen kann ein anderer tun — dazu ist Goethe zu gut!" In ihrer mütterlichen Nachsicht und Selbstlosigkeit klagt sie nicht einmal darüber, daß der Sohn das Versprechen, auf der Rückreise bei ihr einzukehren, nicht erfüllt. Erst 1792 hält sie ihn wieder in den Armen. Acht Tage lang weilt er bei ihr. Mit Entzücken erinnert sie sich dieser köstlichen Woche: „wie wir so hübsch beisammen waren und unser Wesen so unter einander hatten"! Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich diese kurzen, aber so viel besagenden Worte zu deuten: „wie wir unser Wesen so unter einander hatten"! Wie mag sich die muntere Frau im Hause getummelt haben, um jeden Wunsch, den sie in des Sohnes Augen las, zu erfüllen! Und er selbst freut sich der Tage in der Erinnerung, da seit langer Zeit zum ersten Male sie sich wieder ein wenig aneinander gewöhnt hatten. Denn bei seiner Mutter traf das nicht zu, wovor er sonst warnt, wenn man alte Freunde wiedersehen wolle: „Man versteht sich nicht mehr mit ihnen; jeder hat eine andere Sprache bekommen; der alsdann hervortretende Mißklang kann nur störend auf uns einwirken, und man trübt sich das reine Bild des früheren Verhältnisses."

Davon konnte hier keine Rede sein, wenn auch die Jahre und die innere Entwickelung, die Goethe genommen hatte, notwendige Wandlungen herbeiführten. Das Mutterauge wird doch sogleich in die Tiefen des Sohnesherzens gedrungen sein.—

So fand sie sich auch in die Gewissensehe, die Goethe mit Christianen geschlossen hatte; sie wußte ihn vergnügt und glücklicher als in einer „fatalen Ehe," und allgemach, mit viel Herzenstakt nimmt sie das „Liebchen" des Sohnes als Freundin und dann als „liebe Tochter" an; als Goethe 1797 auf der 3. Schweizerreise sie und den Sohn August ihr vorführt, da begrüßt die vorurteilslose und menschenkundige Frau die treue Genossin ihres Wolf mit Herzlichkeit und Vertrauen. —

Was Frau Aja und ihren Wolfgang miteinander verband, das war nicht nur die Bluts- sondern die Seelenverwandtschaft. Es ist leicht, des Dichters und Denkers Goethe Eigenart aus dem Charakter der Mutter abzuleiten und aufzurollen. Was macht den Dichter? Es ist das von einer Empfindung volle Herz. Es ist der Einklang, der aus dem Busen dringt und in sein Herz die Welt zurücke schlingt.

Es ist das lebendige Gefühl der Zustände, von dem Goethe sagt: „Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft sie mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen." Oder ein andermal: „Ich lasse die Gegenstände ruhig auf mich einwirken, beobachte dann diese Wirkung und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben. Dies ist das ganze Geheimnis, was man Genialität zu nennen beliebt."

Damit vergleiche man das Bekenntnis der Mutter: „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, großes und kleines, Wahrheit und Märgen u. s. w., sowie ich in einen Circul komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle." Diese große Gabe der Verlebendigung ferner und vergangener Dinge und Zustände, diese Macht der Phantasie, die der Erinnerung oder Sehnsucht Schwingen leiht und das Geschaute oder Gedachte mit Seele und Leben füllt, hat Goethe in erster Linie seiner Mutter zu danken. Man denke z. B. der drastisch lebendigen Schilderung im „Zauberlehrling",

wo es von dem verhängnisvollen Besen heißt: „Seht, er läuft zum Ufer nieder; Wahrlich! ist schon an dem Flusse, Und mit Blitzesschnelle wieder Ist er hier mit raschem Gusse. Schon zum zweiten Male! Wie das Becken schwillt! Wie sich jede Schale Voll mit Wasser füllt!" — Oder an die wundervoll plastisch anschauliche Schilderung in dem Gedichte „Seefahrt" zu denken, hatte ich in der verflossenen Woche besonders Anlaß; wie malen die Zeilen den Sturm: „Aus der dumpfen grauen Ferne Kündet leise wandelnd sich der Sturm an, Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer, Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder. Und er kommt. Vor seinem starren Wüten streckt der Schiffer klug die Segel nieder; Mit dem angsterfüllten Balle spielen Wind und Wellen."

Oder ich erinnere an die Stelle im „Tasso", wo der Dichter träumt, er wandere wieder der Heimat zu: „Verkleidet geh' ich hin — ich schleiche durch die Stadt — ich eile nach dem Ufer, finde gleich einen Kahn — im Schiffe bin ich still — trete schweigend an das Land — gehe sacht den Pfad hinauf — Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an — so steig' ich weiter, komme an die Schwelle — offen steht die Türe schon, so tret' ich in das Haus."

Hier ist alles lebendige Vergegenwärtigung des Fernen und Zukünftigen. Was eben Goethe so groß macht, das ist die Kunst, mit der er in der Anschauung und in der Empfindung dichtet; es ist die große Wahrhaftigkeit des Künstlers, der ehrlich gegen sich selbst, natürlich und offen ist, der Schönheit und Wahrheit zu vermählen weiß. „Alles — sagt er — was wir Erfinden, Entdecken in höherem Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern zum Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt." Schöner und tiefer kann das Wesen und der hohe ästhetisch-sittlich-religiöse Wert der Kunst nicht gedeutet werden.

Elisabeth Goethe war nicht in diesem Sinne eine Dichterin,

ja sie selbst würde diesen Ehrentitel, den man ihr wohl beigelegt hat, nur im metaphorischen Sinne geduldet haben. Doch was sie besaß, war jene von dem Sohne gekennzeichnete Frische und Natürlichkeit und Urwüchsigkeit, Eindrücke zu empfangen und lebendig darzustellen; es gibt Stellen in ihren Briefen, die sich in Plastik und Kraft der Vergegenwärtigung mit den vorhin aus Goethes Dichtungen nur ganz beispielsweise herausgehobenen Schilderungen vergleichen lassen.

„Die Lust zu fabulieren" war ihr angeboren, und die vererbte sie auf den Sohn, so daß aus diesem unscheinbaren Talent das Genie hervorwuchs. Und wer malte sich nicht das Bild gerne aus: die fröhliche Märchenfee Frau Aja mit Behagen ihre Märchen ausspinnend und den braunlockigen Knaben mit den leuchtenden Augen, mit dem klopfenden Herzen lauschend und dann in Jubel ausbrechend, wenn das Ende seinem Traumbilde entsprach, oder wenn er selbst, der klugen Anregerin folgend, aus freier Phantasie den vorenthaltenen Schluß richtig ergänzen durfte! Sein „Mütterchen", wie Goethe so herzig die Urheberin seines Lebens nennt, mochte schon damals in dem Glanze des Blickes, in der lebendigen Auffassungsgabe vorausahnen, daß da ein Etwas im Werden begriffen sei, wogegen ihre eigene Fabuliererei nur schwaches Stückwerk sei.

Ein Hohes aber besitzt sie: das ist „Stil". Eine geniale Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit spiegelt ihr Stil wider. Obwohl sie sich „tintenscheu" nennt und gewiß in ihrer munteren Art als Erzählerin vor allem mit lebendigem Wort- und Mienenspiel bezaubernd gewesen sein muß, so ist doch auch das Geschriebene nicht ein Papierenes, sondern klingt wie gesprochen; es ist im lebensvollen Moment mit Temperament und mit guter Laune erfaßt und wird mit der fröhlichen Sicherheit, mit dem Bewußtsein, auch dem Adressaten eine lebendige Anschauung und Vorstellung zu übermitteln, hingestellt. Diese Bildkraft der Seele spiegelt sich auch in treffenden, drastisch-derben Vergleichen und Bildern wider. Wenn schon Kestner an dem jungen Goethe die Eigenart, sich bildlich auszudrücken, hervorhob, so liegen auch davon die Wurzeln in der Stilgebung Frau Ajas. Gerne entnimmt sie die Vergleiche der Bibel, und es ist ja bekannt, welchen

mächtigen Einfluß die Sprache der Bibel auf den Sohn geübt hat; in ihre Schönheit sich zu versenken, lernte er von der Mutter und hernach von Herder. In ihrer Einsamkeit schreibt diese: „Frau Aja sitzt allein in den Hütten Kedars, und ihre Harpfe hengt an den Weiden, einsam wie im Grabe und verlassen wie ein Käuzlein in verstörten Städten.“ Wielands Weib nennt sie einen „fruchtbahren Weinstock“ und die Kinder „Öhlzweige“. Als Goethe in Rom weilt, weiß sie sein Schweigen zu entschuldigen mit dem Bilde: „Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter denken.“ Als ein Enkel jung gestorben ist, weiß sie zu trösten mit einem Bilde vom Theater, das sie so liebte und aus der Natur: „Daß dem lieben kleinen Söhngen seine Rolle hinieden so kurtz aus getheilt war, thut mir sehr leid — freylich bleiben nicht alle Blüthen, um Früchte zu werden — es thut weh — aber wenn die Saat gereift ist und kommt dann ein Hagelwetter und schlägts zu Boden, was in die Scheuern eingeführt werden sollte, das thut noch viel weher — Wenn aber nur der Baum stehen bleibt, so ist die Hoffnung nicht verlohren.“ Hier drängt ein schmerzlicher Gedanke den andern und kleidet sich in ein wehmütiges Bild, um ebenso im Bilde tröstlich auszuklingen. Ein so goldiges Herz prägt eben auch echtes Metapherngold ungesucht und ohne Effekthascherei aus. Wie treffend ist auch das Bild von einer Sache, die ihr Sorge machte, die sie Tag und Nacht mit sich herumtrug: „Ich spannte alle Seegel meines Gehirns an.“

„Hermann und Dorothea“, das ihr der Sohn gesandt hat, trägt sie herum, „wie die Katze ihre Jungen“. Die „Duckmäußer“, die immer unter sich sehen und den Kopf hängen lassen, haben nach ihrer Meinung etwas von Kain an sich. Betreffs der ewigen Seligkeit bekennt sie: „Ich laße jedem Menschen gern seyn Himmelreich — denn in der Himmelreichs-Faberick habe ich noch nicht viel progreßen gemacht“. Köstlich ist die eigene Reflexion über einen Vergleich, der ihr in die Feder geflossen ist: „Frau Aja, Frau Aja! Wenn du einmal in Zug kommst, seys Schwatzen oder Schreiben, so gehts wie ein aufgezogener Bratenwender — Bratenwender? Das Gleichnüß ist so übel nicht, man zieht ihn doch nicht auf,

wenn im Hauß entweder Fast Tag oder Armuth ist, sondern wenn was am Spiß steckt, das zum Nutzen und Frommen der Familie genoßen werden soll". Ihr kernig derbes Wesen drückt sich in zahlreichen Wendungen aus. So kommt es ihr vor, als ob ihr Sohn sich etwas mit den Musen „broulliert" habe, „doch alte Liebe rostet nicht, sie werden auf seinen Ruf bald wieder bei der Hand sein". Von einem Spektakelstück meint sie, es habe eine so durchschlagende Wirkung, daß sie „vor die Kur Bürge" sein könne. Drollig ist die Wendung, sie wolle sich mit ihrem Maulwurfsgesicht in nichts mehr melieren. Betreffs des Gatten der Maxe La Roche schreibt sie: „Der Maxe wird es wirklich angst, daß das bischen Verstand, das in des Peter Hirn wohnt, noch einmal mit Extrapost in den Mond reist."

Auf Versеschmieden verstand sich Frau Aja weniger. An den unglücklichen Reinhold Lenz sendet sie im Dezember 1778 den Neujahrsgruß: „Ich wünsch' Euch Wein und Mädchenkuß Und Eurem Klepper Pegasus Die Krippe stets voll Futter. Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, Der bleibt ein Narr sein Lebenlang, Sagt Dr. Martin Luther". — An Fräulein Thusnelda, wie Luise von Göchhausen von den Stolbergs getauft worden war, sendet sie für Geburtstagsglückwünsche eine Epistel in Knittelversen; doch ihre Mangelhaftigkeit entschuldigt sie damit, daß sie „gebohren ein Knäbelein schön, Das tut das alles gar trefflich verstehn, Schreibt Puppenspiele kutterbunt, Tausend Alexandriner in einer Stund. Doch da derselbe zu dieser Frist Geheimbdter Legations Rath in Weimar ist, So kan er bei bewandten Sachen Keine Verse vor Frau Aja machen, Sonst solldest du wohl was beßers kriegen. Jetzt mußt du dich hieran begnügen!" Ein paar Jährchen später reizt es jedoch die Frau Aja wieder, dem Thuschen in derber Hans Sachsischer Holzschnittmanier ein paar Dutzend Reimverse zurechtzufabrizieren, „da sie oft große Lusten thut verspühren, mit dem Fräulein zu discurieren und ihr ein Bildnis zum Andencken zu schencken, an Ihren Schwannen Hals zu hencken, denn ihr Herzlein mag sich vor Freude bewegen, daß ihr Gedächtnüß blüht im Segen Bey Menschen, die bieder, gut und treu, Voll waarer Freundschafft ohn Heucheley, Den heut zu Tag sind Freundschaffttbaten so rahr

wie unbeschnittne Ducaten. Doch ist Frau Aja auserkohrn in einem guten Zeichen gebohrn, kent brave Leute, deß ist sie froh und singt in dulci Jubilo." —

Indes in Prosa versteht sich Frau Aja, wie sie mit Selbstgefühl betont, gar trefflich aufs „Idealisieren", auf das „poetische Beschreiben". „Jammer Schade!" schreibt sie an Klinger, „daß ich keine Dramata schreibe, da solte die Welt ihre blauen Wunder sehn, aber Prosa müßte es sein, von Versen bin ich keine Liebhaberin."

Um so besser vermag sie es, das Geschaute, Erlebte, tief Empfundene mit raschen Strichen zu zeichnen; in der ganz unkultivierten, höchst possierlichen Orthographie — wofür die Schuld „lage am Schulmeister" — überstürzen sich und kollern die Buchstaben durcheinander: ein treues Abbild der lebhaften Einbildungskraft und raschen Darstellungsgabe. Sehen wir nicht in allen Zügen die flinke Tätigkeit der Frau Rat, wenn sie von Verwunderung und Freude und Neugierde hinundhergeworfen ein Paket in schönem grünem Wachstuch mit dem herzoglichen Wappen aus Weimar erhält? „Wie der Blitz ist Frau Aja dahinter her, macht in einer Geschwindigkeit die Kordel ab und will nun sehen, was es ist — da waren aber so viele Nägel herauszuziehen, daß Frau Aja eben alle ihre Geduld zusammennehmen und warten mußte, bis die Zange und der Hammer das Ihrige getan und der Deckel vom Kästchen in die Höhe ging: nun lag noch ein Papier drauf, rischs! war das auch weg, und Frau Aja tat einen großen Schrei, als sie ihren Häschelhanß erblickte ...."

Wenn Frau Aja einmal erklärte: „Bücher schreiben? Nein, das kann ich nicht, aber was andere geschrieben, zu erzählen — darin suche ich meine Meister!" so kann sie doch an handgreiflicher, temperamentvoller Darstellung auch des Selbst-Gesehenen sich mit den Besten, selbst mit ihrem Wolf in „Dichtung und Wahrheit" messen. Prächtig malt sie den Einzug Kaiser Josefs (27. Mai 1780). „Die Frankfurter als echte Reichbürger stunden zu Tausenden auf der Zeil. Drei Kutschen kamen, alles hatte schon das Maul zum Vivat rufen aufgesperrt — aber vergebens. — Endlich kam Er in einer Chaiße mit vier Pferden — Himmel und

Erde was vor ein Lärmen! Es lebe der Kaiser! Es lebe unser Kaiser! nun kommt aber das Beste. Nachdem Er gespeist, ging er zu Fuß in sein Werbhaus im rothen Ochsen auf der Schäfergasse — vor Freude, Ihren Kaiser zu Fuß gehen zu sehen, hätten Ihn die Menschen bald erdrückt. Die Soldaten wolten zuschmeißen, um Platz zu machen — laßt sie holter gehn — schlagt ja nit — sagte Er, sah alle freundlich an, zog den Hut vor jedem ab. Als er zurückkam, stellte Er Sich in ein Fenster (nicht auf den Balkon) und der Lärmen ging mit Vivat Rufen von neuem an." Dann folgt eine genaue Beschreibung des Aussehens und der Kleidung des Kaisers. — Ein Kabinettstück der Schilderung ist der Bericht, wie Merck vor die Krausesche Aquarellzeichnung zu dem Gedicht „Das Neueste von Plundersweilern" gestellt wird: „Merck stand eine Weile mit verschränkten Armen ganz betäubt ob all der Wunder — auf einmal fuhr er in die Höhe — Um Gottes Willen! Da bin ich auch — seht ihr den Kerl, der die alten Kleider ausklopft — bei meiner Seele! Das bin ich! Da ist Nicolai, der sägt an den Stelzen; die in der Laube sind die Göttinger — das ist der Werther — den Mann im Talar hielt er vor Lavater — die Gruppe, wo in die Steine gebissen und lauter grimmiges Zeug getrieben wird, behagte ihm gar sehr. . ."

Wie ihr das Herz bei dem Besuche der Königin Luise geschlagen hat, als diese ihr ein kostbares Halsgeschmeide umhing, das weiß sie dem Sohne mit zahlreichen Ausrufungszeichen gar anmutig auszumalen. Daß ein Freund, der mit ihr sich unterhalten hatte, schreiben konnte: „Nun begreife ich, wie Goethe der Mann geworden ist", das verstehen wir, wenn wir die Briefe der Frau Rat lesen. Sie war eine Künstlerin im Briefeschreiben. Ganz Hingabe und Fröhlichkeit und Zärtlichkeit ist sie in den Briefen an den Sohn, einen frommen Ton schlägt sie dem guten Lavater gegenüber an, einen devot herzlichen der Herzogin Amalie, dem „Abglanz der Gottheit" gegenüber; kindlich schreibt sie an die Kinder wie Fritz v. Stein und August. Jedem paßt sie sich mit genialer Unmittelbarkeit an, wie Goethe erzählte, wenn er mit einem Menschen sich ein paar Stunden unterhalten, könne er in dessen Eigenart stundenlang weiter plaudern.

Es ist kein Wunder, daß eine Frau, die so dramatisch bewegte, in Rede und Gegenrede, in affektvollen Ausrufen und greifbar anschaulichen Schilderungen sich bewegende Briefe schreiben konnte, eine große Vorliebe für das Drama und für das Theater besaß, daß sie wohl Neigung verspüren konnte, Dramata zu schreiben, wenn auch nur in Prosa. Freilich mit der Zeit, als ihr göttlicher Sohn seinen „Götz" geschaffen, seinen „Egmont" und dann die ganze Reihe der klassischen Dramen, da mochte sie wohl mit Ruhe und Fassung auf das Zuschauen und das Genießen sich beschränken. Doch dies Zuschauen und Genießen war beileibe nicht ein passives, sondern eine wahre Passion, eine Leidenschaft; in ihrer Seele agierte sie mit; sie war Feuer und Flamme, ganz Partei bei dem Helden oder bei dem Schauspieler; fuchswild wurde sie, wenn sie, die ein höchst gesundes Urteil mit einer großen Erfahrung in Bühnensachen allmählich verband, auf Unverständnis und Torheit stieß. Sie war keine weichliche und schwächliche Natur, die vor dem Erschütternden und Entsetzlichen zurückschrak, sondern gerade das, was das Herz erbeben und erschauern läßt, zog sie ebenso an, wie die Komödie, bei der man sich die Galle vom Herzen lacht. Sie durchschaute die Oberflächlichkeit der meisten Theaterbesucher und ihre Neugierde. Wenige ausgenommen — sagt sie — „räsonnieren sie wie die Pferde." Mit drei, ja mit fünf Ausrufungszeichen kennzeichnet sie ihren Unwillen, ja grimmen Zorn, wie sie nach einer Hamlet-Aufführung in einer Gesellschaft eine Dame von der sogenannten Welt antrifft, die das Urteil fällte, Hamlet wäre nichts als eine Farce. „Ich dachte, ich kriegte eine Ohnmacht! Hamlet eine Farce!" bricht sie aus. „Ein anderer behauptete, daß ihn der Teufel holen sollte, wenn er nicht ebenso ein Ding voll Unsinn schreiben könnte, und das war ein dicker vierschröderischer Weinhändler!" Ein solcher Unverstand bringt Frau Aja in Harnisch, sie wettert gegen das „Gekreische" von einem „erleuchteten" Jahrhundert: mit wenigen Ausnahmen, die freilich das Salz der Erden seien, sei „bei denen Herren und Damen alles so schal, so elend, so verschoben, so verschrumpft, daß sie kein Stück Rindfleisch kauen und verdauen können — Milchbrei — gefrorene Sachen — Zuckerplätzchen — hogout das ist ihr Labsal,

freilich verderben sie sich den Magen dadurch noch immer mehr, aber wer kann helfen?" —

Daß nicht nur Hamlet ihre ganze Seele in Anspruch nimmt, sondern daß auch sein Gegenpol, Falstaff, der humorvollen Frau Aja ganz besonders behagt, ist nur zu begreiflich. Auch wenn das Theater hundekalt ist, kriegt sie vor Aufregung rote Backen, als wenn sie fingerdick Carmin aufgelegt hätte. „Hamlet" mit der Totengräberszene, die sonst weggelassen wurde, ist für sie ein Ereignis. Bei einer Selbstcharakteristik, die sie Fritz v. Stein gibt, sagt sie: „Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich korpulent — habe braune Augen und Haare und getraute mir, die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen." Ende 1782 jubelt sie: „Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet — ha! den Teufel möcht ich sehen, der die Courage hätte, einem mit schwarzem Blut zu inkommodieren — Ein einziger Sir John Falstaff treibt ihn zu paaren — das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden, alles lachte." Bei solcher Komödie ist Frau Aja in ihrem Element. Doch den Höhepunkt ihres Theaterlebens bildete wohl jener Tag — der 8. Mai 1786 — wo man den „Götz" ihres Sohnes aufführte und zugleich ihr selbst, der glückseligen Mutter, huldigte. Wie mag ihr Herz vor Stolz geschlagen haben! Sah sie sich doch selbst „poetisiert" auf den Brettern, im Spiegel der Sohnesliebe. — Wie für die Bühne und deren Darbietungen, bei denen sie sich für 30 Kreuzer satt lachen kann, hat sie auch für die Schauspieler selbst die wärmste Teilnahme. Es hat etwas menschlich Rührendes, wenn sie in Angst gerät, daß der Schauspieler, der vor einem Wohltäter niederzufallen hat, dies mit „einem solchen Plotz" tut, daß sie alle Kniescheiben für verloren gibt und mit „großer Erquickung" das Fallen des Vorhanges begrüßt. Für Schauspieler wie Großmann und Unzelmann hat sie geradezu mütterlich-zärtliche Gefühle; mit großer Leidenschaft tritt sie für beide ein, auch wenn es auf Kosten einer gerechten Würdigung anderer Leistungen geschieht.

Wie für die Dichtkunst — und zwar nicht nur für die Dichtungen ihres Sohnes und dessen Freunde, die sie, die Vielbelesene, vorurteilslos zu beurteilen versteht, so hat sie mit

ihrem kindlich frohen Gemüt auch für die Natur und ihre regelmäßigen Erscheinungen einen aufgeschlossenen Sinn.

Goethe bezeichnet in der Geschichte des Naturgefühls einen Markstein; eine neue Epoche bricht mit ihm auch in dieser Hinsicht an; niemand vor ihm hat in deutscher Zunge die Natur so sehr mit Seele zu füllen verstanden, wie er in seiner Lyrik, im Werther, im Faust usw. Erkennend und empfindend und gestaltend lebt und webt er mit der Allmutter in innigstem Einklang; er hat ihr ein Auge geliehen, daß sie geistig blicke, eine Sprache, daß sie zu uns rede, eine Seele, daß sie die unserige widerspiegele und wir uns in ihr widerspiegeln.

Die Mutter war es, die ihn sehen gelehrt hat. Ihre Naturfreude ist durchaus naiv und schlicht, aber herzlich. Wenn „das liebe Frühjahr heran kommt," freut sie sich, „in Gottes freyer Welt zu sein, den Balsam der Blüthen, Blumen und Kräuter einzuatmen und dadurch neues Leben, neue Wonne und Seligkeit zu empfinden." Sie klagt, daß sie im Sommer abends allemal wieder in ihr Häuslein zurückkehren muß — sie kann also die Sonne, wenn sie „geschmückt wie ein Bräutigam" hervortritt, nicht sehen — „habe sie — kaum zu glauben — nie aufgehen sehn!" Die Fahrt in den Wäldern findet sie „wegen dem frischen Grün ganz herrlich." Doch auch die gewaltigen Erscheinungen fesseln sie. Am Eisgang des Maines weidet sie sich — wie Bismarck in seinen Briefen an dem der Elbe — „es war ein prächtiges Schauspiel — das Krachen an den Eisbrechern — die schrecklich großen Schollen, die wie Berge sich auftürmten, mit großem Gethön sich übereinander wälzten — das Brausen des Mainstromes — der Donner der Kanonen, der dazwischen brüllte, das Signal zu geben, daß der Main auf sei."

In eigenartigem Sinne braucht Frau Aja das Wort „Naturgefühl" — das sie natürlich in zwei Wörtern schreibt und Natur mit „h". — Sie dankt ihrem lieben Großmann, wie er ihr wieder vier Wochen lang so viele Freuden verursacht habe; bei ihrer Lage, bei der Stille, die um sie herrsche, sei es eine Wohltat, ja nötig, wenn ihr etwas vor die Seele gestellt werde, das sie aufzöge und in die Höhe spanne, auf daß sie ihre anziehende Kraft nicht

verliere. Und nun entnimmt sie ein schönes Bild aus der Natur, um das Ungebrochene und Ungekünstelte ihres Wesens zu kennzeichnen: „Da mir Gott die Gnade gethan hat, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß Sie nach Hertzens Lust hat wachsen und gedeihen, Ihre Äste weit ausbreiten können u. s. w. und nicht wie die Bäume in den langweilligen Zier Gärten zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden; so fühle ich alles was wahr, gut und brav ist, mehr als villeicht Tausende andere meines Geschlechts — und wenn ich im Sturm und Drang meines Hertzens im „Hamlet" vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappe, so kann eine andere, die neben mir sitzt, mich angaffen und sagen: es ist ja nicht wahr, sie spielens ja nur so. Nun eben dieses unverfälschte, und starcke Nathur Gefühl bewahrt meine Seele: Gott sei ewig Dank: vor Rost und Fäulniß." Wir sehen, das, was sie als eine besondere Gottesgabe in sich spürt, ist das gesunde, natürliche Gefühl — sie nennt es Naturgefühl — die Fähigkeit, mitzuleben und mitzuleiden mit den andern, ob dies nun auf die Wirklichkeit oder nur auf die Illusion des Schauspiels sich bezieht. Diese Kraft des Fühlens vererbte sie auf ihren Sohn; ohne sie ist kein Dichter, kein Künstler denkbar. Aber auch das Verstehen und das Genießen eines Kunstwerkes ruht im höchsten Sinne auf dem Nachleben und Mitleben und dem Nachgestalten. In Frau Aja war aber etwas Dichterisches, etwas Künstlerisches. Und daher wurde sie von der Kunst, besonders der Bühnenkunst so mächtig ergriffen, und sie war zu natürlich und ursprünglich, als daß sie aus solcher Ergriffenheit hätte ein Hehl machen wollen. Sie war eine Kraftnatur, und daher verlor sie nie die Kraft, natürlich zu empfinden und zu denken. Die große Natur, die in allem Wechsel ihrer Erscheinungen doch dieselbe bleibt, war ihre Führerin. Und ihr großer Sohn hat nie anders empfunden, nur alles weit intensiver und genialer zur Darstellung gebracht. Über seinem Schaffen stand das Wort des „Wanderers": „O, leite meinen Gang, Natur!"

Wollen wir jedoch die seelenverwandten Naturen von Mutter und Sohn in ihren Wurzeln fassen, so müssen wir — wenn auch hier nur in großen Zügen — ihre allgemeine

Gottes- und Lebensanschauung und ihre Stellung zu der Welt im Kleinen, den Menschen selbst, in ihren gemeinsamen Punkten betrachten. Es ist dabei natürlich, daß wir, wie bisher, vor allem der Frau Aja heute an ihrem fröhlich-weihevollen Ehrentage das Wort lassen.

Mutter und Sohn sind im Grunde genommen optimistische Naturen; mag auch Goethe erst durch schwere Kämpfe zu dem Glauben an die Vernunft der Dinge und in Überwindung der Dämonen in der eigenen Brust zu Ruhe und Frieden seines Inneren sich durchgerungen haben. Er erkannte, daß große Gaben auch große Aufgaben in sich schließen. In den „Zahmen Xenien" finden wir das schöne Wort:

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht, was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken.

Je tiefer man die Probleme faßt, desto schwerer ist die Lösung, je abgeklärter ein Mensch ist in seinem Denken und Wollen, um so größer war die Gärung zuvor, je harmonischer er ist, desto schrillere Disharmonien waren zu überwinden. Wir sind erst auf dem Wege, diese Erkenntnisse auch bei Goethe nachzuweisen. Ich will nur daran erinnern, welche mannigfache Rätsel das Wort aufgibt, das Goethe an Zelter schrieb: „Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, weil meine Natur conciliant ist; daher kann der rein tragische Fall mich nicht interessieren, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich sein muß, und in dieser übrigens so äußerst platten Welt kommt mir das Unversöhnliche ganz absurd vor." Ein andermal klagt er zu Eckermann, daß „das Absurdeste oft zu einem glücklichen Ziele führt"; er hat auch — wie in „Wilhelm Meister" zu lesen ist — deutlich erkannt, „welch Ungeheuer in jedem menschlichen Busen sich erzeugen und ernähren kann, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt".

So ist Goethe kein Schönfärber des Lebens, er sieht überall die Risse und die Widersprüche, das Platte und das Absurde; doch in demselben „Wilhelm Meister" steht auch das tröstliche und erhebende Wort: „Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß". — Frau Aja selbst war eine hervorragend konziliante Natur. Im Vertuschen und Vermitteln zwischen dem gestrengen, schwierigen Vater und dem leichtlebigen Sohn hatte sie reichliche Übung gewonnen; Verstehen war auch für sie Verzeihen, und wie gut verstand sie, die zu heiterem Lebensgenuß Geneigte und in der Kunst des Rechnens Ungeschulte, ihren in Lebenslust übersprühenden jungen Wolfgang! Es lag in ihrer Natur, „alles Rauhe mit Gips und Kalk zu verstreichen"; sie ging — wie ihr Sohn — gern dem Trüben aus dem Wege, wußte es aber, wo es unvermeidlich ihr entgegentrat, mit Fassung und Würde und mit dem Zutrauen auf bessere Zeiten zu tragen. Auf ihrer kernigen Gesundheit, ihrer fröhlichen Gemütsart und ihrem klaren Kopfe ruhte das Wohlgefühl, das sie beseligte und das sie um sich verbreitete.

Die Wurzel ihres Humors ist ihr frommer Gottesglaube. Goethe selbst charakterisiert sie in einem Briefe an Zelter als eine Frau, die in alttestamentarischer Gottesfurcht ein tüchtiges Leben von Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte. Das Ahnungsreiche, das schon Tacitus der germanischen Frauenseele von alters her nachrühmt, das mystisch Seherische, das ihrem Vater inne wohnte, läßt sich auch bei Frau Aja nicht verkennen, aber ihre gesunde Kraftnatur versank nicht darin; gegenüber jener Anlage des Vaters, die Zukunft vorherzudeuten, fällt sie das kluge Urteil: „Wenn man's auch nicht glaubt, braucht man's doch nicht zu verachten". Ihr treuherziger Glaube sah alles, auch das Schwere, als eine Schickung von oben an, in die man sich mit möglichster Gelassenheit fügen müsse; sie war nicht auf Rosen allein gebettet, es fehlte auch an Dornen nicht; sie schreibt sogar: „Das Schicksal hat von je her vor gut gefunden, mich in etwas kurtz und die Flügel unter der Scheere zu halten, mag auch bey dem allen so gar unrecht nicht haben." Kinder in jugendlichem Alter mußte sie dahingeben, Cornelia, die

einzige Tochter, die herangewachsen war, als Gattin und Mutter frühzeitig begraben; die üble Laune und Pedanterie des Herrn Rats war ein rechtes Kreuz; nun gar, als die Jahre kamen, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht, da hören wir den Stoßseufzer: „Der Vater ist ein armer Mann, Cörpperliche Kräffte noch so zimmlich — aber im Geiste sehr schwach — wan Ihn die langeweile plagt — dann ist's gar Fatal." Die Bibel war ihr Trost- und Heilmittel, ja ihr Orakel. In schwerer Stunde schlug sie sie auf, und die Stelle, die sie dann gerade traf, war ihr ein gutes oder böses Vorzeichen. Als der Sohn nach den Leipziger Studienjahren schwer krank bei ihr lag, da richtete sie sich an dem zufällig aufgegriffenen Spruche auf: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen in den Bergen Samarias, pflanzen wird man und dazu pfeifen." Wir wissen, daß auch für den Sohn der pietistische Glaube, besonders des Fräulein von Klettenberg, eine Seelenarznei bildete. Doch wie er selbst sich zu freierer religiöser Auffassung gar bald wieder emporrichtete, so hinderte auch der gesunde Tätigkeitsdrang Frau Aja, in Quietismus zu verfallen. Sie sympathisierte auch mit Jung Stilling, doch das Krankhafte wehrte sie ab. „Was Gott tut, das ist wohlgetan", das blieb allezeit der Grundton im Herzen der Frau Aja Wohlgemut. Sie preist selbst bei dem Tode Corneliens den Halt, den sie durch solche Überzeugung gewonnen hat: „Ohne den Felsenfesten Glauben an Gott — an den Gott, der die Haare zehlet, dem kein Sperling fehlet — der nicht schläfft noch schlummert, der nicht verreißt ist — der den Gedanken meines Hertzens kennt, ehe er noch da ist — der mich hört, ohne daß ich nötig habe, mich mit messern und Pfriemen blutig zu ritzen, der mit einem Wort die Liebe ist — ohne Glauben an den wäre so etwas ohnmöglich auszuhalten."

So senkt sie alles Ungemach in den tiefen Brunnen ihrer Gottes- und Weltliebe. Dabei kennt sie sehr wohl die Verkehrtheit der Werkeltagswelt und macht sich lustig über die „Affen und Katzen und Fratzen" in dieser Sandwüste, die da Welt heißt, und wettert über die „Lumpenwirtschaft unter dem Mond", findet aber einen Trost, „wenn die Leute, die man lieb hat, noch von der Sonne mit uns beschienen werden

und nur nicht gar in die Elysischen Felder marschieren." Ohne die größte Not sich keinen trüben Tag machen, hübsch in Zucht und Ehren lustig sein, das ist ihr Wahlspruch.

Alles Unwahre, Unklare, Verschwommene im Gefühlsleben ist ihr zuwider; von dem „Anatomieren" der Empfindungen wollte sie nichts wissen; so war ihr die überspannte Familie La Roche etwas unheimlich und zuwider. Der junge Clemens Brentano nannte seine Märchenwelt, in die er sich einspann, „Vaduz" und weinte, als er erfuhr, daß es wirklich ein Städtchen dieses Namens gäbe. Frau Rat wußte ihn zurechtzurücken: „Wo dein Himmel, ist dein Vaduz. Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz. — Laß dich nicht irr machen, glaub du nur, dein Vaduz ist dein und liegt auf keiner Landkarte. Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Tränen regnen!" Auch die verliebten Überspanntheiten der großzügigen genialen Bettina wies sie in ihre Schranken zurück: „Ei Mädchen, du bist ja ganz toll, was bild'st du dir ein? — Ei, wer ist denn dein Schatz, der an dich denken soll bei Nacht und Mondschein? meinst du, der hätt' nichts Beff'res zu tun? — ja proste Mahlzeit!"

So war aller Überschwang, alles Gemachte der schlichten Natur der Frau Rat unangenehm; in ihrem kleinen Kreise war sie reich und groß. Was ihr Sohn so häufig zum Ausdruck bringt, daß das Glück in der Beschränkung liegt, das erfüllte auch ihre Brust; mag er nun fragen und mahnen: „Was ist Unendlichkeit? Wie kannst du so dich quälen? Geh in dich selbst! Entbehrst du drin Unendlichkeit in Geist und Sinn, so ist dir nicht zu helfen!" Oder mag er an Charlotte v. Stein das tiefe Bekenntnis ablegen: „Es bleibt ewig wahr: sich zu beschränken, einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler, — den Menschen." So schreibt Frau Aja an die Herzogin Amalie: „Ich kenne so viele Menschen, die nicht glücklich sind, die das arme bisgen von Leben sich so blut sauer machen, und an allen diesem Unmuth und unmusterhaften Wesen ist das Schicksahl nicht im geringsten schuld — in der Ungenügsamkeit da steckt der gantze fehler." —

Man wird an die köstlichste Figur Reuters, an Onkel Bräsig erinnert, der in dem Reformverein in Rahnstedt das Rätsel von der sozialen Notlage mit dem klassischen Worte löst: „Die große Armut in der Stadt kommt von der großen Powerteh her." — Hypochondrie ist Frau Aja so verhaßt, daß sie nicht den Versuch macht, es zu schreiben. Ihr lieber Leibmedikus fiel dieser Seuche zum Opfer. „Gott im Himmel" — klagt sie — „wie kommt ein so vortrefflicher, geschickter, freundlicher, herrlicher, lieber Mann zu der verdammten Krankheit? Warum just an die brauchbarsten Menschen; ich kenne eine Menge Schurken, die sollten krank sein, die sind ja doch der Welt nichts nütze, und man hat von ihrem Wachen und Schlafen nicht den geringsten nutzen." Ihr Hauptwort ist „Gaudium", auf Freude und „Hauptspaß" versteht sie sich meisterlich; ihr Glücksgefühl ist stets Dankgefühl gegen Gott und Menschen; Freudestunden stärken sie: „man kann hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch diese Werckeltags-Welt durchtraben und sein Tagewerk mit Freuden thun, wenn einem solche Erquickungsstunden zu teil worden sind." Nur selten wurde ihr rosenfarbener Humor „flohfarben" in der Einsamkeit; unverwüstlich heiter und frisch, ja voll Feuer der Jugend hielt sie sich noch als Sechzigerin; einen Hauptspaß hat sie mit den mecklenburgischen Prinzessinnen, indem sie die Erzieherin einsperrt und die jungen Mädchen in ihrem Gaudium am Brunnen gewähren läßt. Selbst lästige Einquartierungen und Kriegsleiden aller Art kriegen sie nicht unter. — Am besten charakterisiert sie sich selbst: „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt alt und jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behagt allen Erdensöhnen und -töchtern, bemoralisiere niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." Im selben Sinne erklärt sie Fritz von Stein: „Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, daher thu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst — und ver-

schlucke den Teufel, ohne ihn erst lange zu bekucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist Alles unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte." Singen, Klavierspielen, Schach, Lesen, Spitzenklöppeln — selbst noch für den Urenkel! — Theater, Gesellschaften: alles das ist ihr „Gaudium". „Ich suche keine Dornen", sagt sie, „hasche die kleinen Freuden — sind die Türen niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue ichs — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut — und der Schlußstein — der Glaube an Gott! der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich." —

Wir verstehen, daß eine solche Lebenskünstlerin die Mutter des großen Lebenskünstlers Goethe werden konnte. Wer hat mehr die Lebensfreude verkündet als er? So schreibt auch der Sohn an die Mutter ganz in ihrem Sinne (1783): „Lassen Sie uns hübsch diese Jahre als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben, und jedes Jahr, das zugelegt wird, mit Dank erkennen". „Der Moment ist alles" — gesteht er auf der italienischen Reise — „und der Vorzug eines vernünftigen Menschen besteht darin, sich so zu betragen, daß sein Leben, insofern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte."

Die Summe der Lebensphilosophie von Mutter und Sohn zieht jene Mahnung Goethes: „Willst du dir ein gut Leben zimmern, Mußt dich ums Vergangene nicht bekümmern, Das Wenigste muß dich verdrießen, Mußt die Gegenwart genießen, Besonders keinen Menschen hassen Und die Zukunft Gott überlassen." — Wer wollte die Lebensweisheit und Lebensfreudigkeit aus den Werken Goethes ausschöpfen? — Ist es aber nicht, als ob wir die Mutter hörten, in den Versen: „Laß nur die Sorge sein! Das gibt sich alles schon. Und fällt der Himmel ein, Kommt doch eine Lerche davon!"

Ebenso: „Ich lobe mir den heitern Mann Am meisten unter meinen Gästen: Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, Der ist gewiß nicht von den Besten." — Daß fröhliche Menschen in der Regel gute Menschen sind, stand auch bei Frau Aja fest. Und ihr Humor kann auch die Form der

Selbstironie annehmen, wie in dem Briefe an die Herzogin: „Ihro Durchlaucht müßten doch lächeln, wenn Sie sähen, wie Frau Aja sich in die Brust wirft — daherrauscht in einem weißseidenen Kleide — das mir ewig teure Bild (eben das der Herzogin) — an einem breiten schwarzen Band auf der Brust — und ein Ausdruck in Gang und Mienen, daß alles meine ganze Selbstzufriedenheit aus den Augen lesen kann — und nun das Gucken, das Fragen ohne Ende, wer die schöne Dame — und nun das Dicktun derjenigen, die die Gnade haben, Ihro Durchlaucht zu kennen . . ."

Sie weiß selbst, wie gerne sie Betrachtungen allgemeiner Art, Reflexionen der „Philosophie des lustigen Lebens" — nach dem Ausdruck des Sohnes — anstellt, und so schließt sie auch die Maxime: „Es gibt viele Freuden in unseres lieben Herr Gottes seiner Welt; nur muß man sich aufs Suchen verstehen — sie finden sich gewiß — und das Kleine ja nicht verschmähen — wieviele Freuden werden zertreten — weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken — und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten" — mit der prächtigen ironisierenden Bemerkung: „Das war einmal wieder eine Brühe von Frau Aja ihrer Köcherei."

Sie findet alleweile, daß das Leben doch eine gar hübsche Sache ist; ihr war der Spruch des Sohnes gewiß aus der Seele geschrieben: „Nur wenn das Herz erschlossen, Dann ist die Erde schön! Du standest so verdrossen Und wußtest nicht zu sehn."

Das Carpe diem des Horaz „Nutze und genieße den Tag" wird Goethe nicht müde zu predigen, und so auch seine Mutter. „Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist und daß die Sonne im Oktober nicht so warm macht wie im Julius; nur das Gegenwärtige gebraucht und garnicht daran gedacht, daß es anders sein könnte, so kommt man am besten durch die Welt."

Und die herrliche Frau hat diese Perlen der Weisheit, die ich hier auf eine Schnur reihte, nicht nur vor denen ausgestreut, die zu ihren Lieben gehörten, sondern sie hat auch immer danach gelebt. So trug sie ihr Alter in Heiterkeit nach dem Grundsatze ihres Sohnes: „Soll dich das Alter nicht

verneinen, So mußt du es gut mit andern meinen, Mußt viele fördern, Manchem nützen, das wird dich vor Vernichtung schützen."

Frau Aja war immer eine solche, die es mit andern gut meinte. Sie erkannte rasch die Menschen, wußte sie in ihrer Art zu nehmen, war von unendlicher Güte selbst gegen deren Schwächen; „er ist doch ein armer Teufel, und es ist doch so eine Sache ihn ganz zu verlassen," schreibt sie von Lenz und weiß die Freunde zu bewegen, etwas für ihn zu tun. Ähnlich tritt sie für Wagner ein; wer aber bei ihrem Sohne völlig verspielt hat, wie v. Kalb, dem entzieht sie das Ehrenrecht, sie noch mit dem Namen „Mutter" zu nennen — wie sie es den Stolbergs, Lavater, Wieland, v. Knebel, v. Wreden, Zimmermann u. s. w. gewährte. Daher schreibt denn auch Wieland: „Frau Aja ist die Königin aller Weiber." Die Ewigjunge fesselte die Jungen an sich, versammelte ihre Samstagmädels alleweil um sich, und wer in der casa santa einkehrte, der vergaß die Stunden nicht und sang auf sie, die als Großmächtigste, als Wirtin und Hausfrau waltete, einen Hymnus — wie der Kammermusikus Kranz. Sie kannte eben keine größere Glückseligkeit, als mit guten Menschen umzugehen. So spürte sie auch bei Bettina hinter aller Verrücktheit die Genialität und stimmte sicherlich Werthers Worte bei: „So eine wahre, warme Freude gibt es nicht, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen Einen öffnet." Und nicht minder paßt auf sie in ihrem Verhältnis zu dem Sohne und anderen Menschen der Gedanke in den „Wahlverwandtschaften": „Man muß ein Wesen recht von Grund aus lieben, da kommen Einem die übrigen alle liebenswürdig vor."

Sie wußte nicht nur — gleich ihrem Sohne — ihr Leben wie ein harmonisches Kunstwerk zu gestalten, sondern auch für den Tod sich einzurichten. Er war für sie kein Schrecken und kein Ende. Alle Vorbereitungen traf sie für ihr Leichenbegängnis in fröhlicher Gelassenheit; selbst über den Wein und die Bretzeln und die Rosinen in den Kuchen gab sie ihre Vorschriften. Köstlich ist die Anekdote Bettinens: die Frau Rat sei noch am letzten Tage ihres irdischen Wallens zu einer Gesellschaft geladen worden und habe geantwortet, sie ließe sich entschuldigen, sie müsse alleweil sterben.

So ist sie, im Hause Zum goldenen Brunnen am Roßmarkt, schmerzlos, ruhig und fest, wie sie gelebt, am 13. September 1808 um die Mittagsstunde entschlafen. Bettina läßt sich darüber an Goethe also aus: „Die Leute sagen, du wendest dich von dem Traurigen, was nicht mehr abzuwenden ist, gerne ab. Wende dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab; lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade in ihrem letzten Augenblick war und wie gewaltig das Poetische in ihr." — Goethe schrieb seiner Nichte: „Unsere gute Mutter hat uns immer noch zu früh verlassen: doch können wir uns dadurch beruhigen, daß sie ein heiteres Alter gelebt und daß sie sich durch den Drang der Zeiten selbständig durchgeholfen hat."

Er hatte einst — gewiß im Gedanken an seine Mutter — Frau v. Stein geschrieben (1787): „Ich habe glückliche Menschen kennen gelernt, die es nur sind, weil sie ganz sind; auch der Geringste wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein." Frau Aja war eine solche ganze, in sich vollkommene und glückliche Natur. Sie hat ein Leben ausgelebt, das in sich reich und schön war; der Sonnenschein, der es durchleuchtete und durchwärmte, war der goldige Humor eines in Gottes- und Menschenliebe sich regenden Gemütes. Sie dürfen wir noch heute, hundert Jahre nach ihrem Sterben, glücklich preisen, und so wollen wir ihr heute einen vollen Strauß der Liebe auf das Grab legen, in Dankbarkeit für alles, was sie dem Sohne in ihrem Leben gewesen ist, für alles, was sie mit diesem herrlichen Sohne der Welt geschenkt und was sie in ihrem eigenen Wesen an freiem, natürlichen, edlen Menschentum uns offenbart hat.

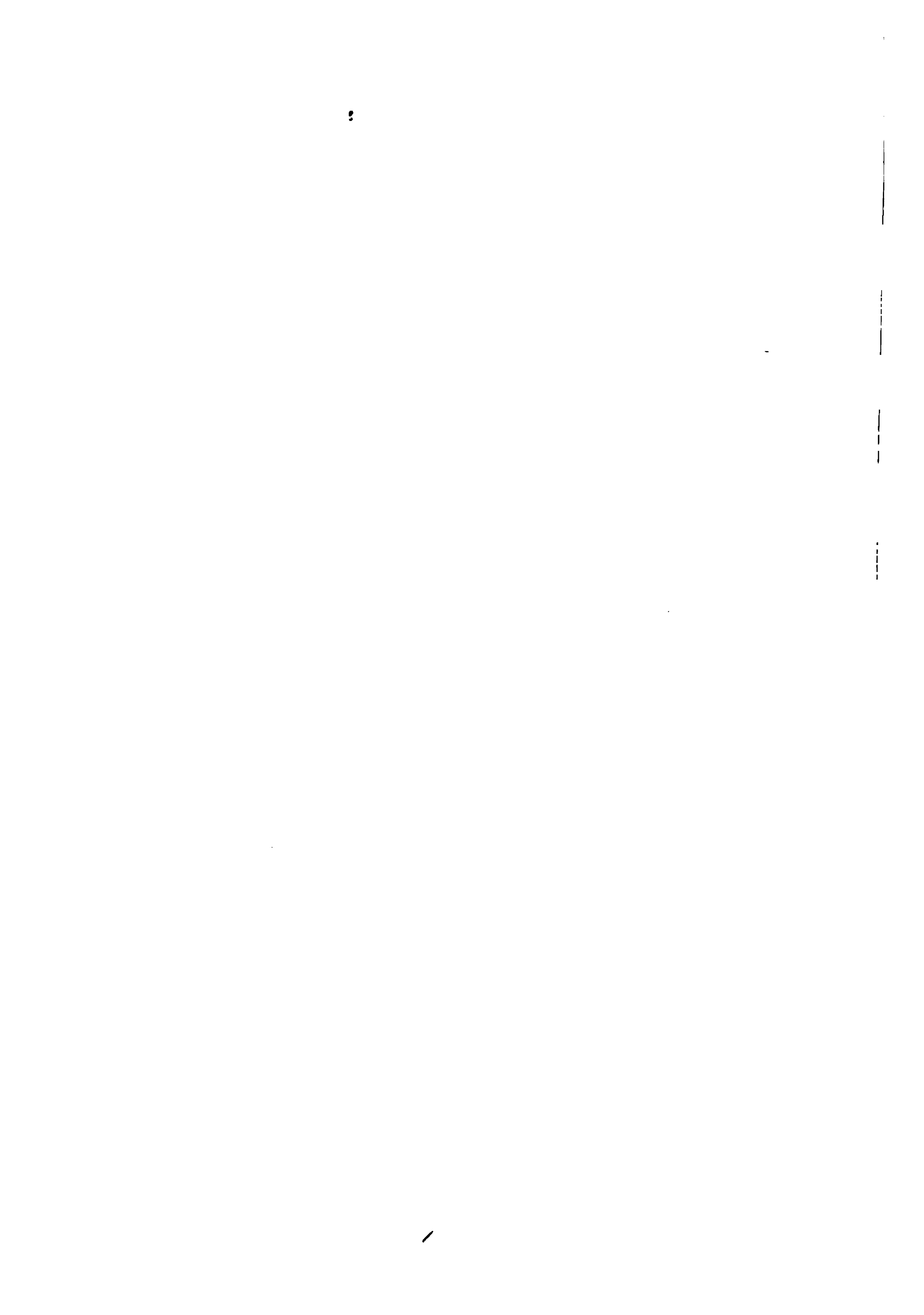


III.

Aus den Fachabteilungen.



Johann Valentin Andreae.





Johann Valentin Andreae, ein sozialer Prophet des 17. Jahrhunderts.

Von
Konsistorialrat Pfarrer Dr. Hermann Dechent in Frankfurt a. M.

Es gibt Menschen, die nur auf die Mitwelt einwirken, ohne sich um die Vergangenheit zu kümmern oder an die Zukunft zu denken. Andere gibt es, deren Blicke entsagungsvoll auf entschwundene Zeitalter mit ihren wirklichen oder vermeintlichen Vorzügen gerichtet sind, denen aber deshalb ein freudiges Verständnis für die Zeit, in die sie Gott gestellt hat, versagt bleibt. Wieder andere stehen auf hoher Warte und schauen ahnungsvoll in die weiten Fernen der kommenden Tage hinaus. Das sind die Prophetengestalten der Menschheit. Wenn sich bei diesen Sehern mit dem weiten Blick zugleich die herzliche Teilnahme an den Bedürfnissen der eigenen Zeit verknüpft, wenn ihnen nicht der Boden unter den Füßen entschwindet, so ist die Bürgschaft für ein Wirken gegeben, dessen Spuren sich tief in die Geschichte der Menschheit eingraben. Solche Männer gehen befruchtend durch die Jahrhunderte hindurch.

Eine Prophetengestalt, die zugleich doch auch der Mitwelt den Blick teilnehmend zugewandt hatte, war Johann Valentin Andreae (1586—1654).

Es hat jemand gesagt:

Der große Mann geht seiner Zeit voraus;
Der Kluge geht mit ihr auf allen Wegen;
Der Schlaue nützet sie gehörig aus;
Der Dumme nur ist ihr entgegen.

Von Andreae dürfen wir getrost das Erste behaupten: „Der große Mann geht seiner Zeit voraus“, aber auch das Zweite läßt sich von ihm sagen. Er gehört ohne Frage zu den wenigen deutschen Männern des 17. Jahrhunderts, deren Persönlichkeit uns noch heute fesselt, deren Schriften noch immer für uns lesbar sind, ja uns im besten Sinne des Wortes modern anmuten. „Andreae steht in seinem streitenden und verketzernden Jahrhundert wie eine Rose unter Dornen noch jetzt neu und frisch da und blüht in zartem Wohlgeruch“; dieses Wort von Herder hat heute noch seine Geltung. Allgemein ist denn auch in der Gegenwart die Anerkennung, die Andreae gespendet wird, sowohl im Hinblick auf seine hervorragende Persönlichkeit, als auf seine umfassende literarische Tätigkeit.

Dennoch ist er wenig bekannt — ein Los, das er mit dem ihn verehrenden Herder teilt! Das erklärt sich teilweise daraus, daß seine zahlreichen deutschen und lateinischen Schriften (über 100) bis jetzt weiteren Kreisen nicht zugänglich sind — sie finden sich meist nur in den größeren Bibliotheken. Ob es wohl je zu einer Neuauflage kommen wird? Dem steht bei den lateinischen Schriften im Wege, daß sie, besonders wegen der vielen Wortspiele, schwer zu übersetzen sind. Immerhin eröffnet die jüngst erschienene Übersetzung des Turbo[1]) (eines Dramas von Andreae) eine gute Aussicht. Das wenigstens wäre zu erstreben, daß Auszüge aus Andreaes Werken, soweit sie noch für die Neuzeit von Interesse sind, hergestellt würden.

Ein solches Unternehmen wäre um so berechtigter, als Andreae auf einem Gebiete in mancher Hinsicht anregend und befruchtend gewirkt hat, auf welches in der Gegenwart sich aller Blicke richten, auf dem sozialen Gebiete. Wohl verdient er auch von theologischem, literargeschichtlichem und pädagogischem Standpunkte aus gewürdigt zu werden, aber hier soll besonders seine soziale Tätigkeit dargelegt werden in bezug auf so viele Probleme, welche die Geister in der Gegenwart bewegen. In dieser Hinsicht hat er vielfach Anregungen gegeben, die erst in unserer Zeit ausgeführt wurden,

---

[1]) Turbo, oder der irrende Ritter vom Geist; übersetzt von Dr. phil. Wilhem Süß, Tübingen, Lauff 1907.

sodaß man ihn mit gutem Grunde einen sozialen Propheten nennen darf.

Wir schildern ihn zuerst als sozialen Kritiker, sodann als sozialen Organisator. Der Darlegung seines Wirkens aber schicken wir einen kurzen Überblick über sein Leben voraus; denn bei ihm läßt sich in besonderem Sinne sagen: „Die Schriften erklären das Leben, und das Leben erklärt die Schriften." Wir sind überdies in der Lage, eine eingehende Selbstbiographie von Andreae zu besitzen. Genauer genommen handelt es sich allerdings nur um Aufzeichnungen zu einzelnen Jahren seines Lebens, jeweils am Jahresschlusse niedergeschrieben. Daraus erklären sich manche Mängel der Darstellung, Wiederholungen und Versehen, die vielleicht bei einer abschließenden Durchsicht seitens des Verfassers weggefallen wären. — Immerhin hat diese Selbstbiographie ein hohes Interesse durch ihre Lebendigkeit und Originalität.

Johann Valentin Andreae gehört zu den vielen trefflichen Männern, welche der schwäbische Volksstamm dem deutschen Volke geschenkt hat. Hase nennt ihn eine durchaus schwäbische Individualität, rüstig und mit tiefem Ernst unter heitern Formen. Er war geboren am 17. August 1586 zu Herrenberg bei Tübingen. Sein Vater, ein Sohn des gleichfalls berühmten Theologen Jakob Andreae, hatte sich dem geistlichen Berufe gewidmet, aber daneben auch die Kunst der Alchimie getrieben und dadurch einen großen Teil des Vermögens verloren. Nachdem der Vater frühe gestorben war, hinterließ er der Witwe die schwere Aufgabe, die Kinder allein zu erziehen. Aber Maria Andreae war ihren Pflichten vollauf gewachsen — sie war eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit, der auch der Sohn unendlich viel verdankte. Sie entstammte der bekannten Moserschen Familie, aus der nachmals zwei tüchtige Schriftsteller des 18. Jahrhunderts hervorgegangen sind. Man darf sie wohl mit Monika, der Mutter Augustins, vergleichen, auch im Hinblick auf die Fürbitte für den herzlichgeliebten und hochbegabten Sohn. Gab es doch eine Zeit, in der der heranwachsende Jüngling dieser Fürbitte dringend bedurfte — denn nachdem er sich die ganzen Studienjahre in Tübingen hindurch ausgezeichnet gehalten hatte und

unermüdlich bei Tag und Nacht als ein literarischer Prasser (heluo librorum), wie es in seiner Leichenrede heißt, gearbeitet hatte, geriet er gegen das Ende dieser Zeit in schlimme Gesellschaft und wurde dadurch in der von ihm eingeschlagenen theologischen Laufbahn mehrere Jahre lang sehr aufgehalten. Dieser störende Zwischenfall veranlaßte den jungen Studenten (1607) zunächst der Theologie zu entsagen und sich auf Reisen zu begeben, wobei er als Hofmeister junger Edelleute sich seinen Unterhalt erwarb. Er hat damals neben anderen deutschen Städten auch Frankfurt a. M. aufgesucht. Die vielen Reisen, die ihn unter andern nach der Schweiz, nach Frankreich und Italien führten, trugen sehr zur Erweiterung seines Gesichtskreises bei und brachten den jungen Mann mit zahlreichen bedeutenden Zeitgenossen in nähere Berührung. So war die Unterbrechung seiner theologischen Studien, zu der er durch eigene Schuld genötigt worden war, für sein nachmaliges schriftstellerisches Wirken von Vorteil; es wurde dadurch die Gefahr der „schwäbischen Selbstseligkeit" von ihm abgewandt. Merkwürdigerweise hat sich sogar der junge Theologe in dieser Zeit dem damals in vornehmen Kreisen beliebten Sport des Voltigierens hingegeben und es darin so weit gebracht, daß er Unterricht in der „körperlichen Kunst auf ein Pferd zu springen" erteilen konnte. Auch hatte er ein großes Interesse an der Verfertigung von mathematischen Instrumenten und allerlei mechanischen Versuchen, woher sich die in seinen Werken oft hervortretende Kenntnis der wichtigeren Erfindungen seiner Zeit erklärt. Schon in dieser Periode seines Lebens verfaßte er auch mancherlei Schriften, da sich der Schaffensdrang frühzeitig bei ihm regte.

Durch den Einfluß seiner prächtigen Mutter, die seit dem Tode ihres Gatten nach Stuttgart gezogen war und dort unter dem Namen „Mutter Andreae" am herzoglichen Hofe wie in der Bürgerschaft durch ihre großartige Organisation der Wohltätigkeit hohes Ansehen genoß, erhielt Johann Valentin im Jahre 1614 endlich ein theologisches Amt, nachdem er sich nochmals zu Tübingen auf sein seelsorgerisches Wirken gründlich vorbereitet hatte.

Mit inniger Freude trat er sein erstes Pfarramt zu Vaihingen als Diakonus an. Er schreibt darüber in seiner

Selbstbiographie: „Dieses glückliche Band machte nun meinen Irrsalen ein Ende, und hier hörte der Wechsel meines Lebens, in dem achtundzwanzigsten Jahre meines Lebensalters, auf. Meine Knabenzeit war Krankheiten unterworfen, die Jugend, nach dem Lose der Waisen, der Dienstbarkeit und Dürftigkeit ausgesetzt, die folgende Zeit in mancherlei und beschwerliche Arbeiten, auch Reisen, verwickelt, das Glück meistens eine Stiefmutter, die Verwandtschaft härter als Fremde, Unterstützung von Freunden gereicht und mein Geist zu jedem Schicksal gestärkt. Nach meinem und anderer Glauben danke ich dies nächst der Gnade Gottes meiner Mutter mit willigem Herzen."

Wie er hier der Mutter zärtlich gedenkt, so auch in ihrer Lebensbeschreibung, die er nach ihrem im Jahre 1632 zu Lahr erfolgten Tode verfaßt hat. Er schließt dieses der Mutter errichtete Ehrendenkmal mit den schönen Worten: „Die Sehnsucht nach deinem Umgang wird uns nie verlassen. Und ich, dein Sohn, den du zärtlich geliebt, in heilsamer Lehre unterrichtet, durch dein Beispiel gebildet, mit deinem Gebet unterstützt, mit deiner Strenge gezüchtigt, durch deine Tugend empfohlen, mit deinem Segen bereichert, durch deine Gegenwart und dein Zusammenleben geehrt hast — ich bringe als dein größter Schuldner innigsten Dank dir dar. Lebe wohl auf ewig, Landesmutter, Armenmutter, meine Mutter! Lebe wohl, beste, süßeste, seligste Mutter!"

Wir folgen zunächst J. V. Andreae nach Vaihingen an der Enz. Bald nach dem Antritte seines Amtes vermählte er sich mit Agnes Elisabeth Grüninger, mit der er in einer sehr glücklichen Ehe lebte. Hatte er aber nun gehofft, seine Tage in Ruhe zu verbringen, so sollte er bald genug bitter enttäuscht werden. So begeistert er sein Amt antrat, so viele Hindernisse traten ihm durch weltlich gesinnte Gemeindeglieder in den Weg, die sich besonders der Waffe der Verleumdung gegen ihn bedienten. Dazu kam eine zweimalige Feuersbrunst, welche die Stadt aufs Schwerste schädigte. Als bei dem zweiten Brande außer der kaum erst auf Andreaes Veranlassung mit Gemälden geschmückten Kirche auch sein eigenes Haus abbrannte, schrieb er die ergreifenden Worte: „Mir hat der Anblick dessen, was ich noch übrig behalten

habe, gezeigt, daß ich vorher zu viel hatte. Wer Christum hat, kann alles andere leicht entbehren; wer ihm sich hingibt, erlangt damit alles, was unserer edeln Stellung würdig ist."

Aber während er so vieles in seiner Gemeinde zu tragen hatte, entfaltete er dennoch eine außerordentliche schriftstellerische Tätigkeit. In den sechs Jahren, die er zu Vaihingen zubrachte, entstand eine große Anzahl von Schriften mancherlei Art, in welchen er besonders die Torheiten seiner Zeit scharf geißelte. Bei der Menge seiner Werke ist es unmöglich, alle aufzuzählen; wir nennen hier nur einige. Der „Christliche Herkules" ist von einem seiner Nachkommen, dem hervorragenden Frankfurter Dr. theol. et med. Viktor Andreae im 19. Jahrhundert, herausgegeben worden. Interessant ist auch der Menippus, welcher in hundert Gesprächen die Beschreibung eines wahren Christen enthält.

Eine sehr originelle Schrift ist der Turbo (1616), in welchem der Held „Irrgang" nach mancherlei Wechselfällen schließlich der Erlösung teilhaftig wird. Nach Erich Schmidt (Goethe-Jahrbuch, Bd. IV, S. 127) hat Andreae den geistigen Titanismus von Faust nachempfunden, mag er auch Fausts Namen nicht in den Mund nehmen. Jedenfalls enthält dieses Drama einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Faustgedankens, wenngleich nicht feststeht, daß Andreae selbst in seinem Drama einen solchen Versuch darbieten wollte. Nachdem Wilhelm Süß neuerdings eine Übersetzung dieser Schrift geliefert hat,[1]) wird sie wohl die verdiente Beachtung auch in weiteren Kreisen finden. Der Held erscheint zuerst als ein Jüngling, der lange treulich auf die Worte seines Magisters schwört, in der Hoffnung, durch ihn endlich die Burg der Weisheit zu finden. Mit einem Male gehen ihm die Augen auf, er wird des Gängelbandes müde und wendet sich andern Lehrern zu. Nach dem Logiker hört er einen Redner und einen Mathematiker, aber ohne Befriedigung für sein heißes Sehnen

---

[1]) Wilhelm Süß hat auch in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, II. Abteilung, XXII. Band, Heft 6, in einem Aufsatze über den Turbo des Joh. Val. Andreae wertvolle Mitteilungen über dieses seltsame Drama geboten. Vgl. auch meinen Aufsatz über den Turbo in der Christlichen Welt 1908, Nr. 10.

zu finden. Da lernt er einen Weltmann Horatius kennen, der ihm den Rat gibt, einmal der Welt näher zu treten, und zwar in Frankreichs schöner Hauptstadt. Im zweiten Akt sehen wir denn auch Turbo eifrig in Paris beschäftigt sich zu einem Weltkinde auszubilden; er nimmt Unterricht im Tanzen, Fechten und im feinen Ton. Selbst sein toller Begleiter Harlekin, eine Art Sancho Pansa, zeigt sich klüger als sein Herr und sieht voraus, daß er auch auf diesem Wege die Burg der Weisheit nicht finden wird. Im III. Akt ist Turbo in den Banden der Liebe. Aber eine Intrigue von Nebenbuhlern läßt ihn kläglich scheitern; er muß geprügelt das Haus seiner Labella verlassen. Nach der deutschen Heimat zurückgekehrt gibt er sich einem Alchimisten hin, der ihn in kurzer Frist um Hab und Gut betrügt (Akt IV). Der Schluß des Aktes zeigt ihn in tiefster Verzweiflung; aber schon ist die Hilfe nahe. Der V. Akt bringt die Lösung. Allegorische Gestalten, von der Weisheit geführt, leiten den Verzagenden auf den rechten Weg, indem sie ihn mahnen zu sich selbst zurückzukehren und bei Gott die Wahrheit zu suchen. Sie grüßen ihn freundlich: „Heil dem Wiedergeborenen“ und nehmen ihn nun in die Burg der Weisheit auf, damit er fernerhin ein neues Leben beginne, um schließlich nach wohlvollbrachtem Kampfe erlöst zu werden. Wir haben hier offenbar eine eigenartige Lösung des Faustproblems vor uns. Während nach dem Volksbuche Faust's Seele im Tode dem Satan verfällt, bei Goethe dagegen sein unsterblicher Teil um seines Suchens willen Erlösung findet, wird er hier wegen seines ehrlichen Strebens auf den Weg der Wiedergeburt gewiesen, um unter der Leitung der Weisheit nunmehr ein neues Leben zu beginnen. Von Interesse sind auch die Zwischenspiele dieses Dramas, in welchen Andreaes Kritik der sozialen Verhältnisse seiner Zeit uns scharf entgegentritt.

Wertvoll für Pädagogen sind auch einige Beiträge zu der Erziehungsfrage, wobei Andreae äußerst gesunde Grundsätze im Sinne seines Freundes Comenius entwickelt. Die bessere Erziehung der Jugend galt ihm mit Recht als sicherste Bürgschaft für eine glücklichere Zukunft. Gegen das gelehrte Wesen auf den Schulen hat er scharfe Pfeile gerichtet, weil ihm hier schwere Schäden vorzuliegen schienen. In seinem Theophilus

schreibt er: „Ein guter Lehrer führt, während ein schlechter schleppt; jener leuchtet, dieser verdunkelt; jener lenkt, dieser treibt; jener regt an, dieser drückt nieder; jener ergötzt, dieser quält; jener bildet, dieser zerstört.“ Kurz nur sei seiner lyrischen Versuche gedacht, von welchen Wackernagel in seinem Lesebuche einige Proben bietet. Sie stehen nach Form und Inhalt weit hinter den Liedern eines Paul Gerhardt und anderer geistlicher Sänger aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges zurück, wenn er auch seiner Liebe zu Jesus oft ergreifenden Ausdruck verliehen hat.

Übrigens hat er sich selbst in einem Gedichte: „An die Grübler“ gegen die Kritiker bezüglich seiner poetischen Versuche in origineller Weise verteidigt:

Ohn Kunst, ohn' Müh', ohn' Fleiß ich dicht'.
Drum nit nach deinem Kopf mich richt'!
Bis du witzt, schwitzt, spitzt, schnitzt im Sinn,
Hab ich angesetzt und fahr dahin.
Bis du guckst, buckst, schmuckst, truckst im Kopf,
Ist mir schon ausgeleert der Topf.
Bis du flickst, spickst, zwickst, strickst im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt der Zwirn.
G'fällt's dir nu nit, wie ich ihm tu:
Machs besser, nimb ein Jahr dazu!

Wer möchte einem solchen Original von Musenjünger die Fehler im Rhythmus nachrechnen? Brügel sagt über seine Schreibweise: „Sein Stil ist vornehm, gewählt, geistreich, witzig, durchzogen von sinnreichen Einfällen, Bildern und Vergleichen, oft in scharfen Antithesen sich bewegend, oft epigrammatisch zugespitzt.“ [1]) Zu beklagen ist es immerhin, daß Andreaes Schriften nicht besser gefeilt sind — ein Fehler, den er mit dem ihm auch sonst geistesverwandten Herder teilt.

Es müssen hier noch einige Schriften aus dieser Zeit erwähnt werden, welche anonym erschienen, aber sicher auf ihn zurückzuführen sind, nämlich die seltsamen Werke über den Orden der Rosenkreuzer. Es handelt sich um eine wunder-

---

[1]) Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts. Berlin, Verlag Wartburg. Bd. I., S. 256.

liche Mystifikation, in welcher er der mystischen Geheimniskrämerei der Zeit entgegenzuwirken suchte. Die Schriften heißen: Fama Fraternitatis Roseae Crucis (1614), oder die Brüderschaft des hochlöblichen Ordens des Rosenkreuzes und die Confessio Roseae crucis (1615) oder das Bekenntnis der Brüderschaft des Rosenkreuzes. Auf den Inhalt dieser seltsamen Schriften, die damals großes Aufsehen erregten, und einige verwandte Werke, die später unter Andreaes Namen erschienen und sich in demselben Gedankenkreise bewegten, werden wir noch genauer einzugehen haben, wenn wir seinem Ideenkreise nähertreten werden.

Im Jahre 1620 wurde er, wie er selbst schreibt, von Vaihingen „erlöst". Er erhielt die Dekanatsstelle zu Calw an der Nagold, einer damals durch Gewerbstätigkeit sehr bekannten Stadt. Die Not der Zeit nötigte ihn, vor allem hier eine praktische Tätigkeit zu entfalten, nachdem er vorher wesentlich auf schriftlichem Wege für das Wohl der Menschheit zu wirken sich bemüht hatte. Unter mancherlei Anregungen, die von ihm ausgegangen sind, ist die Gründung des sogenannten Färberstiftes besonders hervorzuheben, da sich dasselbe durch drei Jahrhunderte bis auf diesen Tag erhalten hat.

Wenn auch Württemberg im dreißigjährigen Kriege weniger als manche andere Länder zu leiden hatte, so mußte es doch auch in den ersten Jahren dieses Krieges schon mancherlei tragen. Schlimm wurde es besonders nach der unglücklichen Schlacht von Nördlingen im Jahre 1634. Wiederholte Plünderungen brachten namenloses Leid über Calw, und auch Andreae verlor sein ganzes Vermögen. Besonders schmerzlich war für ihn die Zerstörung seiner herrlichen Büchersammlung und vieler unersetzlicher Kunstwerke, mit denen er sein Haus geschmückt hatte. Aber er ließ den Mut nicht sinken; auch als die Pest zahlreiche Opfer, darunter viele seiner Verwandten und Freunde, forderte, ließ er nicht ab, zu trösten, zu raten und zu helfen. Selbst die Verleumder verstummten zuletzt angesichts des Todes, der sein gestrenges Regiment im Lande führte.

Im Jahre 1639 wurde Andreae durch das Vertrauen seines Landesherrn nach Stuttgart berufen, wo er als Hofprediger und Konsistorialrat bis zum Jahre 1650 wirkte. Nicht gerne

verließ er sein geliebtes Calw, um sich nach der Residenz zu begeben, vor der „er immer zurückgeschauert hatte und in die er jetzt unglücklicherweise gezogen wurde“, wie er in seiner Selbstbiographie schreibt. Es war nicht Ehrgeiz, was ihn zu diesem hohen Posten trieb, sondern allein die Aussicht auf einen erweiterten Wirkungskreis. Mit frischem Mute begab er sich hier an die Aufgabe, die seiner wartete, das zerfallene kirchliche Leben in Württemberg wieder herzustellen; aber trotz aller Mannhaftigkeit, mit der er reformatorisch vorging, erreichte er wenig, da sich der Herzog Eberhard zwar wohlwollend, aber sehr schwach bewies und seinen Hofprediger nicht recht stützte. Charakteristisch ist eine Äußerung der Selbstbiographie: „Es kam nichts zustande, denn da das Übel am Kopfe lag, verordnete man Arzenei an den Füßen“. Häufig klagte er in dieser Zeit über den Apap, worunter aber nicht, wie man vielleicht vermuten möchte, der Papst (Papa), sondern das oft tief in das innere Leben der Kirche eingreifende landesherrliche Regiment gemeint war, dessen Druck er schwer empfunden hat. Die Kirche müßte nach seiner Ansicht das Recht haben, ihre eigenen Angelegenheiten nach anderen Gesetzen zu entscheiden, als nach den Bestimmungen weltlicher Obrigkeit. Auch in dieser Hinsicht ist sein weiter Blick bemerkenswert. So verstehen wir auch seine Klage: „Wir, die wir in Osnabrück und Münster so sehr arbeiten, daß wir die Kirchengüter wieder erhalten, die uns zum Schaden und zur Schande entzogen sind, wir müssen nun fürchten, daß wir — erhalten wir sie auch — in eine neue und traurige Sklaverei unter einem übermütigen Herrn geraten“. Seinen Zustand in der Residenz schildert er in folgenden Versen, die in das Deutsche übertragen also lauten:

Beständiges Lärmen, vergebliches Härmen,
Der Religion Trauer, des Hofes schlechte Sitte,
Maßlose Last, ungleiches Joch,
Schwächlicher Magen, unsicheres Gedächtnis,
Mangel an Nahrung, freche Gebahrung,
Vorzeitig Alter, Ekel an der Welt,
Gefahr der Ansteckung, Sehnsucht nach Himmlischem
beschleunigen meinen Hingang.

Während er in seiner früheren Zeit an Elias auf dem Berge Karmel erinnerte, so denken wir bei dem Schlusse seiner Selbstbiographie vielmehr an Elias unter dem Wachholderbaum, wie er denn auch in dieser Zeit das Wort des müdegewordenen Propheten: „Es ist genug“ zu seinem Denkspruch erwählt hat. Ja manchmal, wenn wir seine bittern Klagen über Nattern und Ottern lesen, tritt uns das Bild von Jonas unter dem Kürbis vor die Seele; der Pessimismus des Alters wird oft seiner Seele völlig Herr, wie bei dem altgewordenen Luther.

Im Jahre 1650 wurde ihm die Abtei Bebenhausen bei Tübingen übertragen. Hier mußte der im treuen Dienste seiner Kirche ergraute Mann auch noch erleben, wegen Irrgläubigkeit bei dem Konsistorium verklagt zu werden, weil die Vertreter der Orthodoxie durch sein Dringen auf christlichen Lebenswandel und Ertötung des alten Menschen die reformatorische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein gefährdet glaubten — ein Los, das Andreae mit dem von ihm hochverehrten Johann Arndt und andern Vorkämpfern eines lebendigen Christentums teilt. Wie wäre es anders denkbar gewesen in einer Zeit, in welcher die Streitlust auf kirchlichem Gebiete beständig Triumphe feierte, während die Frömmigkeit ihr Haupt trauernd vor ihren kämpfenden Söhnen verhüllte? In tiefer Niedergeschlagenheit schrieb er damals die nur allzuwahren Worte: „Ich, der ich in ein Hetztheater eingeschlossen bin und mit wilden Tieren kämpfen muß, wo siegen ebensowenig rühmlich als besiegt werden schimpflich ist, habe durch Erfahrung gefunden, daß da, wo der Richter andern unterwürfig ist, die Bosheit des Beleidigers gelobt, die Unschuld des Beleidigten lächerlich gemacht, jedenfalls befleckt wird, so daß, was man auch für einen Spruch erhält, immer etwas hängen bleibt.“

Im Jahre 1654 wurde ihm die Abtei Adelberg, nahe dem Hohenstaufen, mit dem Sitze in Stuttgart übertragen, wodurch er zugleich Mitglied des engeren Landschaftsausschusses wurde. Ebenda starb er aber bereits am 27. Juni mit den Worten: „Das ist unsere Freude, daß unsere Namen im Himmel angeschrieben sind.“ Sein Abschiedswort von der Welt hatte er übrigens längst in seinem 1634 verfaßten

Trostworte zu Calw niedergeschrieben: „Lebe wohl, Welt! Sei gegrüßt, Jesus! Gefunden habe ich den Port. Gute Nacht, Hoffnung und Glück! So will ich's und hab ich's geschrieben, Johann Valentin Andreae, Stadtpfarrer zu Calw, noch gesund an Leib und Seele, den 23. November 1634."

Indem wir uns nunmehr dem Wirken Andreaes zuwenden, richten wir zunächst den Blick auf die Kritik, die er an den bestehenden Verhältnissen geübt hat. Wo etwas Gutes in der Welt geschaffen werden soll, muß meist auch Böses bekämpft werden; und obgleich oft die Rollen sich zwischen den führenden Geistern so teilen, daß den einen mehr der Streit gegen die Mißstände, den andern mehr das Anbahnen des Neuen zufällt — unterbleiben darf die Kritik niemals, wenn nicht das Neue sich auf brüchigem Grunde erheben soll. Bei Andreae finden wir nun neben der warmherzigen Freude am Schaffen auch eine starke Anlage zur Kritik gegenüber den mancherlei Gebrechen der Zeit. Verschieden sind die Waffen, die er in diesem Geistesturniere braucht. Bald läßt er den Humor spielen, der mild über fremde Fehler lächelt; häufiger noch greift er zur Satire, die ernstlich zu bessern sucht; nicht selten auch zu der Ironie, die ohne jede Rücksicht den Gegner verletzt; zuweilen selbst zu dem Sarkasmus, der mit den feindlichen Mächten einen Kampf auf Leben und Tod aufnimmt. Zutreffend ist das Urteil, das Grüneisen in seinem Aufsatz über die Christenburg (Zeitschrift für historische Theologie 1836, S. 242) über Andreae fällt: „Er ist in seiner Darstellung nicht eben bilderreich; auch drängt sich der Ton der Gemütlichkeit seltener hindurch; aber witzig ist seine Rede, bewegt sich in neuen Kontrasten, in frappanten Beziehungen, handhabt das Wortspiel in allerlei Wendungen und Wechseln und trifft sicher, was er treffen will mit der Waffe." Wohl hat er sich durch seine Satiren viel Haß zugezogen — es ging ihm wie Johannes dem Täufer, von dem er in seiner Christenburg sagt:

Der Pharisäer bleibt im Haus;
Der rauh' Johannes muß hinaus —

aber alle Erfahrungen dieser Art schreckten ihn nicht ab. Immer wieder hat er die Sonde in die Wunden seiner Zeit gelegt und dabei keinen Stand verschont.

Sein eigenes Schicksal ist es, das er originell schildert in seiner christlichen Mythologie, wo er die Wahrheit als Volksdichter(in) schildert.

Die Wahrheit durchzog als Volksdichter das Land. Auf jeden Stand hatte sie ein feines Liedlein über dessen Gebrechen gedichtet, das sie sang und dazu spielte auf einer Leier. So hatte sie eigenen Sang und eigene Sangesweise für Minister und Pfarrer, für Richter und Philosophen, für Männer und Weiber, für Jünglinge und Greise. Auch für die verschiedenen Charaktere hatte sie einen eigenen Sang mit eigener Weise. Dabei verstand sie sich vortrefflich auf die Kunst, aus dem menschlichen Antlitz auf die innere Seelenbeschaffenheit zu schließen, und je nachdem sie von jedem, was er sei, urteilte, je nachdem sang sie dies oder jenes Liedchen. — Einige ergötzten sich daran; viele überhörten es; der weitaus größte Teil aber erglühte in Zorn. Man bedrohte, man schimpfte, man schlug sie. Kaum daß die Sängerin mit ganzen Gliedern entkam! Ihre Leier war zertreten. Über dies erlittene Unrecht rief sie Himmel und Erde zu Zeugen auf. „Ich meinte — so jammerte sie — es doch so redlich, auch sagte ich es so glimpflich! Und es ist ja mein Beruf! Hätte ich mir nur wenigstens nicht alle Stände zu Feinden gemacht, nicht auf alle gedichtet!"

„Das war der Fehler nicht, gute Frau" unterbrach ein Vorübergehender ihre Klagen. „Auf alle mußt du ein Liedlein haben; aber bei dem sing das Liedchen von jenem, bei jenem das auf den; bei uns das auf den Nachbar, beim Nachbar das auf uns! Sei versichert, allgemein ist dann der Beifall, und reichlich deine Belohnung."

Wir haben hier eine charakteristische Probe seiner Eigenart vor uns. Solche Parabeln aber finden sich in Menge in seinen Schriften. Man wird sie nicht hinter die viel bekannteren von Krummacher setzen dürfen.

Was nun den Inhalt seiner sozialen Kritik angeht, so ist Andreae dem Fehler aller Satiriker nicht entgangen, Sünden und Torheiten, die zu allen Zeiten vorhanden sind, dem gleichzeitig lebenden Geschlechte in besonderem Maße zuzuschreiben. Deshalb ist natürlich nicht alles Einzelne in seinen Werken kurzerhand für die Beurteilung seiner Zeit zu verwenden —

manches hat er zu pessimistisch, einiges im Überschwall der Begeisterung zu optimistisch aufgefaßt — aber ein Kulturhistoriker wird gewiß in seinen Schriften reiche Winke zum Verständnis für jene traurige Periode in der Geschichte des deutschen Volkes finden.

Außerordentlich aufrichtig ist Andreae, vor allem gegenüber dem ersten Stande, den Großen und Mächtigen der Erde. In einem Zwiegespräche läßt er den Theophilus dem Democides sagen: „Warum erhebt ihr nicht ebenso die Stimme in die Höhe, als ihr wild abwärts blickt? Jene streichelt ihr, diesen gebt ihr Ohrfeigen; jenen streut ihr Weihrauch, diese speit ihr an; jenen leistet ihr Gehorsam, diesen bürdet ihr ein Joch auf." Scharf äußert er sich auch in seinem Menippus, der nach einem griechischen Zyniker genannt ist. „A. Was seufzest du, Freund? B. Siehst du nicht, wie der Staat durch das Treiben der Fürsten und ihrer ersten Diener zugrunde gerichtet wird? A. Was vermissest du denn an diesen? B. Gar vieles. A. Wenn du ein Füllhorn hättest, was würdest du ihnen vorzüglich geben? B. Ich würde jedem etwas geben und etwas nehmen. A. Sage, was den Fürsten? B. Geben würde ich ihnen zehnmal mehr Religion, nehmen würde ich ihnen die Verschwendung. A. Was würdest du den Räten geben? B. Mehr Gemüt, weniger Privatvorteil. A. Was den Edelleuten? B. Mehr Tapferkeit, weniger Prunk. A. Was den Höflingen? B. Mehr Enthaltsamkeit, weniger Unheiligkeit und Treulosigkeit. A. Was den Konsistorien? B. Mehr Mitleid, weniger Nachbeten." In gleicher Weise geht er dann mit Geistlichen, Gelehrten, Dichtern, Kaufleuten, Bürgern und so fort in das Gericht. Man kann kaum schärfer das Ränkespiel der Diplomaten an den Pranger stellen, als in seinem Menippus, in welchem er den berüchtigten Macchiavelli verteidigt, weil er lediglich gewagt habe, die schädlichen Maximen, die er in der Verwaltung der Staaten bemerkte, als scharfsinniger Beobachter bekannt zu machen, weil er alle diese Bosheiten nicht geraten, sondern nur verraten habe. Solche Stellen schwebten wohl Herder vor, als er schrieb: „Andreae sagt Wahrheiten, die wir jetzt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert vorgerückt sind, zu sagen getrauen." In der Tat würde Andreae zur Zeit von Herzog Karl von Württem-

berg für seine Freimütigkeit, wie Moser und Schubart, mit einer Freistelle auf dem Hohenasperg belohnt worden sein, während er seinerzeit wenigstens von Verfolgungen seitens der Regierung verschont geblieben ist.

Er scheute sich auch nicht, vor der eigenen Türe zu kehren. Ihm entging es nicht, daß viele sich zum geistlichen Stande drängten, die keinen inneren Beruf dazu hatten. Gegen solche wendet er sich scharf in einer Dichtung: Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes. Hier lernen wir einen jungen Theologen kennen, der gern lange Bratwürste für kurze Predigten gehabt hätte. Er begegnet einem alten, ehrwürdigen Geistlichen, der ihn in treuherziger Weise belehrt, was er als Pfarrer alles zu erwarten habe:

So ihr einstmals kommt in den Karren,
So wird man mit euch anders narren.
Da müßt ihr glauben, wissen, thon,
Leiden, lassen, fürchten und ho'n,
Was niemand darf, kann, mag, noch will,
Und dieses alles in der Still.
Denn wer sich dieses will beschweren,
Der mag seine Pfarr einem andern leeren.

So zeigt er dem jungen Kandidaten im einzelnen, was den Pfarrer trifft:

Ich hab gesagt: Ein Pfarrer glaubt,
Das kaum ein Mensch bringt in sein Haupt.
Er glaubt an Gott, des niemand acht't;
Ein jeder nach sei'm Götzen tracht't.
Er glaubt ein'n Himmel, der wird verschmäht;
Ein jeder hier gern ewig zecht.
Er glaubt ein' Höll', die niemand fleucht;
Ein jeder die breit' Straße zeucht.
So glaubt er, was die Welt verneint
Und ihren Augen ungereimt.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Schließlich wird der übermütige Jüngling doch erschrocken und bittet den Greis demütig um Belehrung. Der macht

ihm Mut, den geistlichen Stand dennoch zu erwählen, und der Kandidat zieht mit heiligen Gelübden weiter. Beim Scheiden spricht er den frommen Wunsch aus:

Nun wünsch ich, daß all meine G'sell'n
Ihn'n auch abtrennen lan die Schell'n
Und geben sich in Christi Orden,
Der nie kein'm Frommen süß ist worden.
Damit folg' ich mein'm Alten nach.
Wer Beff'res weiß, der beff'r' die Sach!

Andreae wendet sich hauptsächlich gegen die Streitlust seiner Amtsbrüder und fordert seinerseits Liebe zu Christus und strengen christlichen Wandel. In einem Gespräch: „Der Kanzelredner" läßt er einen Pfarrer die Bitte an einen Freund richten, ihm offen die Meinung zu sagen, was er an seiner Rede vermißt habe. Er fragt ihn: War es die Disposition — die Aussprache — die Länge — die Gestikulation? Aber das alles war es nicht, was der Freund zu tadeln hatte. Endlich sagt ihm der Kritikus offen seine Ansicht. „Höre! Mich dünkt, du hast viel, sehr viel Gutes gesagt, das aber durch dich nur durchfloß wie durch eine Röhre." Als der also Angeredete sich betreten zeigte, sagte der Freund ihm schließlich: „Glaube mir, daß eine einfache, schlichte Predigt, durchs Leben dargestellt und besiegelt, mehr wert ist als tausend sinnreiche Deklamationen!"

In ähnlichem Sinne schildert er in der „Beschreibung der christlichen Republik" einen Theologen in seinen beliebten Gegensätzen: „Er war ein Mann von feurigem Geiste, von kalter Sinnlichkeit, ein Freund des Himmels, ein Verächter der Erde, rasch zum Werke, fern von Geschwätzigkeit, trunken in Gott, abhold den Lüsten, wachend für seine Herde, schlafend für sich, der erste an Verdienst, der letzte an Ruhm."

An seinen edlen Gönner, Herzog von Braunschweig, der den seltenen Mann in großmütigster Weise unterstützte, hat Andreae einmal geschrieben: „O des Unsinns: ein Christ und stolz sein; ein Lehrer des Christentums sein und nach Herrschaft streben; den Himmel predigen und nach der Erde verlangen." Ein andermal sagt er über die Geistlichen: „Sie mögen lieber die Dreieinigkeit erklären als anbeten;

lieber die Gegenwart Christi beweisen als ihn zu jeder Zeit und an jedem Orte zu verehren; lieber die Reue der Sünde beschreiben als sie empfinden; lieber das Verdienst der guten Werke herabsetzen als gute Werke tun; lieber die heiligen Schriften auslegen als sie befolgen."

Dieselben strengen Forderungen, die er an die Hirten stellte, hat er übrigens auch an die Herden gerichtet. Nicht nur die Geistlichen sollen Ernst machen mit dem Christenleben, sondern ebenso auch die Glieder der Gemeinde. Das schärft er in einem merkwürdigen Gespräche (im Menippus) ein. „A. Wie wunderbar ist es, daß zur Zeit der größten Gefahren die Menschen gewöhnlich am sichersten sind! B. So sollte man ihnen das ‚Simon, schläfst du?' beständig ins Ohr rufen." Und nun wird Stand um Stand vorgenommen. „A. Wer weiß nicht, daß Deutschlands Ansehen und Stärke durch die Uneinigkeit seiner Stände matt und verächtlich wird? B. Simon, schläfst du? A. Ist nicht die Religion ein Warenhandel geworden? B. Simon, schläfst du? A. Das Volk belacht, worüber es weinen sollte, es beweint, worüber es lachen sollte. B. Simon, schläfst du? A. Die Künstler gebären Tand. Die Jugend entehrt sich. B. Simon, schläfst du? und so weiter."

In dem allegorischen Gedichte: „Die Christenburg" schildert Andreae die Macht des Antichrists. An der Spitze eines Heeres, das gegen die Burg heranrückt, stehen drei Führer: Tyrannus der Gewalthaber, Hypokrita der Heuchler, und Sophista der Schwätzer. Jeder von den dreien hat seine Diener bei sich, die in der Art Fischarts geschildert werden, teilweise in ganz neuen Wortbildungen. Tyrannus hat in seinem Heere:

Umlagausbringer, Grifferdenker,
Neuordnungsschmiede, Gewissenshenker,
Eigennutzsucher, Bauernschinder,
Fluchsammler auf Kindeskinder.

Hypokrita führt mit sich:

Unzeitig Eif'rer, Disputazer,
Armenfilzer und Reichenkratzer,
Himmelsverkäufer und Höllenschrecker,

Sündenentschläfer, Bauernwecker.
Aufsatzdichter und Splitterrichter,
Reichenlober und Einfaltvernichter.

Sophista, der Witzbolz,
Bringt lauter Leut' aus dem Nebelland,
Da sie gelernt manch Narren-Tand:
Sprachenstümpler, Zeitverderber,
Naturhumpler, Jugendmörder,
Sternengucker, Unrechtbucker,
Freiheitdrucker, Lugenschnucker.

Schließlich behalten doch die Bewohner der Christenburg das Feld, da Gottes Strafgericht über die Feinde hereinbricht, und das Gedicht, das Grüneisen eine Apokalypse des 17. Jahrhunderts genannt hat, schließt mit einem nach der Melodie: „Ein feste Burg ist unser Gott" gedichteten „Triumph- und Dankgesang der Christenburger" ab.

Eine scharfe Satire enthält auch ein Zwischenspiel des Turbo „Hermaphroditus". Der „Fürst von Gomorrha und Meister in allerlei Unzucht" empfiehlt hier seinen Getreuen allerlei Grundsätze, nach denen sie sich richten sollen, um in der Welt vorwärts zu kommen. Er wendet sich an den kirchlichen Stand, die Staatsmänner, die Untertanen, die Hofleute, die Militärs. So werden den Untertanen folgende Ratschläge erteilt: § 1. Zur Beförderung der Verstandeskräfte empfehlen wir unter Aussetzung von besonderen Belohnungen jede Art von Schlauheit, Betrug, Lug und Täuschung. § 3. Wachet und sinnet über den Kurszettel Tag und Nacht!

Von besonderem Interesse für unsere sozial so bewegte Zeit ist es, daß Andreae in seiner Descriptio Reipublicae Christianae 1619 eine Art sozialer Utopie in der Weise des Morus und Campanella gegeben hat. Er zeichnet das Idealbild eines christlichen Staates, wobei er das ganze bürgerliche gelehrte und geistliche Leben behandelt. Es ist eine Art christlicher Kommunismus, der uns hier entgegentritt. Man arbeitet nach einem bestimmten Programm gemeinsam. Die Speisen werden zwar privatim eingenommen, aber doch auf allgemeine Kosten. Etwas anderer Art als dieser christliche Sozialroman ist die satirische Schrift: „Die

allgemeine Generalreformation der ganzen Welt.“ Das Endergebnis lautet hier: „daß es menschliche Klugheit sei, sich in den schweren Einsatz zu schicken, die Welt zu lassen, wie man sie gefunden.“ Daß seine Blicke auch auf die künftigen Geschlechter gerichtet waren, beweist eine Äußerung aus der Zeit vor seinem Ende: „Welcher Strom von Tränen ist vermögend den Schmerz wegzuschwemmen, den die Furcht vor dem Elend in mir weckt, das über dem Nacken unserer Nachkommen schwebt? Drei Ungeheuer stürmen auf uns ein: Unglaube, Selbstsucht und Indifferenz. An all diesem Elend ist der eingebildete Glaube schuld, der keine Früchte trägt.“

Man muß wohl Andreaes Biographen Hosbach recht geben, wenn er sagt (S. 162): „Schwer fällt es sich von sovielen köstlichen Blüten und Früchten zu trennen, die dieser lebendige, für alles Wahre und Schöne empfängliche, mit reicher Wissenschaft und Weltkenntnis genährte Geist in dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren (zu Vaihingen) unter mancherlei zerstreuenden Beschäftigungen zutage förderte.“

Aber Andreae hat sich nicht damit begnügt, als Kritiker die Schäden der Zeit mit heiliger Unbarmherzigkeit aufzudecken; er hat sich auch bemüht, was Kritiker sonst selten versuchen, in heiliger Barmherzigkeit zur Heilung der Wunden beizutragen. Was er als sozialer Organisator in schwerer Zeit getan, ist über alles Lob erhaben. Hier ist besonders auf sein Wirken in Calw hinzuweisen, welches ihn mit August Hermann Francke, der weit bekannter ist, in eine Linie rückt. Vor allem kommt hier in Betracht das sogenannte „Färbergestift“, das er am 12. November 1621 in Verbindung mit einer Anzahl wackerer Bürger der Stadt ins Leben gerufen hat. Die Gesinnung, welche die Gründer dieser Stiftung beseelte, ergibt sich aus folgenden Worten des Stiftungsbriefes, in welchem uns Andreaes Geist klar entgegentritt. „Wo ein Christ des andern bedürftig, da ist ein jeder, der die hierzu notwendigen Mittel von Gott empfangen, schuldig und auf das Höchste verbunden, alles nach äußerstem Vermögen dahin zu richten, damit Gott durch uns möge wirken und schaffen und wir diejenigen seien, deren sich Gott will gebrauchen,

die Seinigen zu speisen, tränken, kleiden, trösten, beschützen, unterrichten, oder auf andere Weise zu begnadigen." Als Zweck der Stiftung wird angegeben: „Propagierung und Fortpflanzung der Ehre und Kirche Gottes, Erhaltung und Beförderung guter Polizei und Ehrbarkeit, mitleidenliche Hilfe und Handreichung der Armen und Kranken, Ratschaffung und Aufmunterung der lieben Jugend, wie auch Kontinuierung und Fortpflanzung derselben Studien und freien Künsten."

Wir haben hier eine Urkunde von ungemeiner Bedeutung für die christliche Liebestätigkeit vor uns; sind doch darin fast alle Probleme berührt, welche in unseren Tagen von den verschiedensten kirchlichen und gemeinnützigen Vereinen und Anstalten in Angriff genommen sind. Es folgt eine Übersicht über die wichtigsten Bestimmungen. Ein Teil des Geldes, das gemeinsam aufgebracht wurde, sollte dazu dienen, die Kinderlehre für alle Zeiten zu erhalten (Kap. I). Hier handelt es sich also zunächst um eine rein kirchliche Angelegenheit. Aber schon im zweiten Kapitel ist der Witwen- und Waisenkasse und kraftlosen Leute gedacht. Hierbei sollten in erster Linie die nächsten Verwandten und Freunde der Stifter Beihilfe erhalten; aber die Unterstützung sollte doch nicht auf die Angehörigen der Beisteuernden beschränkt bleiben. Das dritte Kapitel handelt von der Fürsorge für die Kranken. Das vierte bezieht sich auf Spenden an Gymnasien und Hochschulen. Im fünften Kapitel ist die Rede von Anlegung einer Bibliothek, woraus sich ein für jene Zeit gewiß seltenes Interesse für Volksbildung ergibt; im sechsten von Legaten für Handwerker; im siebten von Aussteuerung armer gottseliger Waisen; im achten von Erhaltung der Kirchen und anderer zum Gottesdienst gehöriger Gebäude; im neunten wird der Kirchen- und Schuldiener gedacht, da man „lieber Gottes Tagelöhner als des leidigen Teufels Sergeanten erhalten und hinbringen solle"; im zehnten ist Fürsorge getroffen für Kinder, die das Schulgeld erhalten sollen, wenn sie durch Armut oder Unachtsamkeit der Eltern von der Schule ferngehalten werden. Beachtenswert ist, daß sogar der Irren, Idioten und Krüppel gedacht wird (Kap. XI), für deren Elend damals niemand ein rechtes Verständnis hatte, „damit der getreue Gott uns, unsere lieben Kinder und Angehörige, auch folgende Nach-

kommenschaft, als seine liebe und werte Geschöpfe bei rechter Ordnung und Harmonie erhalte, der Seele ein formliches, gesundes Gehäus vergönne und uns vernünftige Beschauung und Gebrauches dieses schönen Weltgebäudes in kindlicher Furcht und Liebe genießen lasse."

Da die meisten der Stifter der angesehenen Färberzunft angehörten, wurde der Name Färberstift gewählt. Obwohl die Stadt Calw im dreißigjährigen Kriege schwer heimgesucht wurde, erhielt sich das Stift doch lebensfrisch, und es besteht sogar noch bis auf den heutigen Tag. Das Kapital beläuft sich gegenwärtig auf etwa 250000 M.

Daneben nahm sich Andreae auch der zahllosen Vertriebenen liebreich an, die infolge der furchtbaren Kriegsnöte die Stadt durchzogen. Hierbei fand er kräftige Unterstützung durch seine Mutter, welche die letzten Lebensjahre bei dem Sohne in Calw zubrachte und die einmal geäußert hat, sie wäre am liebsten Krankenmutter in einem Hospital geworden. Es klingt fast unglaublich, daß Andreae in etwa 10 Jahren über 110000 Arme unterstützt hat. Diese Ziffer gibt zugleich einen Begriff von der grauenhaften Not, die damals in Deutschland herrschte. Er wußte die reichen Fabrikherren von Calw für seine sozialen Bestrebungen zu gewinnen; aber er hatte auch Freunde auswärts, besonders in Augsburg und Nürnberg, die ihn dabei reichlich unterstützten. Als im Jahre 1634 die Stadt selbst furchtbar heimgesucht wurde, galt es den Gliedern der eigenen Gemeinde aufzuhelfen, und auch hier war er rastlos tätig, obwohl er viel Undank für sein gemeinnütziges Wirken erntete. Besonders weitsichtig zeigte er sich in bezug auf die Pflege verwaister Kinder. Als im Jahre 1637 etwa 80 verwahrloste Geschöpfe im Waisenhause durch Unreinlichkeit in großes Elend geraten waren, veranlaßte er die Verteilung derselben in Bürgerhäuser, sei es zur Verpflegung, sei es zu Dienstleistungen. Welch ein gesunder Gedanke, weitvorgreifend seinem Jahrhundert! In diesem Zusammenhange erwähnen wir noch, daß Andreae in seinem Theophilus bereits eine Anregung zu einer organisierten Armenpflege durch Hausväterverbände gegeben hat, wie sie in unserer Zeit Sulze empfohlen hat — ein für die Entwicklung des Gemeindelebens sehr fruchtbarer Gedanke, da auf diese

Weise die Arbeit des Pfarrers durch tüchtige Laien unterstützt werden kann.

Besonders schwer gestaltete sich die Lage Andreaes in der Zeit der Pest, die im Jahre 1634 zahlreiche Opfer forderte. Als Seelsorger hat er in diesen schrecklichen Tagen treulich das Seine getan — er bestattete in einem Jahre 430 Leichen und hielt fast alle Gottesdienste, da auch mehrere seiner Kollegen weggerafft wurden — aber er war auch bestrebt Arzneimittel und Nahrung den Kranken unentgeltlich zu beschaffen, da der Magistrat sich völlig lässig zeigte. Er brachte eine Kollekte von 4532 Gulden zusammen — eine gewaltige Summe, wenn man die Not der Zeit bedenkt! Dabei mußte er erleben, daß in seiner weitverzweigten Verwandtschaft 43 Glieder der zweiten Generation auf 18 Köpfe sich verringerten und von dem väterlichen Stamme nur noch eine Schwester am Leben blieb.

Er schrieb in dieser furchtbaren Zeit: „Auf diese Art tönte mir das ‚Lerne sterben' beständig in die Ohren und machte mich, der ich des durch so viele Widerwärtigkeiten geschwächten Lebens nicht achtete, auf jede Stunde reisefertig". Im folgenden Jahre finden wir wieder eine Aufzeichnung in seiner Selbstbiographie, die uns einen tiefen Blick in sein Innenleben eröffnet: „Hat die Gottheit beschlossen, daß ich, trotz der Irrsale meines Lebens und so vieler Gestalten des Todes, die niemand zählen oder fassen kann, als wer sie selbst sah, auf Hoffnung besserer Zeiten fortleben und erfahren soll, wieviel die Kraft von oben auch bei unserer Schwachheit vermag — wohlan! so geschehe der Wille des Herrn, und unter Tränen und Seufzen will ich ihm frohlocken".

Um ein Bild seiner gesamten gemeinnützigen Tätigkeit in Calw zu geben, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß er in dem ersten Jahrzehnt seines dortigen Wirkens auch noch viel für die Gotteshäuser der Stadt getan hat, indem er sich für Restaurierung und innere Ausschmückung derselben bemühte; ferner, daß er dem theologischen Stift in Tübingen ansehnliche jährliche Beiträge zuwandte.

Sehr schmerzlich empfand Andreae die vielen groben Laster, die in seiner Gemeinde herrschend waren. Um ihnen zu steuern, bemühte er sich, eine strenge Kirchenzucht, wie er

sie in Genf bei den Reformierten kennen gelernt hatte, auch in der lutherischen Kirche einzuführen. Er machte den Anfang in Calw und suchte dann auch in Stuttgart dasselbe zu erreichen. Es gelang ihm denn auch wirklich durch die Kirchenkonventsordnung von 1644 nicht nur Kirchenzucht einzuführen, sondern auch die Einsetzung einer Behörde für Armenpflege zu erreichen, in welcher Bürger den Pfarrer unterstützen sollten. Der Erfolg aber entsprach seinen Erwartungen nicht; denn er fand sowohl bei Amtsbrüdern als bei obrigkeitlichen Personen starken Widerspruch. Besonders die Stadtvögte, die selbst ein schlechtes Beispiel gaben, waren in Calw seine entschiedenen Gegner. Allein Andreae scheute sich nicht, auch den Angesehenen gegenüber seine Grundsätze energisch geltend zu machen. Wie man auch über den Wert der Kirchenzucht denken mag, jedenfalls verdient die Tapferkeit, mit der er auch nach oben hin auftrat, volle Anerkennung. Er wollte, daß es nicht das Ansehen haben sollte, als ob die Kirchenzensur nur „gegen die Tauben wirksam sei, die Raben dagegen verschone" — ein gewiß beherzigenswerter Wink, der in jener Zeit oft wenig Beachtung fand!

Eine gleiche Mannhaftigkeit bewies Andreae in einer anderen Angelegenheit, die seinerzeit großes Aufsehen machte. Am Anfange des dreißigjährigen Krieges trat ein schwerer sozialer Mißstand hervor im Treiben der sogenannten „Kipper und Wipper". Die Reichsstände, welche Geld brauchten, scheuten sich nicht, Münzen zu prägen, die nicht vollwertig waren; und bald folgten diesem üblen Beispiele auch viele Privatpersonen nach. „Ein allgemeines Umherlungern, Schachern, Übervorteilen riß ein; die Nation geriet zuletzt in einen wilden Taumel und trieb in starker Strömung zum Verderben." Manche Regierungen gingen so weit, ihr eigenes, eben geprägtes Geld wieder außer Kurs zu setzen. Als die „Seuche mit den bösen Münzen" auch in Calw um sich griff, verlor Andreae selbst auf diese Weise 800 Gulden. Gleich vielen anderen Geistlichen erhob er aber die Stimme mächtig gegen die „Kipper und Wipper". Er ließ sogar ein öffentliches Schauspiel wider diesen Unfug ausgehen. So erreichte er wenigstens, daß das Übel in seiner Gemeinde nicht weiter um sich griff. Dennoch geschah es, daß einige der besten Bürger der Stadt

infolge der Umtriebe des Vogts Beßlin der Untreue und Wechselfälschung angeklagt wurden. Da griff Andreae ein, und es gelang ihm, Schaden und Schande von den Beklagten abzuwenden. Und als nach etlichen Jahren der Prozeß wieder erneuert wurde, hatte der treue Seelsorger nochmals die Freude, die drohende Gefahr von den schuldlos Verklagten durch seine Beziehungen zu dem Fürstenhause abzuwenden.

Andreaes Blicke waren übrigens nicht auf sein engeres Arbeitsgebiet beschränkt; er strebte auch danach, Gleichgesinnte im ganzen deutschen Reiche zu ähnlichen sozialen Bestrebungen, wie er sie in seiner Heimat ins Leben gerufen, anzufeuern. Hier sind allerdings zunächst einige Schriften zu erwähnen, die nur scheinbar diesem Zwecke dienen, während sie in Wahrheit als Satiren auf die Fehler der Zeit anzusehen sind. Es handelt sich um die schon früher erwähnten merkwürdigen Werke, in welchen Andreae von dem Bestehen eines Rosenkreuzerbundes Bericht erstattete. Sie erregten ein solches Aufsehen, daß sich tatsächlich viele Personen zum Eintritte meldeten, ohne die eigentliche Tendenz zu ahnen. Ja der berühmte Comenius berichtet, daß er selbst eine Zeitlang einem derartigen Bunde angehört habe. Andreae dachte aber gar nicht daran, die angeregte Bruderschaft wirklich ins Leben zu rufen, in seinem „Turm von Babel" hat er sogar die Tatsache der Mystifikation offen ausgesprochen. Hier läßt er die Fama sagen: „Man hat die Leute lang genug gespottet; wir wollen nun die Bestrickten befreien, die Zweifelhaften bestricken, die Gefallenen aufrichten, die Verkehrten zurechtbringen, die Kranken heilen. Wohlan, ihr Sterblichen, ihr dürft auf keine Brüderschaft mehr warten, die Komödie ist nun gespielt, die Fama (Titel der Hauptschrift über die Rosenkreuzer) hat sie aufgerichtet und doch auch wieder eingerissen; die Fama sagte ja, jetzt sagt sie nein."

Der Hauptzweck dieser seltsamen Mystifikation, die an die Briefe der Dunkelmänner erinnert, war wohl, schwärmerische Bestrebungen dieser Art dem Fluche der Lächerlichkeit preiszugeben; doch hat sich Andreae durch diese Angelegenheit viele Unannehmlichkeiten bereitet. Das Merkwürdigste ist, daß er in eben dieser Zeit (1619) unter seinem Namen eine „Einladung zur Bruderschaft Christi" ausgehen ließ, in welcher

Schrift er die sozialen Mißstände aufs Schärfste behandelte. Ja mehr noch, im Jahre 1628 hat er den Entwurf zu einer „christlichen Verbindung" veröffentlicht, die denn auch wirklich ins Leben getreten ist und manchen Segen gestiftet hat. Der Titel der Schrift lautet: „Entwurf einer wahren Vereinigung in Christo Jesu, dem engsten Kreise seiner vertrauten Freunde gewidmet." Was ihm vorschwebte, war die Ausdehnung der im Färberstifte bereits bewährten Grundsätze auf weitere Kreise. „Denn da wir jetzt nirgends", schreibt er, „einen festen Boden unter uns haben, da wir auf keine Glücksgüter fernerhin vertrauen dürfen, da uns fast keine Freiheit des Gewissens mehr gelassen ist: was wird unseren Gattinnen und Kindern, was unseren Witwen und Waisen, was uns selbst, die wir bald alles Vermögens beraubt und vertrieben sein werden, übrig bleiben als diese heilige Verbindung, welche nicht aus irdischer Lust und auf Hoffnung des Genießens begonnen, sondern mit dem Zeichen des christlichen Kreuzes und mit dem Blute Christi versiegelt und mit den Geißeln der Märtyrer geziert ist?" Allerdings war bei dieser Sache für Andreae das Wichtigste die gemeinsame Einwirkung auf das kirchliche Leben; aber der Bund hat doch auch in humaner Hinsicht manches Gute hervorgerufen. Wenn man bedenkt, daß es in jener Zeit weder Lebensversicherungen noch Feuerversicherungen und dergleichen gab, so wird man zugestehen, daß jener Gedanke gegenseitiger Sicherstellung der Zukunft durchaus gesund war, aber die Zeit war noch nicht reif für eine solche Organisation. Vermutlich ist der Bund mit dem Tode seines Stifters, oder schon früher, durch die Wirren des dreißigjährigen Krieges seiner Auflösung entgegengegangen, während die lokale Stiftung, die auf gediegenerer Grundlage ruhte, sich lebenskräftig erhalten hat. An das ganze Volk wendet er sich auch in seinem „Gallicinium". Wie der alten Propheten einer läßt er einen Hahnenruf erschallen, der die deutsche Nation aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit aufschrecken sollte. Hatte er früher schon in Satiren die Sünden der Großen gegeißelt, so wendet er sich hier bittend an die Häupter der Erde, die Obern der Kirche, die Obrigkeiten und das Christenvolk.

Noch müssen wir hier schließlich einer Arbeit gedenken, bei der uns Andreae als Organisator in großem Stile ent-

gegentritt. Es handelt sich um seine Reisen nach Österreich, die er machte, um die dortigen Lutheraner der Teilnahme und Unterstützung der Glaubensgenossen in Deutschland zu versichern. Er hatte dabei allerdings nicht sowohl in erster Linie den Schutz gegen die Katholiken im Auge als die Abwehr kalvinistischen Einflusses, da die Reformierten um das Jahr 1619 sich sehr bemühten, Oberwasser in den habsburger Erblanden zu gewinnen. Die württembergische Regierung trat ihnen zur Wahrung des lutherischen Bekenntnisses entgegen, weil meist schwäbische Pfarrer dort das Evangelium verkündigten. Nichts Geringeres war im Gange als unmittelbarer Anschluß der österreichischen Evangelischen an die Landeskirche von Württemberg, ein großzügiger Plan, der durch die bald erfolgende furchtbare Verfolgung der Protestanten vereitelt wurde. Immerhin tritt uns hier eine Fürsorge für die evangelische Diaspora entgegen, die an die Tätigkeit des Gustav-Adolf Vereins erinnert.

Erstaunlich mag es erscheinen, daß Andreae sich bei diesem Anlaß so scharf gegen die Kalvinisten wendet, während er ihre Einrichtungen in Genf sehr anerkannt hat. Aber er hat sich auch sonst öfter in ähnlichem Sinne ausgesprochen. Der Grund lag teils darin, daß seine Frömmigkeit ein wesentlich lutherisches Gepräge trug, teils in den vielfachen Angriffen auf seine Rechtgläubigkeit, welche ihn dazu drängten, sein Luthertum entschiedener zu betonen, als es seinem innersten Wesen entsprach. Er hat in dieser Hinsicht dem Zeitgeiste ebenso ein Opfer gebracht, wie in bezug auf den Glauben an Vorzeichen und dergleichen, da er uns in seiner Selbstbiographie öfter entgegentritt. Aber es handelt sich bei diesen Zügen nicht um das Charakteristische seines Wesens, sondern um Schwächen, die in der Peripherie lagen — grundsätzlich hat er Verketzerungssucht und Aberglauben zu bekämpfen gesucht.

Eine außergewöhnliche Persönlichkeit ist es ohne Zweifel, die uns hier entgegentrat. Nahe liegt es ihn zu vergleichen mit dem Manne, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dem kirchlichen Leben Deutschlands neue Bahnen gewiesen hat, mit Philipp Jakob Spener, der ihn so hoch gestellt hat. Es ist nun beachtenswert, daß unmittelbare

Fäden von Andreae zu Spener und dessen Frankfurter Kreise hinüberführen. Die Gräfin Agathe von Rappoltstein, welche als Speners getreue Patin, wie er selbst sagt, den guten Funken, den sie in ihm wahrnahm, aufblasen half und deren frühes Ende den 13jährigen Knaben so tief erschüttert hat, zählte zu den vertrauten Freundinnen Andreaes. Ferner war der Frankfurter Rechtsgelehrte Johann Jakob Schütz, der anfangs Speners bedeutendster Gehilfe war, durch seine Mutter dem Johann Valentin Andreae nahe verwandt. So führen manche Verbindungslinien von dem sozialen Propheten Andreae zu dem Vater der pietistischen Bewegung in der deutschen lutherischen Kirche hinüber. Gemeinsam ist beiden Männern die Kritik an den bestehenden kirchlichen Verhältnissen, nur daß Andreae mehr mit den Waffen scharfer Satire, Spener mehr mit Worten ernster Mahnung den Kampf geführt hat. Aber Andreae lebt nicht nur in Spener, sondern auch in August Hermann Francke wieder auf, der sich gleich ihm organisatorisch tätig bewiesen hat, was bei Spener weniger der Fall gewesen ist. Wenn es gilt, die ersten Anfänge der Innern Mission in der deutsch-evangelischen Christenheit aufzuweisen, so darf man nicht an Johann Valentin Andreae vorübergehen, wie es selbst Uhlhorn in seiner trefflichen Geschichte der christlichen Liebestätigkeit begegnet ist. Denn vieles erinnert uns bei Andreae auch an den Mann, der als der eigentliche Vater der Innern Mission genannt wird, an Johann Heinrich Wichern, bei welchem gleichfalls ein auf das ganze Volksleben gerichteter kritischer Blick mit einer auf die Rettung der einzelnen Seelen abzielenden praktischen Tätigkeit sich verbindet. Auch die christlich-sozialen Bestrebungen am Ende des 19. Jahrhunderts weisen vielfach Gedankengänge auf, die in Andreaes Schriften bereits prophetisch angedeutet waren. Wenn auch von einem unmittelbaren Nachwirken seiner Ideen auf diese Bewegung nicht die Rede sein kann, so tritt uns doch die vielgehörte Lösung unserer Zeit „Praktisches Christentum“ bei ihm überall entgegen.

Italiänische Einflüsse in der deutschen Malerei des 15. Jahrhunderts.

Von Dr. philos. Carl Gebhardt.

Die deutsche Malerei des 15. Jahrhunderts teilt sich in zwei Perioden, deren Grenzscheide ohngefähr mit der Mitte des Jahrhunderts zusammenfällt. Die zweite Periode steht unter dem beherrschenden Einfluß der Niederlande und erhält durch diesen Einfluß die Einheitlichkeit ihres Charakters. Die erste Periode dagegen, die eines derartigen vereinheitlichenden Faktors ermangelt, wird vielfach als eine Zeit des nationalen Stiles bezeichnet. Nicht ganz mit Unrecht. Denn in der Tat kommt in ihr der Geist und die Eigenart der einzelnen deutschen Landesteile in ganz anderer Weise zum Ausdruck, als in der Zeit des uniformierenden niederländischen Stiles. Doch wäre es falsch, darum meinen zu wollen, daß sich die deutsche Malerei ganz aus eigenem entwickelt habe. Jede Erweiterung unserer Kenntnisse über die Entstehung der deutschen Kunst bringt uns neue Beweise dafür, daß es nicht zum wenigsten das Beispiel fremder, vorgeschrittener Kunstweise gewesen ist, was der deutschen Kunst die Ausdrucksmöglichkeit geliefert hat.

Bei dem allgemeinen geistigen Austausch, der in der mittelalterlichen Kultur geherrscht hat, ist es natürlich, daß die Fortschritte der Kunst eines Landes alsbald auch den anderen Ländern zu Gute kamen. Eine beständige Ausgleichung findet statt. Das italiänische Trecento hat (wie Dvořak erkannte) auf die Anfänge der burgundisch-niederländischen Malerei einen großen Einfluß ausgeübt; dann hat wieder die Kunst eines Hugo van der Goes und eines Rogier van der Weyden auf Italien befruchtend gewirkt, und schließlich sind die Niederländer im 16. Jahrhundert mit einer seltenen Verleugnung ihres Charakters bei den Italiänern in die Lehre gegangen. Die Niederländer ihrerseits waren in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Lehrmeister der Deutschen.

Auch schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zeigen sich in Deutschland niederländische Einflüsse, aber doch nur vereinzelt, in der Kunst des Oberrheingebiets (Conrad Witz), was sich aus der geographischen Lage und den kulturellen Beziehungen dieser Gegenden ja ohne weiteres erklärt. Wichtiger aber und allgemeiner als die niederländischen Einflüsse scheint mir in dieser Zeit der Einfluß zu sein, den die deutsche Malerei von der großen Kunst Italiens erfahren hat. Ich möchte im folgenden den Versuch machen, diesen Einfluß in einzelnen Beispielen aufzuweisen. Ich lasse dabei die Mischkunst der Alpenländer außer Betracht, bei der sich ja der italiänische Einschlag fast von selbst versteht; aber auch auf die kölnische Malerei möchte ich nicht eingehen, da auf die italiänischen Elemente in ihr schon von anderer Seite hingewiesen wurde.

Als Bayersdorfer den wundersamen Tiefenbronner Altar des Lucas Moser in jener prächtigen Publikation der kunsthistorischen Gesellschaft herausgab, wies er bereits darauf hin, daß der Maler von Weil die oberitaliänische Kunstübung eines Gentile da Fabriano und eines Pisanello gekannt haben müsse. Dies ist dann von Schmarsow bestritten worden, der die Kunst Mosers aus der niederländischen Kunst herleiten wollte, und auch Burckhardt nahm bloß den Einfluß der französischen Malerei an. Ich glaube aber, daß die (heute wie es scheint aufgegebene) Annahme Bayersdorfers durchaus begründet war, wenn ich auch weit entfernt bin, den französischen Einfluß bei dem Werke Mosers leugnen zu wollen. Auf Oberitalien weist schon, wie mir auch der Restaurator des Altares, Professor Hauser, bestätigte, die Technik. Facius weiß uns von Pisanello zu berichten, daß er »in membranulis« gemalt habe. Der Tiefenbronner Altar ist aber, in Deutschland eine völlig singuläre Erscheinung, auf eine pergamentierte Tierhaut gemalt, die über Eichenholz gespannt ist. Auf Pisanellos Arbeiten weisen auch die Tierstudien Lucas Mosers. Der affenartige Dämon der Steinskulptur auf dem rechten Flügel kann uns an die Affenstudien der Kollektion Vallardi erinnern; dort begegnen wir auch dem Vogel wieder, den bei Moser der Dämon zu würgen scheint. Italiänisch stilisiert ist auch der Drache auf dem Segel des kleinen Schiffes

im Hintergrunde des Meeresbildes, etwa wie in der Kollektion Vallardi der Adler stilisiert ist. Die Landschaftsdarstellung Lucas Mosers, die gar nichts mit der niederländischen gemein hat, steht einer Landschaftsauffassung wie derjenigen des (zweifellos oberitaliänischen) Tondo der Anbetung im Berliner Museum außerordentlich nahe. Das Windspiel, das auf dem Gastmahl des Pharisäers links in der Ecke kauert, finden wir genau in der gleichen Gestalt und der gleichen Stellung links unten auf der Berliner Anbetung wieder. (Damit soll natürlich nicht behauptet werden, daß Moser das Berliner Bild gekannt habe; das Tondo ist wahrscheinlich viel später entstanden als der Tiefenbronner Altar.) Den entscheidenden Beweis aber dafür, daß Lucas Moser selbst in Oberitalien war, bietet eine Entlehnung, die sich oben auf dem Mittelteile findet. Dort sehen wir, in einem Gemach des Palastes sich abspielend, die Erscheinung der hl. Magdalena vor dem König von Marseille. Das Vorbild dieser Darstellnng ist die Erscheinung des hl. Jacobus vor König Ramiro in der Capella San Felice des Domes zu Padua. Auch auf jenem Fresko des Altichiero haben wir den Einblick in das Schlafgemach mit dem schräggestellten Bette, hinter dem der Heilige erscheint. Ähnlich ist die Lage des Schlafenden, der mit halbem Profil auf dem Kissen liegt, dort die Arme verschränkt, hier den einen Arm unter den Kopf gelegt. Auch der Typus des Königs mit dem geteilten Vollbart ist in beiden Fällen der gleiche.

Weniger zu Tage liegend, aber doch meines Erachtens unleugbar ist der italiänische Einfluß bei einem anderen Künstler, der dem Lucas Moser nahesteht und wie er der oberrheinischen Schule zuzurechnen ist, bei Hans von Metz. (Über ihn vergleiche meinen Aufsatz: „Hans von Metz, ein oberrheinischer Maler des 15. Jahrhunderts“ in: Einzelforschungen über Kunst- und Altertumsgegenstände zu Frankfurt am Main, I. Frankfurt am Main 1908, S. 77—85.) Die überraschend gut und lebendig gezeichneten Pferde seines Kreuzigungsbildes im Frankfurter Historischen Museum weisen, wie schon Thode seinerzeit bei einer Besprechung des Bildes hervorgehoben hat, auf den großen Schilderer des Pferdes in Italien, auf Pisanello hin. An diesen lassen auch

die reichen orientalischen Kostüme des Bildes denken. Die Gestalten, die von großem Sinn für Charakteristik und zugleich von hohem Schönheitsgefühl Zeugnis ablegen, scheinen wie von italiänischem Geiste erfüllt. Die Gestalt des Mannes, der auf dem Kalvarienberg links im Hintergrunde zwischen den Kreuzen sichtbar wird, ist im Typus dem einen Reiter auf Pisanellos Fresko vom hl. Georg in St. Anastasia zu Verona nachgebildet. Daß auch bei Hans von Metz wie bei Lucas Moser manche italiänische Elemente durch die französische Kunst vermittelt sein können, macht gerade die engere Heimat dieses Künstlers sehr wahrscheinlich.

Lucas Moser und Hans von Metz bieten immerhin nur vereinzelte Beispiele einer italiänischen Beeinflussung, Beispiele, die wohl auch vereinzelt bleiben würden, wenn das erhaltene Material ausreichend wäre, um uns ein Bild vom Entwicklungsgang der oberrheinischen Malerei zu geben. Dagegen gibt es ein anderes Gebiet der deutschen Malerei, in dem sich italiänischer Einfluß nicht nur vereinzelt in dem einen oder anderen Meister zeigt, sondern in dem der Einfluß Italiens geradezu den Stil und die Entwicklung der Kunst bestimmt: es ist die Frühzeit der Nürnberger Malerei von ihren Anfängen im Beginne des 15. Jahrhunderts bis zum Einsetzen des niederländischen Stiles um die Mitte des Jahrhunderts.

Die Anfänge der Nürnberger Malerei wurzeln in der von Karl IV. zur Blüte gebrachten böhmischen Kunst. Aber schon der erste große Maler in Nürnberg, der in seiner Kunst die mittelalterliche Befangenheit der bloßen Flächendekoration überwand, der Meister der vor einigen Jahren aufgedeckten Ursula-Legende in der Moritzkapelle, vereinigt mit seiner zweifellos böhmischen Schulung bereits Eindrücke der italiänischen Kunst. In einem Fresko der Paulus-Legende in der Sebalduskirche, das vielleicht der Hand, jedenfalls aber der Werkstatt dieses Meisters der Moritzkapelle zuzuweisen ist, finden wir Eindrücke der Fresken Altichieros und Avanzos verarbeitet; ja die Gestalt des Landpflegers in der Gerichtsszene ist dem zu Rate sitzenden König Ramiro in der Capella San Felice im Dom zu Padua unmittelbar nachgebildet.

Auch der Meister des Imhof-Altares, mit dem

der große neue Stil in der Nürnberger Malerei beginnt und der ebenfalls noch von der böhmischen Kunst entscheidende Eindrücke empfangen hat, muß gleichfalls in Oberitalien und zwar in Venedig gewesen sein. In seiner Krönung des Imhofschen Altares hat er das Inkoronations-Schema der frühen Venezianer übernommen. Seine Bambini sind nicht die plumpen und schweren der böhmischen Kunst, die wir sonst wohl in der Nürnberger Malerei finden, sondern die leichten und feinen des Gentile da Fabriano und auf einem Epitaph der Sebalduskirche, dem Imhof-Rothflasch-Epitaph hat er in seinem hl. Nikolaus geradezu einen Heiligen des Gentile kopiert.

Auch der Meister des Bamberger Altares, der in dem erschütternden Werke des Münchener Nationalmuseums die gewaltigste Darstellung der Kreuzigungstragödie im 15. Jahrhundert gegeben hat, auch er ist in seiner großen Kunst entscheidend von Oberitalien beeinflußt. Sein Stil, ausgesprochenermaßen der Stil eines Wandmalers, gemahnt uns an den Stil der Fresken Oberitaliens. Seine Frauentypen, die die Nürnberger Malerei übernommen hat, scheinen aus den Frauentypen des Altichiero heraus entwickelt. Sein Crucifixus, seine Magdalena sind völlig giottesk. Auch das von Giotto ausgebildete Motiv, eine ragende Wand von Lanzen zu benutzen, um den Eindruck einer großen Kriegerschar hervorzurufen, hat der Meister des Bamberger Altares übernommen.

Ganz unter dem Eindruck Italiens steht der Meister, in dem die Frühzeit der Nürnberger Malerei ihre Vollendung und ihren Abschluß findet, der größte unter den Vorgängern Dürers, Hans Peurl. (Über diesen Meister, den man früher den „Meister des Tucherschen Altares" nannte, vergleiche mein Buch: Die Anfänge der Tafelmalerei in Nürnberg, Straßburg 1908.) Der große zum Venezianer gewordene deutsche Maler Giovanni d'Alemagna hat seine Kunst entscheidend bestimmt. Die Züge wie die Gewandung der Madonnen Giovannis finden wir in der hl. Kunigunde des Ehenheim-Epitaphs in St. Lorenz zu Nürnberg und in dem Schutzmantelbild des Abtbischofs Ulrich Kötzler in der Klosterkirche zu Heilsbronn, den beiden frühen Hauptwerken Peurls, wieder.

Auf dem Tucher-Altare, dem Hauptwerke der frühen Nürnberger Malerei, das Hans Peurl in Gemeinschaft mit einem nicht von Italien her beeinflußten Nürnberger Maler, dem Meister des Haller-Altares, geschaffen hat, erkennen wir in den Aposteln des Auferstehungsbildes, das von der Hand Peurls stammt, die Gestalten der Heiligen und Kirchenväter des Paradiso Giovannis in San Pantaleone zu Venedig. Die Kirchenväterdarstellung des Tucher-Altares, gleichfalls von der Hand Peurls, schließt sich an die Kirchenväterdarstellung an der Kanzel von San Fermo in Verona an. Das Verkündigungsbild, obgleich in der Ausführung von der Hand des Haller-Meisters, kopiert in der Komposition des Ganzen und im Typus der Verkündigungsengel den Verkündigungsaltar des Lorenzo Veneziano (heute in der Accademia zu Venedig). Die beiden herrlichen Gestalten des hl. Veit und des hl. Leonhard auf dem Tucherschen Altare, die größten Schöpfungen Peurls und die größten Schöpfungen der Nürnberger Malerei vor Dürer überhaupt, sind die überwältigenden Zeugnisse einer Kunst, die deutschen Geist mit italiänischer Formensprache verband. Der hl. Veit hat seine unmittelbaren Verwandten in Venedig auf dem Altarwerk Giovannis in San Zaccaria. Der hl. Leonhard aber gesellt sich jenen großen, in sich beruhenden Gestalten, die die venezianische Kunst von den Tagen Giovannis d'Alemagna bis auf Giovanni Bellini immer von neuem gebildet. Auf seinem spätesten Werke, dem kleinen Passionsaltärchen der Johannis-Kirche, gibt Peurl geradezu eine Sammlung italiänischer Eindrücke. Er malt die Kuppeln von San Marco, er bildet die Vorhalle der Markus-Kirche nach, er bringt antike Rüstungen und Helme, ja sogar Cäsarenporträts im Stile antiker Medaillen. Seiner Landschaftsdarstellung mag eine ähnliche Landschaftsauffassung zugrunde liegen, wie auch der Darstellung Lucas Mosers.

Schließlich ist auch der Meister des Löffelholzschen Altares, mit dem die niederländische Landschaft ihren Einzug in der Nürnberger Kunst hält und der den Übergang bildet zur niederländischen Periode, in der Komposition wie in der Typenbildung noch ein Schüler der Italiäner. Den Thron des Kaisers Maxentius auf seiner Katharinen-Legende in der Lorenz-Kirche verziert er mit italiänischen Putten, und

seiner Anbetung, ebenfalls in St. Lorenz, legt er die berühmte Dreikönigsdarstellung Gentile da Fabrianos (jetzt in der Accademia zu Florenz) zugrunde.

Daß bei den regen Beziehungen zwischen italiänischer und deutscher Kunst die italiänische Kunst nicht allein die gebende gewesen ist, wird durch den zweifellos anzunehmenden Aufenthalt deutscher Maler in Italien und durch die mannigfachen sich daraus ergebenden persönlichen Beziehungen von vornherein sehr wahrscheinlich gemacht. Man hat schon auf die deutschen Elemente in der oberitaliänischen Kunst, bei Stefano da Zevio und selbst bei Pisanello, hingewiesen. Lionello Venturi hat in seinem Buche über die Ursprünge der venezianischen Malerei mit Recht wieder die Bedeutung dieser Einflüsse, die er von Köln herleiten möchte, hervorgehoben. In der Tat ist es unbestreitbar, daß Oberitalien formal wie technisch Bedeutsames von Deutschland empfangen hat; nur scheint mir die schwerere, tiefere Farbengebung der oberitaliänischen Malerei mehr auf oberrheinische Maler vom Schlage des Paradiesesgarten-Meisters, Lucas Mosers oder Hans' von Metz hinzuweisen, als auf die lichtfarbigen Kölner. Die Forschungen Ludwigs und Paolettis haben uns über den Aufenthalt zahlreicher deutscher Maler in Venedig urkundliche Nachricht gegeben. Deutschland hat Venedig den größten Maler seiner Frühzeit, Giovanni d'Alemagna, geschenkt. Man hat sich gewöhnt, in diesem einen Emissär der kölnischen Kunst zu sehen. Ich möchte dem gegenüber eher annehmen, daß er gleich dem von ihm beeinflußten Peurl aus der Nürnberger Kunst hervorgegangen, daß somit auch seine Kunst ein Zeugnis ist für die engen künstlerischen Beziehungen zwischen Nürnberg und Venedig.

Indem Albrecht Dürer, im Besitze der von den Niederlanden her vermittelten künstlerischen Bildung seiner Zeit, sich nach Venedig wandte, hat er die alten Traditionen der Nürnberger Malerei wieder aufgenommen. Was Italien für seine Kunst geworden ist, braucht hier nicht auseinandergesetzt zu werden. Was vollends Italien für den größten deutschen Maler, für Mathias Grünewald bedeutet, bringt uns die fortschreitende Erkenntnis der Kunst dieses Meisters immer mehr zum Bewußtsein.

Kommunale Säuglingsfürsorge.

Von Dr. med. Wilhelm Hanauer, prakt. Arzt in Frankfurt a. M.

Während dank der Fortschritte der Hygiene und der Sozialpolitik in den letzten fünfzig Jahren die allgemeine Sterblichkeitsziffer eine ständig sinkende Tendenz aufweist, ist es allein das Säuglingsalter, das von diesen Errungenschaften unberührt geblieben ist. So fiel die Sterblichkeit der Übereinjährigen in Preußen von 22,2 auf 1000 Einwohner in den Jahren 1851/60 auf 14,8 in den Jahren 1891/1900, die Sterblichkeit der Säuglinge aber betrug in den gleichen Perioden in Preußen 19,7 und 20,3. Es ist demnach hier nicht eine Abnahme, eher sogar eine Zunahme zu verzeichnen.

Es sterben in Deutschland jährlich von zwei Millionen Neugebornen zirka 400 000 Kinder vor Vollendung des ersten Lebensjahres, was einer Mortalitätsziffer von zirka zwanzig entspricht. Die enorme Höhe der Säuglingssterblichkeit in Deutschland wird klar durch den Vergleich mit anderen Ländern. Beträgt doch die Säuglingssterblichkeit in Norwegen nur 9,7, in Schweden 10,2, in der Schweiz 14, in England 15, in Italien 17. Höher ist dieselbe bloß in Österreich-Ungarn und in Rußland, Deutschland rückt also in dieser Hinsicht in bedenkliche Nähe dieser weniger kultivierten Staaten heran.

Nun ist aber die Frage der Kindersterblichkeit nicht nur eine Frage der Kultur und der Humanität, sondern sie ist auch eine nationalökonomische Frage. Abgesehen von dem Verlust, welchen die Wehrkraft und die Wirtschaftskraft eines Staates durch dieselbe erleidet, bedeutet die hohe Säuglingssterblichkeit einen sehr hohen Ausfall am Nationalvermögen. Denn bewertet man nur die Kosten eines jeden gestorbenen Säuglings für Verpflegungs-, Krankheits- und Beerdigungskosten, für Verdienstausfall der Mutter vor und nach der Geburt auf 100 Mark, so beziffern sich die Verluste, welche Deutschland aus der Säuglingssterblichkeit erwachsen, auf jährlich 40 Millionen Mark.

Was die Ursachen der hohen Säuglingssterblichkeit anlangt, so müssen diese nach dem soeben Dargelegten in Umständen zu suchen sein, welche den Säugling selbst betreffen, in Verhältnissen, die von den modernen sozialen und hygienischen Bestrebungen, die mit Erfolg die allgemeine Sterblichkeit herabsetzen, gänzlich unberührt geblieben sind. Diese Umstände können also nur die Pflege und Ernährung des Säuglings betreffen und zwar vor allem der Säuglinge der weniger bemittelten Volksklassen. Denn bringt man die gestorbenen Säuglinge in Beziehung zu den Vermögensverhältnissen ihrer Eltern, so ergibt sich, daß die Säuglingssterblichkeit bei den Begüterten eine sehr geringe ist, sehr groß ist sie dagegen bei den unbemittelten Schichten. Sie ist demnach eine eminent soziale Erscheinung und soziale Momente spielen bei ihrer Entstehung eine dominierende Rolle.

Die Hauptursache der großen Säuglingssterblichkeit ist das Fehlen der natürlichen Ernährung an der Mutterbrust, die überhand nehmende Fütterung mit mehr oder minder guter Kuhmilch und sonstigen Ersatzprodukten. Bei künstlich ernährten Kindern ist die Sterblichkeit 7mal so groß wie bei natürlich ernährten. Unter 100 gestorbenen Kindern finden sich nur 10, die an der Brust genährt wurden. Daß die künstliche Ernährung die Schuld trägt an der hohen Säuglingssterblichkeit, wird auch durch den Umstand bewiesen, daß die Todesfälle an Magen- und Darmkatarrh, die letzte Ursache der hohen Säuglingssterblichkeit, fast nur künstlich ernährte Säuglinge betreffen, daß die Todesfälle sich nur in heißer Jahreszeit häufen und im Juli bis September den sog. Sommergipfel erreichen, der in Ländern, wo die Säuglinge sich vorwiegend der Brustnahrung zu erfreuen haben, unbekannt ist. Charakteristischer Weise trifft man die gehäuften Todesfälle an Darmkatarrh nur bei den künstlich genährten Kindern der unteren Klassen, die besser situierten Klassen wissen ihre Kinder davor zu schützen, obwohl die künstliche Ernährung bei ihnen nicht weniger verbreitet ist. Die Ursachen des Nichtstillens sind in den meisten Fällen Gleichgültigkeit der Mutter, in vereinzelten Fällen auch Krankheit derselben und physische Unfähigkeit, auch soziale Momente spielen mit herein, wie Fabrikarbeit der Mütter, doch wird dies nur in großen

Industriegegenden, wie in den sächsischen Bezirken mit zahlreichen Textilfabriken von besonderer Bedeutung.

Von erheblichem Einfluß auf die Höhe der Säuglingssterblichkeit sind dagegen die Wohnungsverhältnisse. In engen, überfüllten, überhitzten und schlecht gelüfteten Wohnungen ist die Säuglingssterblichkeit besonders groß, namentlich bei künstlicher Ernährung, weil in diesen Wohnungen die Milch besonders leicht verdirbt. Von Einfluß ist ferner die Kinderzahl, die Häufigkeit der Geburten in der Familie. Je mehr Kinder in einer Familie geboren werden, je rascher sie namentlich aufeinander folgen, desto weniger kräftig sind sie von vornherein entwickelt, desto weniger Nahrung kommt in ärmeren Familien auf das einzelne Kind, desto weniger Sorgfalt kann auch auf dessen Pflege verwendet werden.

Neben der Ernährung ist nämlich bei den jungen Kindern die Pflege ausschlaggebend für ihr Gedeihen. Durch Unkenntnis der rationellen Pflegemethoden und Befangensein in veralteten Vorurteilen werden jahraus jahrein leider noch Hekatomben von Säuglingen dem sicheren Tod überliefert.

Es fragt sich nun, soll gegen diese übermäßige Säuglingssterblichkeit vorgegangen werden, wer soll dagegen vorgehen und in welcher Weise soll gegen dieselbe angekämpft werden?

Es war eine Zeitlang die Theorie maßgebend, daß die große Säuglingssterblichkeit eine Selbsthilfe der Natur bedeute, da nur die schwächlichen Kinder weggerafft würden, durch die Auslese daher nur die kräftigen am Leben blieben. Eine Bevölkerung mit hoher Kindersterblichkeit würde demnach eine niedrige Sterbeziffer der Kinder im höheren Alter, eine niedrige Tuberkuloseziffer und eine höhere Militärtauglichkeitsziffer aufweisen. Das Unrichtige dieser Behauptung ist durch die medizinische Statistik, unter andern von Prinzing, jedoch längst dargetan worden. Die Kindersterblichkeit wirkt nicht rassenveredelnd, sondern vielmehr verschlechternd auf die Rasse, indem die Momente, welche die hohe Mortalitätsziffer bedingen, also vor allem Ernährungsstörungen auch auf die überlebenden Kinder nachwirken, dieselben schwächen und sie ein Opfer der Englischen Krankheit und anderer Konstitutions-

anomalien werden lassen. Die öffentlichen Gewalten haben daher durchaus keine Veranlassung, vom bevölkerungspolitischen Standpunkt die Säuglingssterblichkeit als etwas Erwünschtes zu betrachten, sie müssen vielmehr energisch dagegen eingreifen, und wenn bis jetzt so wenig im Kampfe gegen die Kindersterblichkeit geschehen ist, so liegt es nur daran, daß Staat und Kommune bisher sich nicht in der wünschenswerten Weise an diesem Kampfe beteiligt haben. Was geschehen ist, ist meist der Privatinitiative zu verdanken, aber aus Mangel an den notwendigen Mitteln konnte auch diese nur wenig Erfolgreiches leisten. In erster Linie berufen hier einzugreifen, ist der Staat, er hat das größte Interesse daran, daß seine Bevölkerung nicht abnehme, sondern zunimmt im Interesse seiner Wehrkraft und seiner wirtschaftlichen Stellung auf dem Weltmarkt. Das Problem der Säuglingssterblichkeit gewinnt aber gerade für Deutschland erhöhte Bedeutung, weil hier die Geburtenziffer in den letzten Jahren ständig sinkt. Von einer Übervölkerung kann übrigens so lange nicht gesprochen werden, als ständig immer noch ausländische Arbeitskräfte Verwendung finden. — Neben dem Staat muß die Kommune gegen die Säuglingssterblichkeit ankämpfen, weil sie als Organ der öffentlichen Wohlfahrt überall da eingreifen muß, wo der einzelne sich nicht selbst helfen kann. Die Kosten, welche den Gemeinden dadurch erwachsen, sind übrigens nicht so hoch, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat. Denn jetzt geben die Gemeinden schon erhebliche Summen für die Verpflegung kranker Säuglinge, sowie für die Kosten der Beerdigung der gestorbenen aus. Diese Summen werden aber gespart, wenn die Prophylaxe der Säuglingssterblichkeit besser dotiert wird.

Da, wie wir gesehen haben, die Säuglingssterblichkeit eine soziale Erscheinung ist, so werden alle Einrichtungen zur Besserung der sozialen Verhältnisse auch imstande sein, die Kindermortalitätszahlen zu bessern. So vor allem die Erhöhung der Arbeitslöhne, damit die Frauen nicht mehr nötig haben, in die Fabrik zu gehen, sondern sich ihren Kindern widmen können. Verbesserung der Wohnungsverhältnisse und der Trinkwasserversorgung, da auch schlechte Trinkwasserverhältnisse und erhöhte Säuglingssterblichkeit coincitieren.

Bessere Ausbildung der Frauen der unteren Stände in der Kinderpflege durch Fortbildungsunterricht und Haushaltungsschulen, aber auch durch besondere Kurse wie Vorträge über Säuglingspflege und Ausgabe von Merkblättern durch die Standesämter sind durchaus notwendig. Was die speziellen Maßnahmen der Säuglingsfürsorge anlangt, so können diese hier nur programmatisch skizziert werden; sie haben bereits vor der Geburt des Säuglings einzusetzen. Eine rationelle Schwangerschaftshygiene muß Mutter und das noch ungeborene Kind schützen. Um den Schwangern, namentlich ledigen Standes, die in den letzten Monaten der Schwangerschaft oft die nötige Unterkunft entbehren, eine solche zu verschaffen, müssen die Kommunen Zufluchtshäuser errichten, die spärlich vorhandenen, die meist von der christlichen Charitas errichtet wurden, genügen dem Bedürfnis bei weitem nicht und entsprechen auch nicht den sozialhygienischen Anforderungen. Ohne kommunale Unterstützung können sie sich meist auf die Dauer auch nicht halten, wie das Beispiel von Solingen-Haan bewiesen hat. Den schwangeren Müttern ist eine ausreichende Schwangerenunterstützung zu gewähren, damit sie nicht nötig haben, bis an das Ende der Schwangerschaft schwere und ihnen und ihrem Kinde schädliche Arbeit zu verrichten. Dies könnte am besten im Rahmen einer Mutterschaftsversicherung geschehen.

Da wir gesehen haben, daß dem massenhaften Hinsterben fast ausschließlich nur die künstlich genährten Säuglinge zum Opfer fallen, so dreht sich die ganze Frage der Säuglingsfürsorge in erster Linie darum, den Kindern in möglichst ausgedehntem Maße die Mutterbrust zu sichern. Das Stillen hat leider in Deutschland in allen Volksschichten abgenommen, aber es ist nicht physische Unmöglichkeit, durch welche die Mutter vom Selbststillen ihrer Kinder abgehalten wird, sondern meist ist es Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit, und in einer relativ nicht sehr erheblichen Anzahl sind es soziale Gründe, wenn die Mutter tagsüber außerhäuslich beschäftigt ist. Wie durch zahlreiche Untersuchungen einwandsfrei festgestellt ist, sind ca. 90 % der Mütter in der Lage, ihre Kinder zu stillen, während tatsächlich in Deutschland die Stillfrequenz vielleicht 50 % beträgt. Natürlich kommt es dabei auch auf die Still-

dauer an, und die Lebensbedrohung ist für den Säugling um so geringer, je länger dieselbe dauert. Durch Belehrung der Frauen über die Notwendigkeit des Stillens, durch die Propaganda der Ärzte und Hebammen kann hier viel genützt werden. Die Gemeinden können hier förderlich eingreifen, wenn sie armen Müttern, die ihre Kinder selbst stillen, zum Ersatz des Lohnausfalles und um ihnen eine bessere Ernährung zu ermöglichen, Stillunterstützungen gewähren; derartige Stillprämien sind in einer Anzahl von Städten eingeführt worden; natürlich muß die Zahlung derselben an eine regelmäßige Kontrolle geknüpft werden. Frauen, die tagsüber zur Arbeit gehen und ihre Kinder in Krippen unterbringen, sollte die Möglichkeit gegeben werden, ihr Kind in der Krippe mehrmals zu stillen; derartige Stillkrippen dürfen daher nicht allzu weit von den Arbeitsstellen entfernt errichtet werden. — Daß bei den unehelichen Kindern die Sterblichkeit noch viel größer ist wie bei den ehelichen, ja oft das Doppelte beträgt, beruht, abgesehen davon, daß diese Kinder meist von vornherein schwächlicher zur Welt kommen wie die ehelichen, darauf, daß sie die Mutterbrust fast durchweg entbehren müssen. Die uneheliche Mutter, die in einer Anstalt entbunden hat, muß diese am zehnten Tag verlassen, um entweder bald wieder ihre Arbeit aufzunehmen oder eine Stelle als Amme anzunehmen. Ihr Kind aber wird bei einer Pflegemutter untergebracht. Hier macht sich die Notwendigkeit gebieterisch geltend, das Kind noch einige Zeit bei seiner Mutter zu lassen, damit sie es stille und die wahre Mutterliebe bei ihr zur Entwicklung komme. Daher müssen die Kommunen Säuglingsasyle gründen, in welche die Mütter mit ihren neugeborenen Kindern aufgenommen und einige Monate verpflegt werden. Von diesen Müttern können auch mutterlose und kranke Säuglinge, die der Muttermilch bedürfen, mitgestillt werden, und mit dem Asyl kann ein Ammenbureau verbunden werden.

Wenn das Selbststillen nun durch die eben geschilderte Propaganda auch noch so sehr zugenommen haben wird, so werden doch immer noch zahlreiche Kinder übrig bleiben, die auf künstliche Ernährung angewiesen sind. Für diese muß eine gute Kuhmilch beschafft werden. Aufgabe der Kommunen ist es daher, für eine gute, unverdorbene Kindermilch

zu sorgen und diese zu einem Preise zur Verfügung zu stellen, der auch für die ärmeren Volksklassen erschwinglich ist. In allen größeren Städten wird eine sogenannte Vorzugs-Kindermilch oder Kurmilch produziert, die den Anforderungen, welche man an die Säuglingsernährung zu stellen hat, durchaus entspricht, sie hat nur den Fehler, daß sie für den kleinen Mann zu teuer ist, kostet doch der Liter einer derartigen Milch 50 Pf. und noch mehr. Hier müssen die Kommunen eingreifen und die Differenz zwischen den Kosten der gewöhnlichen Marktmilch und der Vorzugsmilch aus dem eigenen Säckel drauflegen. Abgesehen davon ist es Aufgabe der örtlichen Polizeiverwaltungen, durch entsprechende Milchregulative dafür zu sorgen, daß schon die Marktmilch durch ihre hygienische Beschaffenheit auch für die Säuglingsernährung verwendet werden kann. An die Kurmilch sind erhöhte Anforderungen zu stellen. Für eine gute Kontrolle der Markt- und der Kurmilch ist Sorge zu tragen. Wenn eine Milch als „Kindermilch" bezeichnet werden soll, so darf sie nur von sorgfältig ausgewählten Tieren stammen, die tierärztlich untersucht sind und dauernd unter tierärztlicher Kontrolle stehen. Sie müssen der Tuberkelnprüfung unterworfen werden. Hinsichtlich der Fütterung, der Stallhygiene und der Hygiene des Melkpersonals sind besondere Anforderungen zu stellen, ebenso muß die Kurmilch bezüglich Säuregrades, Temperatur und Schmutzgehalt höheren Anforderungen entsprechen, wie die gewöhnliche Marktmilch.

Die Kommunen können nun die Säuglingsmilchversorgung in der Weise in die Hand nehmen, daß sie selbst Musterställe errichten und die Milch produzieren, sie können aber auch mit Produzenten Verträge abschließen, daß diese die Kindermilch, die von einer gewissen Beschaffenheit sein muß, den Konsumenten zu einem billigeren Preise liefern, wobei die Stadt für jeden Liter eine bestimmte Summe zuzahlt. Die Kommune kann aber auch die Milch von den Produzenten selbst erwerben und sie in besonderen Anstalten, den Milchküchen, vor der Ausgabe an das Publikum einer weiteren Verarbeitung unterwerfen. Diese Milchküchen haben in vielen Städten Eingang gefunden und vorbildlich ist namentlich die städtische Milchküche in Köln geworden, sowohl hinsichtlich

des Umfangs der Leistungen wie der besonders guten Beschaffenheit der Milch. Die weitere Verarbeitung der Milch in der Milchküche besteht darin, daß man die Milch sterilisiert und in trinkfertige Portionen abfüllt. Das letztere ist deswegen notwendig, weil die Gefahr besteht, daß auch die beste Milch in den Wohnungen der armen und unerfahrenen Bevölkerung nachträglich verunreinigt wird, daß es also darauf ankommt, die nachträglichen Verunreinigungen zu verhüten, indem man diesen Frauen eine gebrauchsfertige Milch zur Verfügung stellt. Berechtigt zum Bezuge dieser Milch sind alle Einwohner, deren Einkommen eine gewisse Grenze nicht überschreitet, manchmal sind für die Milch verschiedene Preise je nach der Einkommensklasse festgesetzt, im allgemeinen darf die städtische Kindermilch den Preis der Marktmilch nicht überschreiten.

Das ganze Säuglingsfürsorgewesen sollte in jeder Stadt in einer Mutterberatungsstelle oder Säuglingsfürsorgestelle zentralisiert sein. Diese muß unter Leitung eines Arztes stehen, dem weibliches Hilfspersonal zur Seite steht, um seine Anordnungen auszuführen, die Wohnung, die Pflege und Ernährung des Kindes zu kontrollieren und der Mutter mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Dem Arzte liegt die Propaganda des Selbststillens ob, die Verteilung der Stillprämien, sowie die Kontrolle der unterstützten Frauen. Den Milchküchen muß eine derartige Beratungsstelle unter allen Umständen zur Seite stehen, weil sonst die Gefahr vorhanden ist, daß bei Lieferung einer einwandsfreien Kindermilch das Selbststillen notleidet. Bei künstlicher Ernährung des Säuglings hat der Arzt Quantität und Qualität der Nahrung zu bestimmen, die Mutter über die Art der Ernährung der Kinder, Zubereitung der Nahrung u. s. w. zu belehren. Die Kinder werden in bestimmten Zwischenräumen in die Fürsorgestellen verbracht, dort kontrolliert und gewogen. Nur an gesunden Kindern wird Rat erteilt, Kranke sind von der Beratung strenge ausgeschlossen.

Spezielle Schutzmaßnahmen sind für die in besonderem Maße gefährdeten unehelichen Kinder notwendig. Nach dem bewährten Vorbild von Leipzig, Danzig, Posen ist das beste System der Beaufsichtigung derselben ein solches, das sich

aus den drei Komponenten: Ziehkinderarzt, besoldete weibliche Aufsichtskräfte und Generalvormundschaft zusammensetzt.

Für kranke Säuglinge ist die Errichtung besonderer kommunaler Säuglingskrankenhäuser notwendig, in welchen die Ernährung durch Ammenmilch gewährleistet wird. Leider sind solche Anstalten bis jetzt nur ganz vereinzelt errichtet worden.

So hätten wir das Programm skizziert, das zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im allgemeinen und seitens der Städte im besonderen durchgeführt werden muß, soll endlich einmal die abnorm hohe Kindersterblichkeit, dieser Schandfleck unserer Kultur, auf ein erträgliches Maß zurückgeführt werden. Die Erfolge, die mit den für notwendig erkannten Maßnahmen erzielt wurden, nämlich die zahlenmäßig festgestellte Herabsetzung der Säuglingsmortalität zeigen, daß wir auf dem rechten Wege sind. Mehr wie bisher werden die Kommunen auf diesem Gebiete leisten müssen, und dies wird dann der Fall sein, wenn einmal die Vorstellung durchgedrungen sein wird, daß, wie auf jedem anderen Gebiete der öffentlichen Fürsorge, auch auf dem Gebiete der Säuglingsfürsorge die Städte mit eigener Initiative voranzugehen haben, und daß es nicht mehr angängig ist, den öffentlichen Kinderschutz ausschließlich privaten humanitären Bestrebungen zu überlassen.

Zur Methode preisgeschichtlicher Forschung.

Von Dr. Karl Bräuer.

Die Geschichte der Preise bietet das wichtigste Hilfsmittel, die Geschichte der Lebenshaltung zu erforschen. Angesichts der Wichtigkeit des Gegenstandes sollte auf die Erörterung preisgeschichtlicher Methoden viel mehr Gewicht gelegt werden, als das bisher geschehen ist, ihre Ergebnisse müßten viel mehr Gemeingut der Historiker werden. Man würde dann auch nicht mehr so häufig in sonst wertvollen historischen Arbeiten auf ganz naive Verwendung preisgeschichtlicher Daten stoßen, die den Wert der Untersuchungen bedeutend herabsetzen. Ganz besonders muß jeder, der sich mit wirtschaftsgeschichtlichen Dingen beschäftigt, die Wichtigkeit des Problems empfinden. Nahezu alle Dokumente, die er aufschlägt, enthalten Preisnotizen, und nur zu oft findet er Anlaß, Vergleiche mit der Gegenwart anzustellen.

Aufgabe, Quellen.

Lamprecht schreibt der Preisgeschichte die Aufgabe zu, „das jeweilige Schwanken der wirtschaftlichen Werte an einem durch alle Zeiten möglichst konstant bleibenden Wertfaktor zu messen“. Diese Fassung erscheint jedoch zu eng. Sie paßt eher auf die historische Preisstatistik, d. h. die statistische Verarbeitung der den Quellen entnommenen Preisnotizen, trifft aber nicht das Wesen der Preisgeschichte. Diese darf sich nicht damit begnügen, die jeweiligen Schwankungen festzustellen, ihre Hauptaufgabe ist es vielmehr, die Ursachen dieser Schwankungen aufzudecken.

Naturgemäß fließen die Quellen der Preisgeschichte für mittelalterliche Zeiten recht spärlich. Das gilt insbesondere für die erste Hälfte des Mittelalters, die ja noch tief in der Naturalwirtschaft steckt. Dagegen besitzen wir vom sechzehnten Jahrhundert ab ein massenhaftes preisstatistisches Material, das noch der Verarbeitung harrt. Eine Menge von Rech-

nungen über den Bau von Kirchen, Rathäusern, Stadtmauern, zahlreiche Rechenbücher amtlichen und privaten Ursprungs, Akten der Stiftungen und Klöster usw. sind uns erhalten, die uns wertvolle Aufschlüsse über die Bewegung der Preise liefern.

Eine weit verbreitete Auffassung legt nun den Quellen privatwirtschaftlichen Ursprungs eine sehr untergeordnete Bedeutung bei, die ihnen in der Tat nicht gerecht wird. Auch Wiebe betont in seiner, besonders im kritischen Teile so vorzüglichen Arbeit, daß „nur die in Quellen amtlichen Ursprungs aufgeführten Einzelpreise" dem preisstatistischen Material zugezählt werden könnten. Darin liegt eine unzulässige Übertreibung und eine Verkennung des für die Preisgeschichte geradezu hervorragend wichtigen Materials, das in den Haushaltungsbüchern und den Handlungsbüchern früherer Zeiten verborgen ruht. Leider haben sich gerade von den älteren Haushaltungsbüchern nur wenige bis auf unsere Zeit erhalten, sie können daher nur als Ergänzung anderer Quellen in Betracht kommen.

Methodologische Grundsätze.

Für preisgeschichtliche Untersuchungen sind einige Grundsätze von so hervorragender Bedeutung, daß bei Nichtberücksichtigung ihre Resultate nur einen geringen Wert beanspruchen können.

Als wichtigster Grundsatz ist an die Spitze zu stellen: Nur wirklich gezahlte Preise sollen berücksichtigt werden.

Gegen diesen elementaren Grundsatz wird leider nur zu oft gesündigt, was sich zum Teil aus der Überschätzung amtlicher Quellen erklären läßt. Gewiß ist in den meisten Fällen das amtliche Material als zuverlässiger zu bezeichnen, allein es gibt auch Fälle, in denen die Bevorzugung amtlicher Quellen in der Tat irreführend ist. Das ist insbesondere dann der Fall, wenn die amtlich festgesetzten Preise nur Durchschnittspreise oder vielleicht gar nur geschätzte sind.

Insbesondere ist es auch unzulässig, die in obrigkeitlichen Taxordnungen enthaltenen Preisnotizen ohne Einschränkung zu verwenden, wie dies nicht selten geschieht. Wenn die Behörde den Preis festsetzt, so ist doch damit noch nicht ge-

sagt, daß der Verkehr diese Fesseln nicht sprengt. In der Tat findet man auch bei Durchsicht der Strafregister, daß die Vorschriften trotz hoher Strafen häufig genug übertreten wurden. Erwägt man nun, daß diese Taxen in vielen Fällen nur die Obergrenze der Preise gegenüber dem kaufenden Publikum darstellen, so ergibt sich, daß diese preisgeschichtlichen Quellen nur mit großer Vorsicht benutzt werden können.

Dagegen handelt es sich bei älteren Haushaltungsbüchern und Handlungsbüchern um wirklich bezahlte Preise. Darin liegt der große Wert dieser Quellen für die Preisgeschichte. Sind die Bücher während mehreren Jahren geführt, dann wiederholen sich die Preisangaben so oft, daß sie in der Regel einen zuverlässigen Anhaltspunkt zur Beurteilung des Preisniveaus bieten.

Als weiterer Grundsatz ist die Forderung zu erheben, preisgeschichtliche Untersuchungen rein lokal aufzubauen.

Das gilt ganz besonders für mittelalterliche Zeiten. Die mittelalterliche Stadt war ein nach außen hin abgeschlossenes, autonomes Wirtschaftsgebiet; deshalb erfolgte die Preisbildung durchaus selbständig und unabhängig von den übrigen Märkten. Abgesehen von elementaren Ereignissen, wie Hagelschlag, Mißernte, Hungersnot, Krieg, Pest usw., die natürlich auf allen Märkten ihre Wirkung ausüben, ist die Preisbildung nur von lokalen Faktoren beeinflußt. Vor allem fehlt das preisausgleichende Moment des Verkehrs.

Auch ein anderer Umstand weist gebieterisch auf die Notwendigkeit streng lokalgeschichtlicher Forschung hin. Um die gefundenen Resultate miteinander vergleichen zu können ist es notwendig, alle Gewichts- und Größenverhältnisse auf einen einheitlichen Maßstab zu reduzieren. Zu dieser Reduktion empfiehlt sich, wie schon Luschin von Ebengreuth vorgeschlagen hat, das metrische Maß- und Gewichtssystem. Es ist also festzustellen, was die Elle in Zentimeter, das Pfund und Lot in Kilogramm, die Ohm in Hektoliter ausmacht.

Beim Versuch dieses zu ermitteln ergibt sich nun, daß die Maße und Gewichte, insbesondere in früheren Perioden, aber auch noch viel später, bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein, örtlich durchaus verschieden waren. In diese Klage stimmen alle Historiker ein, die sich mit preisgeschichtlichen Unter-

suchungen beschäftigt haben. Nicht nur von Stadt zu Stadt schwankten die Maße und Gewichte, die Städte führen andere als die zu ihnen gehörigen Landorte, und selbst in ein und derselben Stadt herrschen für die einzelnen Waren von einander verschiedene Maße und Gewichte.

Dieser bunten Mannigfaltigkeit, die allein schon der exakten Ermittelung der Preise fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, ist einzig und allein Herr zu werden durch lokale Untersuchungen. Es ist daher entschieden zu verwerfen, wenn die Preise eines Gegenstandes, ausgedrückt in Maß- oder Gewichtseinheiten früherer Zeiten in natura mit einander verglichen werden. So kann man z. B. den Preis pro Elle in Nürnberg mit dem Preis pro Elle in Mainz, Straßburg oder Speier nicht ohne weiteres vergleichen, denn die Elle war überall verschieden. Man erhält daher erst vergleichbare Größen, wenn man die Ellen auf Zentimeter reduziert.

Eine dritte, nicht minder wichtige Forderung ist die, an die Geschichte der Preise eines Gebietes erst heranzutreten, nachdem eine Münz- und Geldgeschichte vorher geschaffen ist.

Die fast unübersehbare Verwirrung, die das deutsche Münzwesen zum Schmerzenskinde wirtschaftsgeschichtlicher Forschung macht, wird bei den bisher gelieferten Arbeiten fast durchweg unterschätzt. Eine Kenntnis der Münz- und Geldgeschichte ist aber meines Erachtens das Fundament wirtschaftsgeschichtlicher Forschung überhaupt und für den Wirtschaftshistoriker so nötig wie das tägliche Brot. Vollends unentbehrlich ist diese Kenntnis des lokalen Geldwesens für preisgeschichtliche Arbeiten. Eine Preisgeschichte, welche nicht auf eine genaue Kenntnis der zirkulierenden Münzen, ihres Nominal- und Kurswertes, des Wertverhältnisses zwischen Silber und Gold aufgebaut ist, hängt völlig in der Luft und ist als unbrauchbar zu bezeichnen.

Die Schwierigkeit, das Verhältnis zwischen Silber und Gold in mittelalterlichen Zeiten festzustellen, hat Lamprecht veranlaßt, bei seinen Berechnungen diesen Faktor „unschädlich zu machen". Demgegenüber ist hervorzuheben: wir müssen das Wertverhältnis der edlen Metalle zu einander kennen, wir können es für die Preisgeschichte mit dem besten Willen nicht entbehren. Diese Kenntnis können wir uns jedoch einzig

und allein verschaffen durch lokale Untersuchungen, wie es z. B. durch J. Cahn und kürzlich in vorbildlicher Weise durch Harms in seiner Baseler Arbeit geschehen ist.

Weiter möchte ich es als grundlegende Forderung bezeichnen, das den Quellen entnommene preisgeschichtliche Material in größter Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit vor Augen zu führen. Es ist entschieden zu mißbilligen, wenn von manchen Autoren das Material derart gesichtet wird, daß nur bestimmte Gegenstände, vielleicht unentbehrliche Lebensmittel in ihren Schwankungen verzeichnet werden. Es ist eine ganz einseitige und unberechtigte Auffassung der Preisgeschichte, wenn man glaubt, sie solle nur das Mittel liefern, an den wichtigsten Konsumtionsgütern die Kaufkraft des Geldes zu messen. Sie muß vor allen Dingen auch die Voraussetzungen schaffen helfen, die Lebenshaltung vergangener Zeiten klarzustellen, uns Einblicke zu verschaffen in das soziale Getriebe der Vergangenheit. Es gibt keine Preisnotiz, die nicht wichtig genug wäre, in einer Preisgeschichte erwähnt zu werden. Je größer die Mannigfaltigkeit des Materials, desto größer die Möglichkeit, die Bedürfnisse vergangener Zeiten und den zur Deckung dieser Bedürfnisse notwendigen Aufwand zu ermitteln.

Die Reduktion älterer Geldausdrücke und das Problem der Kaufkraft des Geldes.

Die erste Frage, die sich bei der Ermittelung von Preisen früherer Zeiten erhebt ist die: welchem heutigen Geldausdruck würde dieser damals gezahlte Preis entsprechen?

Diese Frage kann sich einmal auf eine Vergleichung der Gewichtseinheiten edlen Metalls beziehen. Zum Beispiel für ein Gut wurde früher a Gulden in Gold gezahlt. Diese a Gulden enthielten so viel Feingold als heute in b Reichsmark enthalten ist.

Nun ist aber die Fähigkeit des Geldes, Güter einzutauschen, nicht immer dieselbe. Im Jahre 1400 konnte man z. B. mit 10 fl. eine ganz andere Menge von Gütern erwerben als im Jahre 1800, die Kaufkraft des Geldes ist inzwischen verändert worden. Die oben gestellte Frage kann

sich also auch darauf beziehen, zu ermitteln, welchem heutigen Geldausdruck der damals gezahlte Preis unter Berücksichtigung der inzwischen veränderten Kaufkraft des Geldes entsprechen würde.

Will man die Preise auseinanderliegender Zeiten mit Bezug auf die veränderte Kaufkraft des Geldes messen, so bedarf man eines Maßstabes, der zu den beiden in Betracht kommenden Zeiten genau derselbe war. In der Literatur lassen sich nach der historischen Aufeinanderfolge insbesondere folgende Versuche zur Lösung dieses Problems nachweisen.

Ein unveränderliches, stets gleichbleibendes Wert- und Preismaß glaubte man in dem

Getreide bzw. Getreidepreis

gefunden zu haben. Es ist bekannt, daß schon Adam Smith den Getreidepreisen diese Fähigkeit beigelegt hat und viele andere sind ihm gefolgt. Das Getreide — so argumentiert man — spielt in der menschlichen Ernährung immer dieselbe bedeutende Rolle. Daher besitzt es die für die Wertmessung erforderliche Stabilität und man kann die Bewegung von Preisen ermitteln, wenn man sämtliche Preise auf Gewichtsquanten Getreide reduziert.

Heute herrscht nun in wissenschaftlichen Kreisen ziemliche Übereinstimmung darüber, daß Getreidepreise als Wertmesser durchaus ungeeignet sind, weil ihnen gerade diese vermeintliche Stabilität gänzlich abgeht. Vor allen Dingen hat das Getreide nicht immer und überall denselben Anteil an der Volksernährung, die Verwendung desselben als Nahrungsmittel ist örtlich und zeitlich durchaus verschieden. Schon die Einführung der Kartoffel hat den Anteil des Getreides an der Volksernährung völlig verschoben. Außerdem ist der von Luschin erhobene Einwand zu berücksichtigen, daß nicht überall dasselbe Getreide zur Nahrung dient und schon deshalb nicht eine bestimmte Getreideart als allgemeines Maß der Werte dienen kann. Schließlich ist auch der Getreidekonsum innerhalb der einzelnen Schichten der Bevölkerung ein ganz und gar verschiedener.

Jeder einzelne dieser Einwände ist schwerwiegend genug, den Getreidepreisen die erwähnte Eigenschaft abzusprechen.

Ihre Verwendung für mittelalterliche Zeiten ist aber schon deswegen unmöglich, weil für diese Periode eine exakte Ermittelung der verwendeten Getreidepreise für immer ausgeschlossen ist (Lamprecht).

Der Versuch eines Gelehrten (Helferich), an den

Weinpreisen

die Bewegung und Entwickelung der Kaufkraft des Geldes zu verfolgen, ist aus gleichen Gründen als gescheitert zu betrachten. Wein spielt in der Bedürfnisbefriedigung eine so geringe Rolle, der Genuß ist örtlich so verschieden, daß die Weinpreise als Wertmesser ohne weiteres ausgeschieden werden können.

Diesen unbrauchbaren Versuchen gegenüber glauben nun andere wieder, einen geeigneten Wertmesser in dem gewöhnlichen

Tagelohn

gefunden zu haben. Der gemeine Tagelohn — so meint man — entspricht überall und zu allen Zeiten genau dem Werte der zum Unterhalt notwendigen Bedürfnisse. Lamprecht hat daher den Tagelohn als ein Wertquantum von ungefähr stets gleicher Größe bezeichnet. Schon vorher hatte Grote einen ähnlichen Gedanken ausgeführt: „Dieses Arbeitsquantum hatte gleichen Wert im Jahre 1500 wie im Jahre 1860 und wenn sein Preis 1500 = 1 g Silber, 1860 aber = 10 g Silber war, so war der Wert des Silbers 1860 um zehnmal geringer als 1500 geworden" (Zit. bei Luschin S. 185).

Gegen diese Auffassung erhebt nun Soetbeer mit Recht schwere Bedenken. Er wendet ein, daß der Geldlohn im Mittelalter selten war und daß dem Arbeiter neben dem Geldlohn Naturalien zugeflossen seien. In der Tat bilden selbst bis tief in die Neuzeit hinein — in manchen Fällen bis zur Gegenwart (landwirtschaftliche Löhne!) — die Naturalien doch einen integrierenden, wenn auch höchst wechselvollen Bestandteil des Lohnes. Lamprecht irrt, wenn er meint, daß diese Naturalien für die Preisbewegung als neben dem Geldlohn bestehende, relativ konstant bleibende Nebenabgaben nicht von Bedeutung seien.

Ferner hat Hanauer in richtiger Weise darauf hingewiesen, daß der Lohn bis zu einem gewissen Grade etwas willkürliches ist. Das trifft nicht nur für gelernte Arbeit zu, sondern auch für den gewöhnlichen Tagelohn. Die zum Unterhalt notwendigen Bedürfnisse begrenzen den Lohn weder nach oben, noch nach unten. Das Lasallesche eherne Lohngesetz hat ja der wissenschaftlichen Kritik nicht standzuhalten vermocht. Wohl ist eine Tendenz des Lohnes, sich dem notwendigen Lebensunterhalt anzupassen, unverkennbar, allein in sehr vielen Fällen führen doch Momente, die von der Befriedigung der Bedürfnisse des Arbeiters ganz unabhängig sind, eine Revolution der Lohnpreise herbei. Der gewöhnliche Tagelohn ist in erster Linie abhängig von den Produktionsverhältnissen, insbesondere der Rentabilität des Betriebes, erhöhtem Angebot (infolge von Arbeitslosigkeit) und Steigerung der Nachfrage (durch Auswanderung, Abwanderung nach anderen Erwerbsquellen), er schwankt aber auch nach Klima, Ort, Jahreszeit usw. Schließlich sind die zum Lebensunterhalt notwendigen Bedürfnisse des Arbeiters ja selber keine konstante Größe.

Einen interessanten Versuch zur Lösung des Problems hat Soetbeer unternommen. Er schlägt behufs Vergleichung auseinanderliegender Zeiten die Bildung von

Preiskomplexen

vor. Einen einigermaßen zutreffenden Maßstab will er dadurch gewinnen, daß er für die verschiedenen Klassen der Gesellschaft den durchschnittlichen jährlichen Verbrauch einer Familie an allen Gegenständen der Ernährung, Kleidung, Wohnung usw. nach ihren durchschnittlichen Preisen taxiert und ihren Gegenwert auf Gewichtsquanten edlen Metalls reduziert.

Gewiß ist von allen bis jetzt betrachteten Hilfsmitteln der Messung von Werten auseinanderliegender Zeiten dieses das konstanteste. Das hat auch Lamprecht zugegeben, der im übrigen dieser Methode nicht zustimmt. Allein eine ganze Reihe wichtiger theoretischer und praktischer Bedenken, die der näheren Betrachtung wohl wert sind, lassen sich gegen den Soeetberschen Vorschlag erheben. Mit Recht hat insbesondere Hanauer darauf hingewiesen, daß der soziale Umbildungs-

prozeß fortwährend im Fluß begriffen ist; die Standesbildung hat die soziale Schichtung derart verschoben, daß es in den meisten Fällen unmöglich sein wird, einen für beide Zeiten gleichartigen sozialen Stand ausfindig zu machen. Auch hier tritt wieder der Umstand störend in den Weg, daß der Arbeiter, der Bürger, der Gelehrte in früherer Zeit ja ganz andere Bedürfnisse hatte und diese Bedürfnisse in ganz anderer Weise befriedigte.

Weit größer gestalten sich jedoch die Schwierigkeiten, wenn man an die praktische Lösung der Frage herantritt. Für ein solches Verfahren fehlt es uns nämlich durchaus an zureichenden Unterlagen. Die Bildung solcher Preiskomplexe setzt eine Kenntnis dessen voraus, was der Repräsentant einer bestimmten sozialen Schicht in beiden zu vergleichenden Zeitpunkten konsumiert hat. Wie aber sollen wir das ermitteln?

Das Minimum dessen, was man feststellen müßte, wären doch die Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Wohnung.

Schon bei der Ermittelung der Arten und Quantitäten der konsumierten Lebensmittel läßt uns diese Methode im Stich. Vielleicht, daß bei den Akten von Stiftungen, Klöstern, Spitälern hie und da Speisezettel gefunden werden, die uns einen Anhaltspunkt für den Konsum einer bestimmten Volksschicht gewähren können. Allein die Auffindung von Speisezetteln nebst Angaben über die Quantität und Qualität der verzehrten Nahrungsmittel für bürgerliche Familien ist schon viel seltener. Die Speisekarten von Hochzeiten und Festlichkeiten, die sich da und dort erhalten haben, weichen von den Mahlzeiten des täglichen Lebens so sehr ab, daß sie nicht gut als Maßstab dienen können.

Ebenso fehlt es uns für die Feststellung des Aufwandes der Kleidung an sicheren Quellen. Auch hier sieht man, wie sehr sich in kurzer Zeit die Bedürfnisse geändert haben, wenn man die Pracht und den Luxus der männlichen Kleidung z. B. des 17. Jahrhunderts mit der relativen Einfachheit der Mode zwei Jahrhunderte später vergleicht.

Noch weniger Unterlagen — wenigstens für weit hinter uns liegende Zeiten — werden wir uns für die Feststellung der Wohnungen und ihrer Mietpreise verschaffen können,

ganz besonders deshalb, weil wir bei etwa festgestellten Mietpreisen in der Regel keine Angaben über die Qualität der betreffenden Wohnung (Anzahl der Räume usw.) finden.

So scheitert diese ganze Methode wie man sieht, daran, daß ihre praktische Durchführung unmöglich ist. Soetbeer selber, der sie aufstellt, hat auf sie in seinen Arbeiten verzichten müssen, denn er verwendete für karolingische Zeiten die Getreidepreise als Wertmesser. Vielleicht hat das Soetbeersche Verfahren etwas mehr Aussicht auf Durchführbarkeit, wenn einmal eine größere Anzahl älterer Haushaltungsbücher ediert sein wird, die uns tatsächlich auf manche der angeschnittenen Fragen Auskunft geben können. Allerdings haben sich diese Quellen, wie es scheint, in geringer Anzahl erhalten und reichen auch nicht genügend weit zurück, sodaß man auch auf sie nicht allzu große Hoffnungen setzen darf.

Nach all den bis jetzt geprüften Wertmaßstäben kommt nun noch besonders in Betracht

das Geld und die edlen Metalle.

Geld ist ja unstreitig der Wertmesser par excellence. Die Edelmetalle haben vor den übrigen Wertmessern den Vorzug voraus, daß sie eine ziemliche Wertkonstanz besitzen. Durch den Gebrauch gehen die edlen Metalle nicht unter; daher ist im Verlauf von Jahrtausenden die Menge derselben so angeschwollen, daß die jährliche Produktion im Vergleich dazu gering ist und daher den Preis verhältnismäßig wenig beeinflußt hat. So ist es zu erklären, daß das Verhältnis von Gold zu Silber viele Jahrhunderte hindurch ziemlich stabil geblieben ist. Angebot und Nachfrage sind bei den Edelmetallen in weit geringerem Maße wirksam, wie bei anderen Waren. Allein die Wirkung von Angebot und Nachfrage darf man auch keineswegs unterschätzen. Es ist ja bekannt, daß die scheinbare Stabilität im Wertverhältnis von Gold und Silber in den letzten Jahrzehnten insbesondere durch Übergang einiger Staaten zur Goldwährung einen gewaltigen Stoß erlitten hat.

Die primitivste Form der Verwendung des Geldes als Preismesser für auseinanderliegende Zeiten ist die einfache Übersetzung der früheren Werte in moderne Geldausdrücke.

Man sagt z. B.: Der Preis eines Gutes betrug im Jahre 1600 x Gulden, was heute einem Wert von y Mark entspricht. Derartige Reduktionen sind trotz fortwährender Warnungen noch heutzutage weit verbreitet, sie können jedoch nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Wenn durch sie eine Wertgleichung zum Ausdruck kommen soll, dann ist sie in jedem Falle falsch.

Nach dem gegenwärtigen, keineswegs befriedigenden Stande des Problems dürfte es sich am meisten empfehlen, die Reduktion älterer Werte in Gewichtseinheiten edlen Metalles vorzunehmen, falls man sich dabei bewußt bleibt, daß hierdurch von allen Übeln nur das kleinste gewählt wird und von einer exakten Wiedergabe gar keine Rede sein kann. Diese Umrechnung ist also nur mit der Einschränkung gestattet, daß man nicht vergißt, daß sich nur ganz approximative Näherungswerte ermitteln lassen, bei der zahlreiche Fehlerquellen zu berücksichtigen sind.

Wenn man sich entschließt, unter diesen Einschränkungen Umrechnungen vorzunehmen, so taucht sofort die Frage auf: Sollen die Werte auf Gold oder Silber reduziert werden? Die Lösung dieser Frage ist abhängig von der Ermittelung der um die betreffende Zeit am betreffenden Orte zirkulierenden Münzen, also dem Zustande der Währung. Über die Frage, ob zu früheren Zeiten Goldwährung, Silberwährung oder Doppelwährung herrschte, gehen die Meinungen weit auseinander. Ganz besonders kontrovers ist diese Frage für das Mittelalter.

Während Lamprecht für das ausgehende Mittelalter „faktische Doppelwährung" annimmt, bestand nach Soetbeer zu dieser Zeit Goldwährnng, nach Hanauer Silberwährung. Je nachdem man sich für den einen oder andern Standpunkt entscheidet, wird man daher die Reduktion in Gold, Silber oder in beiden Metallen zugleich vornehmen.

In neuerer Zeit ist in richtiger Weise darauf hingewiesen worden, daß die mannigfaltigen und vielgestaltigen Vorgänge im Münzwesen früherer Zeiten gar nicht mit dem Begriffe einer bestimmten herrschenden Währung im modernen Sinn identifiziert werden können. Luschin empfiehlt daher, die Reduktion in Gold oder Silber vorzunehmen und in

Klammer das Wertverhältnis der edlen Metalle beizufügen, weil damit die Anhaltspunkte für jede erforderliche Umrechnung gegeben seien. Ebenso hat Harms vorgeschlagen, bei Preisuntersuchungen Gold und Silber als Reduktionsmittel zu wählen. Für die Preise des Kleinverkehrs sei Silber, für den Großverkehr Gold vorzuziehen; wenn man in beiden Metallen reduziere, bleibe es immer möglich, die betreffenden Preise zum Klein- oder Großverkehr in Beziehung zu setzen.

Es wurde bereits oben erwähnt, daß es verfehlt ist, aus den Resultaten solcher Reduktionen allzu wichtige Schlüsse zu ziehen. Man glaube ja nicht, in den Edelmetallen das gesuchte, stets gleichbleibende Wertmaß gefunden zu haben, an dem man mit absoluter Sicherheit die Bewegung der Kaufkraft des Geldes messen kann. Die Schwankungen der Kaufkraft des Geldes sind ebenso abhängig von den Wertveränderungen der Waren als der edlen Metalle.

Eine ganze Reihe von Autoren wollen das allerdings nicht zugeben. Sie behaupten, daß der Wert der edlen Metalle konstant bleibt und Preisänderungen nur auf der Warenseite zu suchen seien. So hat z. B. Launhardt („Mark, Rubel, Rupie“, Berlin 1894, S. 9) das Geld als ein Gut bezeichnet, dessen Menge von dem Preise unabhängig sei. Ähnlich der Knappschen staatlichen Theorie des Geldes hat Launhardt damals ausgesprochen, den Preis des Geldes bestimme der Staat in seinen Münzgesetzen, daher sei der Wert des Geldes unabhängig von der Zu- oder Abnahme der Produktion des edeln Metalls. Das Metermaß — so sagt er — bleibt das gleiche, trotzdem wachsen die Bäume, die mit ihm gemessen werden.

Aber auch noch eine andere Fehlerquelle bleibt zu beachten, die in der Literatur meines Wissens bisher nicht berücksichtigt wurde. Es ist bekannt, wie häufig in früheren Zeiten nicht nur Scheidemünzen, sondern auch Kurantmünzen unterwertig ausgeprägt wurden. Der Schlagschatz war oft ein ganz beträchtlicher; in Zeiten primitiver Verfassung des Steuersystems bildet das Münzregal eine sehr willkommene Einnahmequelle, die insbesondere bei Finanznöten übermäßig ausgebeutet wurde. So berichtet Lexis (Handwörterbuch der Staatswissenschaften 2. Aufl., IV, 1252) daß der Schlagschatz,

den König Matthias forderte, als er 1470 dem Breslauer Rat seine Münze überließ, 13 Prozent betrug. Roscher (System der Volkswirtschaft, III, 7. Aufl., bearbeitet von Stieda S. 301) gibt als Schlagschatz für die englischen Geldmünzen unter Eduard IV. einmal 13 Prozent, nach 37 Jahren 16 Prozent an. In Frankreich erhob Johann 1356 gegen 60 Prozent (!). Dies nur wenige Beispiele, die sich beliebig vermehren ließen.

Wenn nun der Schlagschatz ein so beträchtlicher ist, dann ist die Münze zum Teil Kreditgeld geworden. Es ist also, wenn man eine vergleichende Basis schaffen will, nicht das Gewichtsquantum edlen Metalls zugrunde zu legen, das die Münze wirklich enthält, sondern dasjenige, welches sie eigentlich enthalten sollte, wenn sie vollwertig ausgeprägt wäre. Denn was fehlt, ersetzt ja der Zwang, die staatliche Autorität.

Man kann diese Betrachtungen keineswegs mit einem Gefühl der Befriedigung schließen. Die Frage nach der Bewegung der Kaufkraft des Geldes überhaupt hat gar keinen Sinn. Wohl kann man sprechen von der Bewegung der Kaufkraft des Geldes mit Bezug auf die Bedürfnisse eines wirtschaftenden Subjekts, mit Bezug auf bestimmte Warenkomplexe usw. Dagegen wird die Ermittelung der Kaufkraft des Geldes ohne Beziehung zu irgend einem Objekt immer ein unlösbares Problem bleiben, das einmal J. B. Say mit Recht als die Quadratur des Kreises in der Wirtschaftslehre bezeichnet hat.

Literatur.

Einen vorzüglichen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Frage gibt:

A. Luschin von Ebengreuth in seiner Allgemeinen Münzkunde und Geldgeschichte, 1904,

sowie der Verfasser der besten preisgeschichtlichen Arbeit:

Wiebe, Zur Geschichte der Preisrevolution des 16. und 17. Jahrhunderts, 1895 (in: Staats- und sozialwissenschaftliche Beiträge, herausgegeben von Miaskowski II, 2).

Im einzelnen vergleiche zur Darstellung:

Sommerlad, Zur Geschichte der Preise im Handwörterbuch der Staatswissenschaften 2. Aufl., VI, 203 ff., mit zahlreichen Literaturangaben;

Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter 1886, Bd. II, Abschnitt Preise;

Hanauer, Études économiques sur l'Alsace ancienne et moderne 1878, Bd. II;

Soetbeer, Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. VI, ferner in Jahrbücher für Nat. und Stat., Neue Folge, VIII, 523 ff.;

Julius Cahn, Münz- und Geldgeschichte der Stadt Straßburg im Mittelalter, Straßburg 1895;

Harms, Die Geld- und Münzpolitik der Stadt Basel im Mittelalter, (Ergänzungsheft der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft) 1907.

Auf Goethes Spuren in Malcesine.

Von Elisabeth Mentzel in Frankfurt am Main.

Wohin auch Goethe im In- und Auslande den Fuß setzte, da sind leuchtende Spuren von ihm zurückgeblieben, selbst wenn sein Aufenthalt oft noch so kurz war. Schon bei seinen Lebzeiten hat man ihm an verschiedenen Orten sogar Gedenktafeln oder sonstige Erinnerungsmale errichtet, um das Andenken an das Verweilen des Dichters an diesen Stätten für spätere Zeiten festzuhalten.

Eine Ausnahme davon machte nur bis etwa Ende der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts der Gardasee. Denn obwohl ihn der große Dichter in seiner italienischen Reise bewundernd schilderte, blieben die von ihm besuchten Orte doch längere Zeit ganz vergessen.

Erst die Errichtung von Winterkurorten und das Emporkommen der Alpinistik haben mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Welt auf den Garda, dies liebliche Naturkind unter den italienischen Seen, gelenkt und damit auch wieder die Erinnerung an Goethes Aufenthalt an seinen Ufern wachgerufen.

Dennoch fehlt es der Morgenseite des Sees heute noch an dem Aufschwung, den das wärmere, reich angebaute Westgestade bereits genommen. Vor allem ist die Gegend der auf einem Vorsprung liegenden kleinen Stadt Malcesine, der Goethe in der italienischen Reise ein besonders bedeutungsvolles Blatt widmete, trotz des Aufbaus einer Reihe neuer in die Landschaft passender Villen bis heute noch ein wenig erschlossener Boden.

Die bis in die Gegenwart höchst ungünstigen Verkehrsbedingungen haben den Fortschritt der modernen Kultur gehemmt und viele Zustände so erhalten, wie sie schon vor mehr als hundert Jahren waren. Die einst nach der Bergseite zu von einer teilweise noch erhaltenen hohen Mauer abgeschlossenen Straßen sind eng und da und dort überwölbt,



Goethe in Malcesine
Ölgemälde von Frau Hedwig Hausmann-Hoppe.

während die meist aus Steinquadern aufgeführten Häuser, alt und grau und hier und da von Weinlaub umrankt, in höherer Lage oft einen ummauerten Hof haben, aus dem eine Treppe ins Haus führt und alte Bäume aufragen. Bei einigen Gebäuden sind die Stämme des Weinstocks ins Gemäuer eingelassen und so gleichsam mit diesem verwachsen. Sie breiten ihr Laub oben über Latten wie ein grünes Vordach aus, was namentlich den kleinen Plätzen des Städtchens ein ungemein malerisches Ansehen gibt, ebenso wie der Efeu, die Kapern und sonstiges grünes Gerank, die beide häufig Eingänge und hohe Mauern überwuchern.

Malcesine mit seinem stolzen Kastell ist also das mittelalterliche Bergnest noch heute wie zu Goethes Zeit. Die modernen Villen liegen meist am See oder hoch oben über dem Städtchen an den Abhängen des Monte Baldo.

Etwas von der neueren Entwicklung der Dinge merkt man nur an den Namen der Straßen, die aber oft wenig für diese passen. So heißt die enge, nach einer Windung ansteigende Hauptstraße des Städtchens, worin auch der Palazzo der ehemaligen Capitani del Lago liegt (das heutige Municipium), Corso Vittorio Emanuele. Auch in den Bezeichnungen anderer Gassen und Gäßchen spricht sich die freudige Teilnahme der Bewohner Malcesines an der politischen Entwicklung Italiens aus.

Als Goethe am 13. September 1786 in der von uralten Olivenhainen umgebenen Stadt weilte, gehörte sie noch, wie überhaupt der ganze Gardasee, zur Republik Venedig. Im Jahre 1797 wurde nach den Napoleonischen Kriegen deren Gebiet samt Trient dem Kaisertum Österreich einverleibt. Jedoch im Jahre 1859 mußte dies das westliche Ufer des Gardasees an Italien abtreten und 1866 auch das östliche, einst zu der von den Skaligern (1260—1387) beherrschten Mark Verona gehörende Gebiet.

Daß schon vor mehr als tausend Jahren germanische Stämme, zuerst die Goten, dann die Longobarden und schließlich die Franken, am Gardasee geherrscht haben, die ihr Blut mit dem italischen vermischten, merkt man auch noch heute an der Bevölkerung von Malcesine. Man findet viele blonde und blauäugige Männer und Frauen darunter, besonders

aber erstaunt man über die Menge blonder Kinder von rein germanischem Typus. Auch die hochgewachsenen stattlichen Gestalten beider Geschlechter fallen ins Auge. Wer jemals eine Prozession in Malcesine gesehen und vor allem sein Augenmerk auf die Mitglieder der dortigen kirchlichen Bruderschaft gerichtet hat, der kann sich gegen den Eindruck nicht verschließen, daß noch ein starkes Stück germanischen Elementes in der Bevölkerung weiter wirkt. Die Männer sehen ganz majestätisch aus in ihren losen weißen Gewändern mit feuerroten Kragen; prächtige Köpfe, wie man sie bei Dürer und anderen altdeutschen Meistern findet, sind darunter. Mehrere rosige junge Mädchen von hohem Wuchs bilden in der Prozession einen auffallenden Gegensatz zu den bleichen bräunlichen und untersetzten Italienerinnen. Sogar die weißgekleideten Trägerinnen der thronenden Madonna sind meist blond wie die gleichfalls deutsch aussehende Mutter Gottes.

Goethe, der auf Land und Leute genau achtete, fand die Menschen am Lago di Garda „sehr braun und ohne einen rötlichen Schein von Farbe, dabei aber nicht ungesund aussehend, sondern ganz frisch und behäglich". Man möchte sich darüber verwundern, daß dem Dichter die unverwischten Züge des Germanentums bei vielen Männern und Frauen nicht auffielen; denn nicht nur in Malcesine findet man sie heute noch, auch in anderen Städten am See, zumal am östlichen Ufer, begegnet man ihnen.

Als der Nordwind einsetzte, verließ Goethe um 3 Uhr nachts am 13. September 1786 Torbole am nordöstlichen Ufer des Gardasees in einer von zwei Ruderern geführten Segelbarke, um schleunigst Bardolino zu erreichen und tags darauf zeitig in Verona zu sein. Aber der Wind wandte sich und zwang die beiden Schiffer, die bereits im Frühdämmer an Malcesine vorbeigefahren waren, wieder umzuwenden und den Fahrgast in dem alten Städtchen abzusetzen.

Dort gab es damals nur einen einzigen einfachen Gasthof nahe beim Hafen «Aquila nera», wohl schon 1786 wegen seines guten Weines berühmt. Das 1702 erbaute Haus bewahrt noch heute sein ursprüngliches Aussehen, nur sind die Ställe zu ebener Erde in ein modernes, äußerst geschmackvolles Wirtschaftslokal umgewandelt worden. Das Gebäude

diente zuerst der Gemeinde Malcesine als Rathaus, später wurde ein Albergo daraus, wann, ließ sich nicht mehr genau ermitteln. Den Überlieferungen nach befand sich aber das Haus bereits vor der Mitte des 18. Jahrhunderts als «Trattoria e locanda» im Besitze der alten angesehenen Familie Testa.

Bei welchem von den vielen Testas ist der Dichter nun eingekehrt? — Er schildert seinen Wirt mit wenig Strichen als einen Mann, der augenscheinlich Menschenkenntnis genug besaß, um die geistige Bedeutung des Gastes zu durchschauen. Denn als Goethe nach dem Abenteuer auf dem Schlosse die Lage von Malcesine, die Gegend und die Einwohner mit lobenden und zweifellos bezaubernden Worten pries, da wurde es dem Besitzer des Albergo sofort klar, was dieser eine Fremde der Stadt nützen könne, wenn er in seinem Vaterland deren Vorzüge ins rechte Licht setzen würde. Dadurch eröffnete sich ja auch ihm selbst die Aussicht, gute Geschäfte zu machen.

Goethe erwähnt nichts über das Alter seines Wirtes, aber daß dieser noch ein junger Mann gewesen sein mußte, verrät seine Freude an des Gastes kleinen Terzerolen, die man bequem in die Tasche stecken konnte. Testa stand also noch in solchen Jahren, wo der Besitz von Waffen und die Freiheit, sie zu tragen, froh und stolz macht, und seine Kleidungsstücke das Begehren nach ähnlichem Besitz erwecken. Dieser junge Mann ließ auch, wie es scheint, keinen anderen an den Gast herankommen, so daß Goethe sogar genötigt war, „den freundlich Zudringlichen einigemal zu unterbrechen," um sich Gregorio, dem Befreier aus peinlicher Lage, dankbar beweisen zu können.

Um die Persönlichkeit des Wirtes festzustellen und den verwehten Spuren der anderen Menschen zu folgen, mit denen Goethe während des kurzen, aber bedeutungsvollen Aufenthaltes in Berührung kam, begeben wir uns ins Kirchenarchiv des alten Städtchens.

Der Erzpriester Don Antonio Moretto gibt uns in liebenswürdigster Weise die Erlaubnis zu den nötigen Forschungen. Geduldig hält er als hilfsbereiter Hüter manchen Morgen und Nachmittag bei uns aus, nachdem es sich ge-

zeigt hat, daß unsere Aufgabe doch größere Schwierigkeiten bot, wie man zuerst annahm.

Zudem war ein Zeitungsblatt daheim liegen geblieben, das in einem kurzen Aufsatz über „Goethe in Malcesine" *) die Ergebnisse der Studien enthielt, die 1906 Herr Ottomar Piltz in Saló nach einem Aufenthalt in Frankfurt a. M. auf unsere Anregung hin im Kirchenarchiv von Malcesine mit nicht genug anzuerkennendem Eifer unternommen hatte.

Nur eins stand fest, es gab trotz der von dem eben genannten Schriftsteller aufgebotenen Mühen noch einiges nachzuprüfen. Da wir nicht mehr genau wußten, was noch der Ergänzung zu bedürfen schien, gingen wir ganz nach eigenem Ermessen vor und durchforschten die Kirchenbücher, ohne irgend einem Winke zu folgen. Die alten Bände der für uns in Betracht kommenden Register der im 18. Jahrhundert in Malcesine Getauften, Getrauten und Gestorbenen sind, einige Lücken ausgenommen, genau und zuverlässig geführt. Dennoch ist es nicht leicht, eine Person festzustellen, weil dem Familiennamen stets der Vorname vorgesetzt ist. Man muß also diesen (meist sind es mehrere Vornamen) genau wissen, wenn man den Gesuchten finden will.

So wäre es wohl kaum möglich gewesen, aus der langen Reihe der Giovanni Battista Testa den Träger dieses Namens ausfindig zu machen, bei dem einst Goethe einkehrte, hätte uns nicht ein Zufall auf dessen Spur verholfen. Wir fanden den Eintrag von Giovanni Battista Testas Heirat, der sich am 16. August 1786, also kaum einen Monat vor Goethes Einkehr in seinem Hause, mit Margherita Saglia verehelicht hatte. Giovanni Battista Testa war der Sohn von Antonio Testa „an der Piazetta", und der Vater des am 23. Oktober 1792 ebenfalls Giovanni Battista getauften Sohnes, dessen Enkel der gegenwärtige Besitzer des alten Albergo ist.

Das Alter des 1786 getrauten Paares ist nicht angegeben, ließ sich auch nicht feststellen, aber da nach Aussage des Herrn Giovanni Battista Testa sein Urgroßvater etwa 95 Jahre

---

*) Später erschienen in dem Novellenband „Sommernächte am Gardasee" von Ottomar Piltz. Wien 1907. Verlag der k. u. k. Hofbuchhandlung von Moritz Perles.

alt geworden und um 1850 herum gestorben ist, so dürfte er 1786 ein angehender Dreißiger gewesen sein. Des Urgroßvaters erinnert sich das gegenwärtige, 1848 geborene Haupt der Familie Testa „an der Piazetta" nicht mehr, wohl aber der Urgroßmutter, die anfangs der sechziger Jahre starb und nahezu 100 Jahre alt wurde. Nur vier Wochen hatten daran gefehlt, versichert ihre Enkelin, Frau Margherita Quarnati, geb. Testa, die heute im 91. Lebensjahre steht und als eine lebendige Chronik der Familie und aller wichtigen Vorgänge darin während ihrer Kindheit und Jugendzeit bezeichnet werden darf. Sie sagt, ihr Großvater, also Goethes Wirt, sei ein großer schöner Mann gewesen; er habe viel Umsicht besessen und trotz schwerer Zeiten etwas erworben. Das stimmt ja ganz genau zu dem, was Goethe über den Mann schrieb.

Und wenn dieser einst wünschte, Malcesine möge berühmt werden, um viele Fremde heranzuziehen, so ist diese Hoffnung wenigstens in späteren Jahren in Erfüllung gegangen und hat den Nachkommen schon jetzt reichen Segen eingetragen. Denn der Aufschwung, den Malcesine besonders im letzten Jahrzehnt genommen, hängt eng mit Goethes Namen zusammen. Wenn auf irgend einen Wandrer, dann paßt auf ihn sein eignes schönes Wort:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Lob und seine Tat dem Enkel wieder."

Wie viele Fremde, und nicht allein Deutsche, besuchen jetzt das alte Städtchen, nur um die Burg zu sehen, wo Goethe als Spion verhaftet werden sollte, und in dem ehemaligen Albergo «Aquila nera», seinem Absteigequartier, einzukehren! — Wohl befinden sich noch heute einige Fremdenzimmer in diesem Haus, jedoch das eigentliche Hotel ist seit etwa einem Jahrzehnt an den See verlegt worden und führt heute den Namen «Hôtel Italie».

Im vorigen Jahre wurde eine Marmortafel an der ehemaligen Trattoria e locanda «Aquila nera» mit der Inschrift angebracht, Goethe habe am 13. September 1786 in diesem Hausel gewohnt. Das Verdienst, die Sache angeregt

und die Mittel dafür beschafft zu haben, gebührt Herrn Ottomar Piltz.

Seit einigen Jahren ist auch ein Zimmer zu Ehren Goethes im alten Albergo eingerichtet worden. Die Malerin Veronika Manini hat es mit einer großen Silhouette des jungen Dichters und einem Bilde der Burg geschmückt und den Sohn des Hauses, Herrn Francesco Testa, bei der stilvollen Einrichtung unterstützt. Dieser jüngste Testa war mehrere Jahre zur Erlernung der deutschen Sprache in München; er tut alles, um die Erinnerungen an Goethe lebendig zu erhalten.

Oft ist schon die Frage aufgeworfen worden, in welchem Zimmer Goethe wohl gewohnt haben möge. Täuschen nicht alle Voraussetzungen, so kann es nur die große seitlich gelegene Stube im zweiten Stock gewesen sein, in der 1857, als die Urgroßmutter Margherita Testa noch lebte, auch der König Johann von Sachsen zwei Tage wohnte. Diese Stube war wohl von jeher der beste Raum des Hauses, den der rührige junge Wirt jedenfalls auch 1786 seinem deutschen Gaste anwies. — Wie hätte Giovanni Battista einem so vornehm aussehenden, durch sein gesamtes Auftreten allein Achtung und höchstes Interesse einflößenden Herrn ein anderes als das beste Zimmer im Hause anweisen können!

Als der Dichter damals nach Mitternacht von Malcesine abreiste, da brachte ja auch nicht der Knecht das ihm geschenkte Fruchtkörbchen an die Barke, nein, der Wirt begleitete seinen Gast und trug es selbst. Nie vergaß auch Giovanni Battista Testa diesen Tedesco! Ja, den alten Familienüberlieferungen zufolge muß er sogar gewußt haben, wen er beherbergt hatte.

Konnte doch die steinalte Urgroßmutter ihren Enkeln und Urenkeln noch von dem deutschen Dichter erzählen, der im Albergo eingekehrt und beim Abzeichnen des Turmes im Schloßhof beinahe verhaftet worden war.

Ein Nachhall von den Worten der Urgroßmutter klingt noch aus dem, was ihre neunzigjährige Enkelin, die noch später zu erwähnende Frau Margherita Quarnati, geborene Testa, erzählt. Da die Greisin im Dialekt spricht, dient uns Herr Francesco Testa als Dolmetscher. Soll doch kein Wort

der heute noch geistesfrischen Frau, deren Augen bei dem Namen Goethe aufleuchten, verloren gehen.

— — — — — — — — — — — — —

Ehe hier nun eingehend geschildert wird, wie Goethe den 13. September 1786 in Malcesine verbrachte, müssen erst seine Aufzeichnungen vom Tage vorher Wiedergabe finden.

Nach der Fahrt über den Brenner war der Dichter, etwas ausgeruht, früh von Roveredo aufgebrochen, um über den Gardasee nach Verona zu reisen. Es machte ihn froh, weil nunmehr das geliebte Italienische „lebendig und die Sprache des Gebrauchs wurde".

Am 12. September früh erreichte Goethe Torbole, damals wie heute noch ein österreichischer Ort. Er stieg im Albergo alla Rosa ab. Das Haus steht noch heute, und zwar links von der Haltestelle der Dampfer. Es ist nach der Straßenseite zu mit einer an Goethes Aufenthalt erinnernden Marmortafel versehen. Das von diesem bewohnte Zimmer liegt aber nach dem See zu.

Durch die Güte des Herrn Alberti, eines Nachkommen des Wirtes, bei dem der Dichter 1786 wohnte, durften wir die Stube vor einigen Jahren sehen. Herr Alberti, stolz auf den Ruhm, den der Besuch des genialen Italienfahrers seinem Hause verliehen, kennt Goethes Werk über die Reise in das Land, „wo die Zitronen blühen", er macht uns auf alles aufmerksam, was mit den Aufzeichnungen des Dichters über Torbole und das ehemalige Albergo genau übereinstimmt.

Dort angekommen, holte Goethe sofort Volckmanns Werk über Italien aus dem Koffer und fand darin, daß der See ehemals Benacus geheißen. Ein Vers Vergils

«Fluctibus et fremitu assurgens*) Benace marino»

gedenkt seiner und wird im Anblick der bewegten blauen Wasserfläche in Goethes Seele wieder lebendig. Jene Zeile Vergils veredelt ihm „noch immer den See, weil sie heute noch so wahr ist als vor vielen Jahrhunderten".

Die Aussicht aus dem von dem Dichter bewohnten Zimmer ist herrlich. Weit nach Süden dehnt sich die schim-

---

*) Goethe schreibt irrtümlich resonans.

mernde blaue Wasserfläche zwischen steilen Uferbergen aus. Nur sehen wir keine von den unzähligen kleinen Ortschaften, die nach dem Abschnitt in der italienischen Reise „Torbole, den 12. September 1786. Nach Tische" am Ufer erglänzen sollen.

Die von Goethe in „einigen Linien" festgehaltene Aussicht aus seinem Zimmer im Albergo alla Rosa deutet auch keine Ortschaften an, ebensowenig ist etwas im Reisejournal davon erwähnt. Später Geschautes hat sich wohl mit den ersten Eindrücken vom Gardasee vermengt und dem Dichter beim Ausarbeiten der italienischen Reise in der nicht mehr ganz sicheren Erinnerung ein anderes Bild vor's geistige Auge gestellt.

Goethe hat sich Torbole mit seinen uralten Oliven, seinem Reichtum an Feigen und sonstigen Früchten genau angesehen und dabei das sorglos geschäftige Leben des Volkes beobachtet, namentlich aber sein Augenmerk auf die Frauen gerichtet, die den ganzen Tag schwatzten und schrieen und doch immer etwas zu schaffen hatten. Kein müßiges Weib sah er im alten Fischerdörfchen.

Auch im Albergo alla Rosa drängten sich dem Dichter die mannigfaltigsten Eindrücke von der „Natürlichkeit, Ungebundenheit und Sorglosigkeit des südlichen Schlaraffenlebens" auf. Die Fenster waren mit Ölpapier anstatt mit Glasscheiben geschlossen, eine durchaus nötige Bequemlichkeit fehlte, man verwies den Reisenden zur Befriedigung körperlicher Bedürfnisse in den Hof oder ins Freie. Die Türen hatten keine Schlösser.

Als Goethe mit dem Wirt darüber sprach, versicherte dieser, der Gast könne ganz ruhig sein, auch wenn er die größten Schätze bei sich hätte, würde ihm nichts passieren. Der padrone Alberti behauptete augenscheinlich nicht zu viel, er verkündigte dem Fremden außerdem mit italienischer Emphase, „daß er sich glücklich finde", ihn mit köstlichen Forellen bewirten zu können.

Augenscheinlich war also dem Wirt viel daran gelegen, gerade diesen Gast zufrieden zu stellen. Zweifellos machte er dem klugen Italiener wohl den Eindruck eines vornehmen und bedeutenden Mannes.

Das wichtigste Erlebnis, das sich für Goethe an Torbole knüpft, war die Wiederaufnahme der Arbeit an der endgültigen Fassung der Iphigenie. Er hatte sie „in das schöne warme Land als Begleiterin mitgenommen“ und fand in seinem frei gelegenen Zimmer im Angesichte des Sees und in ganz fremder Umgebung die Kraft, sich in die Stimmung seiner Heldin an der taurischen Küste zu versetzen.

Während die Ora, der Südwind, immer stärker wurde und hohe Wellen ans Gestade warf, mögen die Verse der Seele des Dichters entquollen sein:

„Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber!“

Wenigstens finden sich diese Gedanken nicht in der Prosabearbeitung der Iphigenie aus dem Jahre 1781.

Was hier über Goethes Aufenthalt in Torbole erzählt ist, steht in der italienischen Reise in dem Stück vom 12. September 1786. Jedoch dem Tagebuch oder Journal zufolge, das doch die Erlebnisse der Stunde unmittelbar widerspiegelt, hat Goethe die in dem Albergo alla Rosa und in Torbole selbst empfangenen Eindrücke, sowie noch einiges über den Forellenfang und sein eignes „Wohlleben in Früchten“ erst am anderen Morgen in Malcesine — der Dichter schreibt Malsesine — festgehalten. Doch nicht dies nur allein, sondern auch die Schilderung der Fahrt von Torbole bis Malcesine, die ja auch Goethe richtig in der italienischen Reise als den in letztgenannter Stadt am 13. September eingeschriebenen Eintrag bezeichnet hat.

Das Wichtigste in diesem Abschnitt ist die Beschreibung der terrassenweise angelegten Zitronengärten bei Limone mit ihren weißen, viereckigen und in einer gewissen Entfernung von einander stehenden Pfeilern, auf die im Winter zum Schutze der dazwischen gepflanzten Zitronenbäume Decken und Bretter gelegt werden. Wertvoll ist ferner in dem Bericht Goethes Mitteilung, er habe im Vorüberfahren eine Skizze vom alten Schloß des ersten Venezianischen Ortes an der Morgenseite des Sees genommen. Diese Skizze ist erhalten, sie befindet sich in Goethes Mappen im Nationalmuseum zu Weimar und wurde dem 1906 von Julius Vogel heraus-

gegebenen Tagebuch der Italienischen Reise (Verlag von Julius Bard, Berlin), sowie auch dem dritten Band von Goethes Briefen an Charlotte von Stein, verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1908, als Illustration beigefügt.

— — — — — — — — — — — — —

Als Goethe wohl bald nach Tagesanbruch, selbst im Drange des Augenblicks gewissenhaft, einen Teil der in Torbole und während der Weiterfahrt gewonnenen Eindrücke festgehalten, ging er in Malcesine schon bei Zeiten zum alten Kastell hinauf. Neben dem Verlangen, oben die schöne Aussicht, zumal den Blick auf den See zu genießen, wollte er den mit dem Felsen wie verwachsenen Turm und den uralten Efeu am Gestein in der Morgensonne zeichnen. Bekanntlich war der Dichter ein großer Freund der malerischen Arbeit des Efeus, den er ja auch oft deshalb gerühmt, ja sogar besungen hat.

Der Turm und die ältesten Teile des Kastells von Malcesine stammen aus der Karolingischen Epoche. Sie lassen sich von den späteren Bauten aus der Scaliger Zeit schon allein durch ihre rechtwinkeligen Zinnen deutlich unterscheiden.

Unter der Herrschaft der Veronesischen Fürstenfamilie der Scaliger (1260—1387) hatte das Kastell als wichtige Grenzfestung unweit vom Nordufer des Sees stets eine Besatzung. Auch während der langwierigen Kämpfe zwischen den Herzögen von Mailand aus dem Hause Visconti und der Republik Venedig um die Obermacht über den Gardasee war die Burg nie ohne den nötigen militärischen Schutz.

Nachdem der Löwe von San Marco den Gegner überwunden und den Sieg davongetragen hatte, gebot schon allein die dauernde Abwehr der Feinde eine ständige soldatische Besetzung des Schlosses. Im Jahre 1622 erbauten denn auch die Venetianer noch eine neue Kaserne nach der Seeseite zu.

Allein in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als sich die Venetianer ihres Besitzes mittlerweile sicher fühlten, und es wohl mehr auf die Bewachung des Handels durch den Verkehr der Schiffe und Barken ankam, scheinen die Söldner des Capitano del lago unten am See in der Nähe von dessen Palazzo untergebracht worden zu sein. — Erst der

Regierungsantritt des „unruhigen“ Kaisers Joseph II. rüttelte die Venetianer aus ihrer Sicherheit auf, wenigstens das den Krieg fürchtende Volk von Malcesine. Der oberste Beamte der Republik in der kleinen Stadt, der Capitano del lago, muß weniger ängstlich gewesen sein; denn als Goethe das Kastell besuchte, war es „ohne Bewachung, ohne Verwahrung, auch ohne Tore jedermann zugänglich“.

Goethe stieg durch die alten Gassen zweifellos zum nordöstlichen Eingang des Kastells empor, wo auch die Häuser hoch hinauf klettern, einige sogar am Grundgemäuer heute verschwundener Befestigungen kleben und sich dem Besucher eine herrliche Fernsicht auf den See bis nach Riva, die westliche Bergkette und die hinter dem Städtchen kühn emporstrebenden Vorhöhen des Monte Baldo bietet.

Wie lange mag der Dichter vor diesem Bilde gestanden, wie freudig mag sein Auge all die leuchtende Schönheit ringsum erfaßt haben! Hier offenbarte ihm ja Italien abermals, von goldenem Sonnenglanz überstrahlt, eine Fülle farbiger Reize und malerischer Formen! Bald wird der indigoblaue, von Funken bestreute Wasserspiegel, bald werden die kühnen Linien der Berge, bald eine Reihe dunkler Zypressen über graugrünen Olivenwäldern oder das schroffe Geklüft des Monte Baldo ihn mehr gefesselt haben.

Und inmitten dieser herrlichen Natur, der das huschende Licht jeden Augenblick neue Reize verlieh, ragte auf hohem Felsensockel der alte fünfseitige Wartturm empor, der ihn eigentlich hier herauf gelockt hatte. Gewiß ging es dem Dichter durch den Sinn, was der graue, wetterfeste Geselle im jahrhundertelangen Zeitenwandel alles gesehen und erlebt haben mochte.

Dennoch mag Goethe sein schönheitsfrohes Gemüt immer wieder dem bestrickenden Zauber des Sees erschlossen haben, ehe er den Stift in die Hand nahm, um den alten, grauen Herrscher und seinen grün umsponnenen Thron zu zeichnen! — Unten glitt ja auch zuweilen eine Barke über die Wellen und lenkte trotz des Reichtums des Augenblicks das Denken und Fühlen des Dichters heimwärts, weil dort sein Herz nach der endlich unter italischem Himmel errungenen Freiheit ja noch immer in Liebe gefesselt war.

Vielleicht entfloh Goethe einer flüchtigen Anwandlung von Sehnsucht, als er sich dann dem Kastell gegenüber auf ein bequemes Plätzchen zum Zeichnen niederließ, wo die Morgensonne den Turm, den Felsen und den uralten Efeu ins beste Licht setzte.

An welcher Stelle ist nun dieser Platz zu suchen? Jedenfalls in der nordöstlichen Ecke des unteren Schloßhofs vor einem der Eingänge in die niedergelegten, ehemals nach dem Monte Baldo zu gerichteten Teile der Befestigungen. Zwar waren diese bereits 1786 verschwunden, es wäre aber dennoch möglich, daß zu jener Zeit noch Reste eines Vorderbaus mit einer Türe und einem Sitz im Gemäuer vorhanden gewesen sein könnten. Deutlich sieht man wenigstens noch die Spuren einer mehrstufigen Treppe, die zu einem höher als der Hof gelegenen Raum führte.

Dies muß die Stelle gewesen sein, wo Goethe zeichnete und sich bald darauf das Abenteuer abspielte. Hier fehlte es auch nicht an Platz für die Bewegungsfreiheit des Volkes, das sich nur umzuwenden brauchte, um die in seinem Rücken liegenden malerischen Gegenstände zu beschauen, deren Lob der Dichter in enthusiastischen Worten zum Ausdruck brachte.

Kein anderer Ort im ganzen Schlosse erfüllt die von Goethe angegebenen Voraussetzungen für die Entwicklung des gesamten Vorgangs so wie dieser. In Begleitung einer angesehenen, alle Verhältnisse sorgsam prüfenden Malerin, der Frau Professor Hedwig Hausmann-Hoppe, und anderer Sachverständiger wägen wir alle in Betracht kommenden Punkte gewissenhaft ab und gewinnen immer wieder die Überzeugung, Goethe müsse auf oder neben der entschwundenen Treppe im nordöstlichen Winkel des unteren Schloßhofs dicht an der Umfassungsmauer gesessen haben.*)

Die Türe im dicken Mauerwerk, an die sich der Dichter später lehnte, um „das sich immer vermehrende Publikum" besser überschauen zu können, ist allerdings heute nicht mehr vorhanden, auch keine Spur von dem verzierten steinernen

*) Siehe den die Örtlichkeit wiedergebenden Lichtdruck nach einem Oelgemälde von Hedwig Hausmann-Hoppe im Besitze des Frankfurter Goethemuseums.

Sitzchen im Gewände, worauf Goethe einen bequemen Platz für seine Arbeit gefunden zu haben glaubte.

Vielleicht kam aber auch wie manchmal in den Darstellungen seiner italienischen Reise die Phantasie bei Nebenumständen der nicht mehr lebendigen Erinnerung zu Hülfe und erbaute in künstlerischem Drang, was gewesen sein könnte und geeignet erschien, die Szene im Burghof von Malcesine noch lebhafter und eindringlicher zu gestalten. Der einige Stufen höher als das um ihn versammelte Publikum stehende Dichter machte jedenfalls einen günstigeren Eindruck als der sich mitten unter ihm bewegende, zumal, wenn man sich den Zauber vergegenwärtigt, den Goethes bestrickende Persönlichkeit auszuüben vermochte.

Die Verzierung an dem steinernen Sitzchen dürfte jedenfalls — wollte man sie als sicher annehmen — die einzige an den älteren Teilen des Kastells gewesen sein. Dies zeigt in Bezug auf die Architektur einen strengen und herben Charakter und weist weder an Fenstern, noch an Türen, architektonischen Zierrat auf.

Ottomar Piltz nimmt als sicher an, Goethe habe in der Türe der 1622 erbauten Kaserne gesessen, die barocke Ornamente und eine Inschrift zu Ehren des Seevogts Aloisius Mocenigo aufweist. Allein nicht sieben oder acht Stufen, wie Piltz meint, sondern vierundzwanzig führen zu dieser Türe. Im übrigen sieht man von hier den Wartturm nicht in der Morgensonne, geschweige denn den alten Efeu an Fels und Gemäuer.

Auch sonst sprechen alle maßgebenden Umstände gegen eine Verlegung des Vorgangs auf diese Stelle. Es wäre ein sehr schlechter Platz zum Zeichnen gewesen, auch hätte die Höhe der verhältnismäßig schmalen Treppe jede Annäherung des Volkes an den Dichter verhindert und den unmittelbaren Eindruck seiner Worte abgeschwächt. Jedenfalls würde es der Podestà auch unter seiner Würde gehalten haben, von oben herunter von einem Fremden auf sich herabsprechen zu lassen. Noch viel weniger ist anzunehmen, daß er in seiner langsam steifen Art zu diesem hinaufgestiegen wäre.

Auch andere Vermutungen über den Platz, wo Goethe gezeichnet haben soll, entbehren jeden Haltes. Man muß an Ort und Stelle gewesen sein und dort die von dem Dichter gegebenen Anhaltspunkte genau geprüft haben, um mit Sicherheit auf die geschilderte Örtlichkeit hinweisen zu können. Hierher konnten auch die Leute dem Dichter sehr leicht folgen. Und bei der damaligen Seltenheit eines Reisenden in dem weltfremden Städtchen mag ihm Groß und Klein schon vom Albergo aus nachgegangen sein, darunter auch einige Frauen, denen zweifellos der stattliche schöne Mann Eindruck gemacht hatte. Für einen Spion begann man Goethe erst zu halten, als er im unteren Burghof den Turm zu zeichnen begann und sich trotz der Hinzukunft weiterer Leute nicht in seiner Arbeit stören ließ.

Nun aber entwickelte sich durch das Dazwischentreten eines Mannes „nicht vom besten Aussehen“ das von Goethe in der italienischen Reise unter „Verona 14. September 1786“ erzählte Abenteuer, das hier nur ganz kurz wiedergegeben werden kann. Man glaubte, der Fremde sei ein österreichischer Spion, der im Dienste Kaiser Josephs II. die augenblicklich wehrlose und ziemlich verfallene Burg für einen etwaigen Überfall zeichnen solle. — Als der langsame geistlose Podestà und sein gewandter Aktuarius hinzukamen, wurde die Sache noch verwickelter. Beide konnten sich in den seltenen Fall nicht finden und vermochten noch weniger den Zauber der Verteidigungsrede Goethes auf das umstehende Volk abzuschwächen. Besonders machte sein Bekenntnis tiefen Eindruck, daß er wie die Leute in Malcesine auch Bürger einer Republik sei. Zwar käme sie an Macht und Größe dem erlauchten Staate Venedig nicht gleich, aber durch ihren Handel, ihren Reichtum und sonstige Vorzüge genieße sie Ansehen in aller Welt.

Stolz fügte der Dichter dann noch hinzu: „Ich bin nämlich von Frankfurt am Main, dessen Name und Ruf gewiß bis zu Euch gekommen ist.“

Dies Bekenntnis führte die Spannung auf ihren Höhepunkt. Wußte doch der Podestà augenscheinlich nicht, was er nun tun solle. Da gab ihm eine junge hübsche Frau den Rat, doch den Gregorio rufen zu lassen, der lange Zeit in

Frankfurt konditioniert habe und deshalb die Sache am besten entscheiden könne.

Dieser Vorschlag wurde befolgt, und dann erschien ein Mann, etwa in den Fünfzigen im Schloßhof, der ein braunes, italienisches Gesicht und Weltgewandtheit in seinem Auftreten hatte. Bald befand er sich im Gespräch mit dem Fremden und erzählte ihm, er habe bei Bolongaro in Frankfurt in Diensten gestanden und würde sich sehr freuen, etwas über diese Familie und über die Stadt zu hören, an die er sich mit Freuden erinnere. Gregorio war in Goethes jüngeren Jahren in Frankfurt gewesen, dieser befand sich deshalb in der günstigen Lage, ihm angeben zu können, wie es zu jener Zeit ausgesehen und was sich seitdem verändert hatte. Mit sämtlichen Frankfurter italienischen Familien bekannt, erzählte der Dichter dem gespannt zuhörenden Manne von den Kindern und Enkeln dieser Häuser, vornehmlich wie die inzwischen Herangewachsenen verheiratet oder sonst versorgt worden waren.

Als besonders wichtiges Ereignis in der Frankfurter italienischen Kolonie schilderte Goethe die goldene Hochzeit des reichen Kaufmannes Johann Maria Allesina und seiner Frau Franziska Clara, geb. Brentano, die am 30. Mai 1774 unter großer Anteilnahme gefeiert worden war. Gregorio bekam sogar zu wissen, man habe zu diesem Feste eine Münze geschlagen, die sich auch in dem Besitze des Erzählers befände.

Unterdessen wechselten Heiterkeit und Ernst in Gregorios Zügen, er war nicht nur froh, nein, auch sogar gerührt, so viel und so Erfreuliches von längst ihm entrückten Personen und Verhältnissen zu erfahren. — Das Volk ringsum — der Podestà und der Aktuarius miteingeschlossen — folgte dem Zwiegespräch, ohne zu ermüden, mit größter Spannung, die Frauen sogar mit sichtlichem Wohlgefallen. Schließlich verlangten die Zuhörer von dem Landsmann, ihnen in den Dialekt zu übersetzen, was man aus Mienen und Bewegungen des Fremden nicht ganz verstanden hatte.

Nach solcher Wendung des Vorgangs gab der Podestà der Überzeugung Ausdruck, Goethe sei ein braver, kunstreicher und wohlerzogener Mann, der umherreise, um sich zu unterrichten. Ja, klar durchschauend, wen er vor sich hatte, fügte

der erste Beamte des Ortes noch hinzu: „Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede und sie aufmuntere, Malcesine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl wert ist, von Fremden bewundert zu sein."

Dieser Erklärung mag der auch zu den Umstehenden zählende Padrone des Albergo, Aquila nera, gewiß zugestimmt haben. Goethe selbst aber unterließ es nicht, das Lob der Gegend, der Lage des Schlosses und der Einwohner nochmals zu bekräftigen und die Weisheit und Vorsicht der beiden Gerichtspersonen ganz besonders hervorzuheben.

Dann erhielt er die Erlaubnis, mit Meister Gregorio nach Belieben den Ort und die Gegend zu besehen. Der Wirt Testa gesellte sich zu dem Landsmann und dem Gast, auf den er augenscheinlich stolz war, und verhinderte zunächst durch eigne Fragen, daß Goethe dem Befreier danken konnte.

Als der Dichter aber nach freundlicher Abwehr endlich doch dazu kam, wollte der „brave Mann" keinen Dank annehmen. Er meinte, Goethe wäre nicht so leicht losgekommen, wenn der in Verlegenheit geratene Podestà sein Handwerk verstünde und der Aktuarius nicht ein höchst eigennütziger Mensch sei. Da aber die Verhaftung nur Mühen, keinen Lohn eingetragen hätte, so sei der Reisende schon vor Ende der Unterredung mit ihm frei gewesen.

— — — — — — — — — — — — —

Damit endete das Abenteuer, an das Goethe noch im Alter mit merklichem Vergnügen zurückdachte. Ein Teil des Morgens war darüber hingegangen. Dann jedoch wird sich der Dichter die Stadt und die Gegend weiter angesehen haben, vielleicht in Begleitung Gregorios oder seines Wirtes.

Sicher hat Goethe auf der hochgelegenen Terrasse vor der Kirche gestanden, wo man das Kastell von der südöstlichen Seite aus sehen kann und einen herrlichen Ausblick auf den See, die Gebirgskette gegenüber und einige hoch oben liegende Dörfer genießt. Vor allem fällt der auf einen schroffen, senkrecht vom Wasserspiegel aufsteigenden Felsen gebaute Ort Pieve in der Hochebene von Tremosine mit seiner uralten Kirche ins Auge.

Von dem Kunstsinn Goethes können wir es nicht anders erwarten, als daß er auch in den aus dem 17. Jahrhundert stammenden Dom eintrat. Das weithin sichtbare Gotteshaus besitzt ein bewundernswertes Bild, eine Kreuzesabnahme von dem Veronesischen Maler Girolamo dai Libri (1472—1555), sowie drei andere bemerkenswerte Gemälde von Boscherato, einem gleichfalls in Verona geborenen Künstler des 17. Jahrhunderts.

Volckmann gibt über die Kunstschätze der Orte am Gardasee keinen Aufschluß. Falls dem Reisenden nicht sonstige Hülfsmittel zu Gebote standen, so mußte er sich also bei den Einheimischen erkundigen oder selbst auf die Suche gehen. Beides hat Goethe in Malcesine sicher getan und, wie seine Aufzeichnungen bekunden, dauernde Eindrücke davon mitgenommen. Was er am 16. September in Verona in sein Tagebuch schrieb: „Ich gehe nach meiner Gewohnheit nur so herum, sehe alles still an und empfange und behalte," das dürfte auch für den kurzen Aufenthalt in Malcesine zutreffen.

Doch nicht nur ästhetische Genüsse boten sich dem Dichter dort, nein auch der Naturphilosoph und der Naturforscher, zunächst der Mineraloge und Botaniker, wurden um wertvolle Erkenntnisse und Anschauungen bereichert. Schreibt Goethe doch am 13. in Malcesine in sein Tagebuch, daß ihm hier „die Mineralogie und das bißchen botanischer Begriff unsäglich viel aufschließe", ja, er meint sogar, durch beides sei ihm bisher der eigentliche Nutzen der Reise vermittelt worden. Möglicherweise sah der Unermüdliche und Unersättliche auch einen der roten Marmorbrüche in der Nähe des Städtchens an den Abhängen des Monte Baldo. Für Naturstudien konnte ihm jedenfalls ein Buch von Johann Jakob Ferber, Professor der Naturgeschichte in Mitau (1743—1790), das Goethe mit sich führte, wertvolle Aufschlüsse geben, obwohl damals die Bestimmung der Gesteins- und Gebirgsarten noch nicht so fest stand wie heute.

Eine reiche Flora fand Goethe in Malcesine, zunächst manche bedeutsame Baumarten. Unter diesen mögen ihm uralte Zypressen und Oliven am meisten aufgefallen sein. Kann man sich doch auch heute noch nicht genug über die

oft höchst abenteuerlich gestalteten, Jahrhunderte alten Olivenbäume in den Berggärten erstaunen! Sie sind in der Natur die Wahrzeichen von Malcesine. Dahingegen fehlen Lorbeer und Myrte im Freien, es ist ihnen am Ostgestade des Sees nicht warm genug, sie haben sich deshalb an das heiße Westufer zurückgezogen.

Einen alten Zitronengarten besitzt aber Malcesine. Er liegt an der Landstraße nach Osten zu und gehört der angesehenen Familie Manini, deren neue schöne Villa dem Grundstück gerade gegenüber steht. Nach den Tagebuchmitteilungen vom 13. September besuchte Goethe den einzigen Zitronengarten des Ortes und zeichnete ihn. Es wird wohl nur eine flüchtige Skizze gewesen sein, immerhin aber wäre es wertvoll, zu untersuchen, ob sich diese unter den damaligen Zeichnungen Goethes noch herausfinden ließe.

Bei der Tagebuchniederschrift von Vicenza den 21. September befindet sich die Zeichnung eines jungen Mädchens, das an einem Bügel oder Bogen von schwankendem Holz zwei Gefäße, augenscheinlich Wasserbehälter, trägt. Ebensolche Gestalten konnte der Dichter schon in Malcesine sehen, wo heute noch in kupfernen Henkelkesseln das Wasser oder sonstiges am Bügel getragen wird.

Da die „Lust zum Zeichnen dort „heftig“ in dem Dichter erwachte“, und er trotz allem Bedauern, „kein größerer Meister in dieser Kunst zu sein“, sich doch auch wieder darüber freute, „wenigstens so viel zu leisten“, wird er sicher beklagt haben, in der Kürze der Zeit nicht mehr Motive mit dem Stift festhalten zu können. Wie malerisch war doch allein die nächste Umgebung des Albergo Aquila nera! Der vor ihm liegende Hafen mit den vielen Segelbarken, der alte Arkadengang daneben, die Piazzetta mit den bunt angestrichenen Häusern, der Ausblick auf den blauen Wasserspiegel und die Bergkette dahinter! Vor allem aber mag es Goethe leid getan haben, den efeuumsponnenen Felsen mit dem Turm darauf vom Schloßhof aus nicht noch einmal zeichnen zu können.

Für den Spätnachmittag muß der Dichter eine Verabredung mit Gregorio getroffen haben, denn gegen Abend holte ihn dieser in seinen Weinberg ab, der den See hinabwärts, also nach Süden zu gelegen war. Dort an den Vor-

höhen des Monte Baldo über der vorspringenden Halbinsel haben wir diesen Berggarten, worin die Traube, die Feige und andere köstliche Früchte reiften, wohl zu suchen.

Die beiden Männer begleitete der fünfzehnjährige Sohn Gregorios. Während der Vater dann die reifsten Weintrauben suchte, mußte der Junge auf die Bäume steigen und das beste Obst brechen.

Das gütige Verhalten dieser beiden „ihm weltfremden und doch so wohlwollenden Menschen" regte in der „unendlichen Einsamkeit dieses Erdenwinkels" Goethe zu den verschiedensten Betrachtungen an. Immer aber erstaunte er wieder beim Rückblick auf sein Abenteuer darüber, welch ein wunderliches Wesen der Mensch ist. „Was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Gesellschaft genießen konnte, macht er sich oft unbequem und gefährlich, blos aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt sich auf seine besondere Weise anzueignen."

Vor Sonnenuntergang ist Goethe mit dem Befreier und seinem Sohn sicher nicht heimgegangen. Hat man doch von den südlich gelegenen Berggärten aus einen umfassenden Überblick auf den Tanz der Farbentöne und Lichter, der während des Versinkens der Sonne hinter den westlichen Uferbergen am Himmel und im Abglanz auf dem Wasserspiegel wogt. In den mannigfaltigsten Abstufungen vom zartesten Rosa bis zum tiefen blutigen Rot der reifen Tomate schimmert es dann auf türkisblauem Grund. Matte und hartgelbe Wellen fließen dazwischen, das dunkle Gold der Orange erglüht bei grünlichen Tinten und flicht Rosen in die Schaumkronen des leise bewegten Wasserspiegels. Alles leuchtet ringsum in der wunderbaren Farbensymphonie, selbst durch die schwarzgrünen Zypressen züngeln rötliche Flammen.*)

---

*) Friedrich Ratzel hat in seinem Werke „Über Naturschilderung", Druck und Verlag von R. Oldenburg, München und Berlin 1906, in dem Abschnitt „Der Rhythmus in der Landschaft" auch den Ausblick auf Malcesine vom südlichen Berggelände der Stadt und zwischen Ölbäumen und Zypressen hindurch als ein Bild von besonders malerischer Wirkung wiedergegeben. Und doch verrät dieser Stich nichts von der Pracht der Farben.

Der Dichter und Naturfreund hat gewiß dies Schauspiel genossen, bis die Dämmerung ihre Schleier darauf senkte und das mehr und mehr hereinbrechende Dunkel zum Aufbruch mahnte.

Wie es scheint, hat Gregorio und sein Sohn den Fremden nur bis zum Albergo begleitet. Dann schrieb Goethe noch einen kurzen Eintrag in sein Tagebuch, der ihm neben weiteren, sicherlich gemachten Notizen später bei der ausführlichen Schilderung des Abenteuers von Malcesine in der italienischen Reise als Halt diente. Denn daß bei der späteren Niederschrift die Phantasie der Erinnerung in der Hauptsache mehr Dienste geleistet hätte, als es für die Wahrheit wünschenswert erschien, das widerlegt die ungemein lebhafte wie aus unmittelbaren Eindrücken hervorgegangene Schilderung des ganzen Vorgangs.

In einem Brief an Freund Zelter von Ende Mai 1815 äußert sich Goethe über den Plan für die Bearbeitung seines Reisejournals und der sonstigen Aufzeichnungen für die italienische Reise folgendermaßen: „Ich habe glücklicherweise noch Tagebücher, Briefe, Bemerkungen und allerlei Papiere daher, so daß ich zugleich völlig wahrhaft und ein anmutiges Märchen schreiben kann."

Nicht wie ein solches, jedoch wie eine dramatische Novelle mutet uns die spätere Darstellung des Vorgangs im Schloßhof von Malcesine an. Goethe hat viel Liebe darauf verwandt, dies Erlebnis in wirksame Form zu bringen. Was er an Ort und Stelle „Abends" niederschrieb, konnte nur sehr kurz sein, weil schon allein die schlechte Beleuchtung das Eingehen auf Einzelheiten nicht gestattete. Möglicherweise hat Goethe außer dem knappen Abendeintrag ins Tagebuch am 13. September in Malcesine gar keine weiteren Notizen hingeworfen, sondern erst auf dem Wege nach Rom oder in Rom selbst. Gewann er doch nach dem Briefe an Zelter vom 27. Dezember 1814 auf der Fahrt dahin den Eindruck, daß sich in den bis dahin „geschriebenen Blättern manches befinde, das er näher bestimmen, erweitern und verbessern könnte".

Wie Goethe den Rest des Abends verbrachte, wissen wir nicht. Es dürfte aber keineswegs allzu gewagt erscheinen, ihn, den Freund des Volkes, in der alten Trattoria zu ver-

muten, wo er außer Schiffern, Fischern, Handelsleuten, Bauern und Handwerkern gewiß auch noch andere fesselnde Gestalten aus der Einwohnerschaft beobachten konnte. Im Hause Testa gab's wohl damals schon einen guten Wein, wurden in jenen Tagen bereits — wie noch heute — wichtige Angelegenheiten aller Art verhandelt. Gewiß hat der Wirt dafür gesorgt, daß der vornehme Gast gut unterhalten wurde und weitere vorteilhafte Eindrücke aus dem alten Städtchen mitnahm. Möglicherweise hat sich Goethe, der ja stets den Austausch mit volkstümlichen Personen suchte, auch noch mit einigen Gästen in ein Gespräch eingelassen und sie durch Wort und Wesen gefesselt. Jedenfalls dürfen wir das im Abendeintrag vom 13. September enthaltene Bekenntnis des Dichters, er habe „die Leute bezaubert", nicht nur auf die Zuschauer im Schloßhofe beziehen.

Ob Gregorio abends noch einmal im Albergo erschien, um noch einiges von Frankfurt zu erfahren und den Worten des fesselnden „kunstreichen" Mannes zu lauschen, wir wissen es nicht; eins nur steht fest, daß dieser Mann durch sein gesamtes Verhalten einen tiefen unauslöschlichen Eindruck auf Goethe gemacht hat.

— — — — — — — — — — — — —

Wer war nun dieser Gregorio? Wie seinerzeit Ottomar Piltz, so suchten wir in den Kirchenbüchern von Malcesine vergeblich Aufschluß über seine Lebensdaten. Der Dichter bezeichnet ihn als einen Mann „etwa in den Funfzigen", er konnte also das Alter des Befreiers nicht genau bestimmen nnd gab es deshalb nur ungefähr an. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte aber Gregorio zwischen 1730 und 1740 geboren sein. Doch weder die Taufregister aus diesem Jahrzehnt, noch aus dem vorangegangenen und nachfolgenden enthalten diesen Namen. Erst am 14. März 1759 wird der Sohn des Pietro Antonio Folli und der Julia Benamati auf den Namen Gregorio getauft. Piltz berichtet, es sei in der Familie Folli-Benamati Brauch gewesen, die Knaben nach einem Oheim zu benennen; er vermutet deshalb, Goethes Befreier sei in diesem Grade mit dem 1759 geborenen Knaben verwandt gewesen und habe von ihm den Namen erhalten.

Allein da es, wie die Kirchenbücher beweisen, in Malcesine Sitte war, die Täuflinge nach den Paten zu benennen, so liegt die Frage nahe, warum der Onkel Gregorio nicht als solcher angeführt wurde. Die eingetragenen Paten des bereits 1767 verstorbenen Knaben Gregorio Folli aber waren Filippo Chincarini und Francesco und Caterina Zorzi. Wären die drei Genannten Vertreter des Oheims gewesen, so müßte dies eigentlich wie in anderen ähnlichen Fällen im Kirchenbuch bemerkt sein.

Obwohl nach Angabe von Piltz noch heute ein etwa vierundsechzig Jahre alter Gregorio Benamati in Malcesine lebt, der seinen Namen gleichfalls von einem Oheim empfing, so läßt sich doch weder in den Geburts- und Trauungs-, noch in den Sterberegistern von ungefähr 1720—1820 ein Gregorio in der alteingesessenen Familie Benamati nachweisen. Die Vermutung, Goethes Befreier gehöre ihr an und sei der Pate des Gregorio Folli gewesen, steht also nicht auf festen Füßen.

Der Name Gregorio ist heute wie im achtzehnten Jahrhundert eine Seltenheit in den Kirchenbüchern von Malcesine. Giovanni, Battista, Benigno, Caro, Steffano, Francesco, Nicola, Michele, Antonio waren in alter Zeit die gebräuchlichsten Vornamen, deren häufige Anwendung, wie uns auch der ehrwürdige Erzpriester, Don Antonio Moretto, bestätigt, mit der Verehrung für die bekanntesten Ortsheiligen zusammenhängt.

Trotz mühevollsten Suchens fanden wir im achtzehnten Jahrhundert den Vornamen Gregorio nur noch einmal in den Kirchenbüchern von Malcesine. Am 15. November 1731 war ein Gregorio Mersi Mitpate bei dem Täufling Bartolomeo, Sohn von Antonio und Stella Curazza. Man möchte diesen Mann für einen zugezogenen Franzosen halten, und vielleicht war er das auch. Es ist aber, wahrscheinlich weil der andere Pate aus Verona stammte, bei Gregorio Mersi ausdrücklich vermerkt, er sei „aus Malcesine". Ob von diesem 1731 wohl mindestens zwölf bis vierzehn Jahre alten Mann der Vorname auf andere Täuflinge aus dem Städtchen überging, kann natürlich heute nicht mehr bewiesen werden.

Alles Forschen nach dem Gregorio Goethes hatte also kein anderes Ergebnis wie die mühselige Arbeit von Ottomar Piltz, der, wie wir uns erinnerten, in bezug auf die Fest-

stellung dieser Figur auch nicht über Vermutungen hinausgekommen war.

Gerade waren wir also dahin gekommen, von weiterem Suchen als von einer unfruchtbaren Zeitverschwendung abzusehen, als am selben Tage die Padrona unseres Hotels einem Mädchen den Bescheid gab, es möge eine von den drei Gregorien herbeirufen. Auf unsere Frage, wer denn damit gemeint sei, erzählte mir die Wirtin, das wären drei Schwestern, die eigentlich Saglia hießen und in Malcesine „die Gregorien“ genannt und oft als Beihilfen im Haushalt oder für sonstige Arbeiten herangezogen würden. Die älteste davon, eine Witwe, habe einen Sohn, der gerade im Hause etwas schaffe und gewiß weiteren Aufschluß geben könne.

Allein von dem jungen Mann war nicht viel zu erfahren, desto mehr Aufklärung brachte ein Besuch bei den Gregorien selbst. Sie erzählten uns, schon seit alten Zeiten habe ihre Familie den Beinamen Gregorio geführt. Vom Großvater wußten sie es bestimmt, vom Urgroßvater nicht, aber sie meinten, daran könnte kaum gezweifelt werden. Der Name wäre wohl immer vom Vater auf den Sohn übergegangen. Er hätte ja selbst bei ihnen eine weibliche Form angenommen. Besäßen sie einen Bruder, so würde der natürlich von den Leuten auch wieder Gregorio genannt werden.

Was die Schwestern sagten, bestätigte ihr anfangs der Siebzig stehender Nachbar Antonio Rossi, von dem wir noch manch anderen wichtigen Aufschluß erhielten. Die älteste der drei Gregorien ist 1847 geboren, sie steht also im 62. Lebensjahre. Der Vater der drei Schwestern ist jung gestorben, war aber nach ihrer Meinung um 1815 herum geboren, er könnte also der Enkel des Goetheschen Gregorio gewesen sein. — Es galt deshalb festzustellen, in wieweit die ermittelten Tatsachen durch Einträge in den Kirchenbüchern ergänzt oder bestätigt wurden.

Der Annahme folgend, der Befreier des Dichters sei entweder ein hoher Vierziger oder angehender Fünfziger gewesen, sahen wir zuerst die Taufregister von 1735—1740 nach. Alsbald stellte sich heraus, daß wir richtig vermutet. Denn am 27. März 1738 wurde dem Bernardino Saglia ein Sohn, Giovanni Battista, geboren, den zwei Gebrüder

Chincarini und die Tochter des Giovanni Battista Turazza am 31. März 1738 aus der Taufe hoben. Dieser Saglia stand also im September 1786 im 49. Lebensjahre und konnte leicht für einige Jahre älter gelten. Goethe betont ja auch, er sei ein Mann etwa in den Fünfzigen gewesen! Angenommen, Giovanni Battista Saglia, genannt Gregorio, sei des Dichters Befreier, so würde das ganz gut zu den sonst in Betracht kommenden Umständen stimmen.

Gregorios Aufenthalt in Frankfurt fiel in Goethes jüngere Jahre, also wohl in dessen Knabenzeit, ungefähr vom Ende der fünfziger bis anfangs der sechziger Jahre. Der Dichter bezeichnet ihn als „Meister Gregorio", wahrscheinlich eine Höflichkeitsform; denn der Mann, der in Frankfurt im Dienste einer Familie stand und dann in Malcesine augenscheinlich ein Landgut besaß, war wohl kein Handwerksmeister oder verfügte über Fertigkeiten auf irgend einem Gebiete der Kunst.

Von Haus aus wahrscheinlich ohne Vermögen, war Gregorio, wie heute noch viele unbemittelte junge Leute von Malcesine, ins Ausland gegangen, um sich dort etwas zu verdienen. In der Gegenwart reisen die Erwerbslustigen nach Amerika, in vergangenen Zeiten wurden nach Aussage älterer Leute die großen europäischen Städte bevorzugt.

Da Gregorios Aufenthalt in Frankfurt in Goethes jüngere Jahre fiel, so konnte er nur bei dem Begründer der bedeutenden Tabaksfabrik Fratelli Bolongari, bei Giuseppe Maria Marco Bolongaro, in Stellung gewesen sein. Dieser am 25. März 1712 zu Stresa am Lago maggiore geborene tatkräftige uud weitblickende Kaufmann verheiratete sich in Frankfurt am 28. Februar 1751 mit Anna Maria d'Angelo und lebte als reicher, angesehener Mann in der Folge auf großem Fuße.

In dem bewegten Hause des Marco Bolongaro, der die verschiedensten Persönlichkeiten bei sich sah, war Gregorio jedenfalls Diener. Und in dieser Stellung hatte er sich wohl auch die von Goethe hervorgehobene Weltgewandtheit angeeignet.

Weitere Nachforschungen ergeben nun, daß Giovanni Battista Saglia, genannt Gregorio, auch einen Sohn besaß,

dessen Alter ungefähr zu dem des Sohnes von dem Befreier Goethes paßt. Der Knabe hieß Bernardino und war am 13. November 1772 geboren, also fast 14 Jahre alt, als der Dichter in Malcesine weilte. Aus der Geburtsanzeige des Sohnes erfahren wir auch den Namen der Mutter, Magdalena Cava; die Pathen des Täuflings waren Michael und Chatarina Maroati, letztere eine geborene Rossi. Auffallend ist die deutsche Schreibweise bei den Vornamen, weil diese in den Kirchenbüchern sonst selbstverständlich in italienischer Form wiedergegeben werden.

Während der Napoleonischen Zeit sind die Kirchenbücher von Malcesine augenscheinlich nicht so genau geführt worden wie bis zum Jahre 1797, wo, wie schon früher erwähnt, das Städtchen mit dem gesamten Gebiet von Venedig dem Kaisertum Österreich einverleibt wurde. Deshalb läßt sich auch nicht genau feststellen, ob die am Ende der neunziger Jahre in den Kirchenregistern vorkommenden Paolo, Beningo, Bartolo, Giacomo und Jean Battista Saglia Brüder von dem 1772 geborenen Bernardino sind. Höchst wahrscheinlich dürfte aber der letztgenannte Jean Battista ein jüngerer oder älterer Bruder von dem eben Genannten gewesen und zugleich mit dem Großvater der heute noch lebenden drei Gregorien identisch sein. Denn er und sein Sohn Beningo, deren Vater, führten den Beinamen Gregorio, während andere Zweige der Familie Saglia wohl gleichfalls schon damals als Mela und Saiot von den Einwohnern bezeichnet wurden.

Da nun auch andere alteingesessene Geschlechter in Malcesine seit langen Zeiten Beinamen führen, z. B. die Testas — Paio, die Benamatis — Chicarelo, die Guarnatis — Trovela, die Morattis — Risteleta, die Bertuzzis — Morine, die Turazzas — Pacieroto usw., so dürfte kaum ein Zweifel darüber walten, daß der in den Kirchenbüchern kaum vorkommende Name Gregorio bei dem mit Goethe in Berührung gekommenen Mann kein Vor- oder Zuname, sondern ein Beiname gewesen ist.

Da die junge hübsche Frau während Goethes kritischer Lage auf dem Schlosse dem Podestà den Rat gab: „Laßt doch den Gregorio rufen", so war dieser sicher eine ganz bekannte Persönlichkeit, die diesen Namen mit keinem anderen teilte.

Sonst hätte die Frau ja noch eine nähere Bezeichnung anfügen müssen.

Leider ließ sich nicht feststellen, ob Giovanni Battista Saglia (geboren 1738) ein Grundstück in der nach Süden zu über dem See gelegenen Gemarkung der Stadt besaß. Den Mitteilungen des Sindaco von Malcesine zufolge sind die Grundbücher aus dem achtzehnten Jahrhundert nicht mehr erhalten und wahrscheinlich in den Unruhen der Napoleonischen Epoche abhanden gekommen. Die Zeit fehlte, um in Venedig, wohin unter der österreichischen Regierung noch Reste von Akten aus dem Palazzo des Capitano del Lago gebracht wurden, und in Bardolino, dem Verwaltungssitz der Gardesana (des östlichen Seeufers von Malcesine bis Peschiera) Nachforschungen darüber anzustellen, ob nicht doch noch Bücher oder sonstige Akten über die Grundbesitzer von Malcesine aus dem Jahre 1786 vorhanden sind.

Die drei Gregorien wissen nichts von einem Besitz ihrer Vorfahren über dem südlichen Seeufer. Augenscheinlich ist die Familie wohl durch Schicksalsschläge, vor allem durch den frühen Tod des Vaters, etwas zurückgegangen; denn die drei Frauen kämpfen redlich um ihren Unterhalt. Ihr unterhalb der Kirche gelegenes Haus, ein ziemlich alter Bau, soll aber, wie verschiedene hochbetagte Leute bestätigten, noch vom Großvater väterlicherseits stammen. Wenn hier auch schon der Urgroßvater wohnte, so konnte er auf den Ruf des Podestàs in ein paar Minuten im Schloßhof sein; denn das Kastell liegt unfern des Heims der Familie Saglia (Gregorio). Bleibt nun auch die Frage offen, ob Giovanni Battista Saglia (geb. 1738) wirklich ein Grundstück nach Süden zu über dem See besaß, so sind wir doch der festen Überzeugung, daß er und kein anderer Gregorio, der Befreier Goethes, gewesen ist. Sein „braunes italienisches Gesicht" glauben wir noch in den Zügen der Urenkelinnen wiederzufinden, in deren Äußerlichkeit sich keine Spur eines germanischen Bluteinschlages finden läßt, wie bei so manchen Frauen in Malcesine.

Was nun den in Goethes Erlebnis verwickelten Podestà und seinen Aktuarius betrifft, so macht es uns das Fehlen der einschlägigen Stadtakten unmöglich, deren Namen aufzufinden. Ottomar Piltz jedoch berichtet, das unbesoldete Ehren-

amt eines Podestà von Malcesine habe von 1780 bis zum Sturze der Republik 1797 der dem Grundadel des Städtchens angehörende Bartolo Ambrosi begleitet, dessen Aktuarius sei Domenico Turazza gewesen, ein Vorfahre der heute zu großen Ehren gelangten Familie gleichen Namens. Die Quellen für diese Angaben sind leider nicht mitgeteilt. — Mündliche Erkundigungen nach den beiden städtischen Gerichtspersonen aus jener Zeit blieben durchaus erfolglos.

In den örtlichen Überlieferungen hat sich nur das Andenken an Goethe und an Gregorio erhalten, sowohl bei der Familie Testa als bei einer Anzahl alter Leute. Die neunzigjährige Margherita Guarnati, geborene Testa, kann heute noch die Geschichte von dem vermeintlichen Spia (Spion) genau erzählen. Sie weiß sie nicht allein von den Großeltern, nein, auch von dem Vater ihres Mannes, der in jenen Zeiten Beamter der Stadt war und den Vorgang miterlebt hatte. Was die Greisin berichtet, gründet sich auf Familienüberlieferungen. Nie hat sie etwas von, nie etwas über Goethe gelesen. Ausdrücklich betont Frau Margherita, das in ihrer Jugend Gehörte wisse sie noch genau, aus der Mitte ihres Lebens könne sie sich vieles nicht mehr klar ins Gedächtnis zurückrufen.

Neben dieser lebendigen Quelle finden die Erinnerungen an Goethe einen Halt in den Erzählungen der Ursula Fumiani, die 1884 im 97. Lebensjahre unverheiratet starb. In den Wintertagen, wenn es still in Malcesine geworden war, und die Leute abends beim Vieh in den Ställen zusammensaßen und sich über merkwürdige Erlebnisse und Begebenheiten vergangener und gegenwärtiger Zeiten unterhielten, dann mußte Ursula immer wieder die Geschichte von dem für einen Spion gehaltenen vornehmen Mann aus Frankfurt am Main berichten, das nach ihrer Ansicht weit hinten in Österreich lag. Auch Margherita Guarnati bezeichnet den Dichter als einen Austriaco.

Der am anfang der siebziger Jahre stehende Antonio Rossi erinnert sich aus seinen Knabenjahren noch genau, was Ursula Fumiani von dem Fremden aus Frankfurt am Main und von Gregorio erzählte. Damals soll auch schon der Name Goethe bekannt gewesen sein.

Falls dies keine Täuschung ist, so hat der Dichter vielleicht in Malcesine sein Incognito — er reiste bekanntlich bis Rom unter dem Namen Johann Philipp Möller aus Leipzig — der herrschenden Kriegs- und Spionsfurcht wegen nach dem Vorkommnis im Schloßhof lüften und dem Wirt wahren Aufschluß über seine Person geben müssen.

Jedenfalls hat aber der Padrone des Albergo sofort gemerkt, daß er keinen schlichten Kaufmann vor sich hatte und schon Mittel und Wege gefunden, um sich über den umgänglichen und doch vornehmen Herrn auf irgend eine Weise Aufklärung zu verschaffen. Vielleicht erhielt er sie sogar von Gregorio selbst, der sich möglicherweise von seinem Frankfurter Aufenthalt her der Familie Goethe noch erinnerte. Nachdem der Dichter seine Abstammung aus der alten Mainstadt verraten, war der Name Johann Philipp Möller, Kaufmann aus Leipzig, für die mit ihm in Berührung kommenden Personen bedeutungslos geworden, auch wenn er weiter über sich geschwiegen hätte.

Sicher ist, die alten Leute in Malcesine haben das Abenteuer Goethes mit allen Einzelheiten genau im Gedächtnis behalten, namentlich die Generation, der die 1787 geborene älteste Tochter des Gastwirts Testa, Elisabetta, und ihre nur wenig Tage jüngere Freundin Ursula Fumiani angehörten. Diese soll sogar erzählt haben, Gregorio sei mit dem Padrone des Albergo «Aquila nera» nahe verwandt gewesen. Stimmt das, so war dessen Frau Margherita Saglia wohl eine Schwester von dem Befreier des vermeintlichen Spions.

So spannen sich die Fäden der Erinnerung an Goethe von Geschlecht zu Geschlecht weiter, ohne daß bis zum Jahre 1857 irgend ein Anstoß ihnen neuen Halt gegeben hätte. Von der Verbreitung italienischer Übersetzungen Goethescher Werke, vor allem der italienischen Reise, ließ sich keine Spur auffinden.

Da kam 1857 der König Johann von Sachsen, der bekannte feinsinnige Dante-Übersetzer, nach Malcesine, der sich den Schauplatz eines der anziehendsten Abschnitte des eben genannten Buches ansehen wollte. Der geistvolle Fürst war vor der mühevollen Übersteigung des Monte Baldo nicht

zurückgeschreckt, um aus dem Etschtale alsbald nach Malcesine zu kommen.

Im Burghofe las König Johann dann die Schilderung Goethes von seinem Abenteuer; er stieg auch in der Dichterherberge ab und wohnte in demselben Zimmer, das einst Goethe aufgenommen hatte. — Heute noch erinnert sich der damals neun Jahre alte Herr Giovanni Battista Testa, wie sich seine Eltern und Großeltern mit dem König über den unvergessenen Gast des Hauses von 1786 unterhielten.

Seit König Johann von Sachsen das Andenken Goethes wieder aufgefrischt hatte, ist dieser für Malcesine ein mächtiger Förderer geworden. Denn immer mehr Verehrer des Dichters, und nicht allein Deutsche, folgten dem Beispiel des fürstlichen Gesinnungsgenossen. Und heute besucht wohl kaum ein gebildeter Reisender den Gardasee, ohne sich in Torbole und Malcesine die Stätten anzusehen, die der große Sohn Frankfurts „mit dem Immergrün poetischer Schilderungen schmückte".

Für Goethe selbst war der in Malcesine verbrachte Tag nicht nur „in der Erinnerung lustig", nein auch in der Gegenwart genußreich. Es ist ihm dort in dem milden Klima einmal wieder so recht „innerlich warm geworden", wovon er seit langer Zeit „keinen rechten Begriff mehr" hatte. Daneben weitete sich sein Herz unter erhebenden Eindrücken aller Art, „war es ihm eine rechte Lust", den Geheimerat zu vergessen und ein Mensch unter Menschen zu sein. Wie er diese aber zu bezaubern, wie er, dem Treufreund in seinem Stück „Die Vögel" gleich, sie nach seinem Sinne zu lenken verstand, das bezeugt klar das Abenteuer im Schloßhof. — Es ist ein Sieg seiner überall mächtigen und gerade auf der italienischen Reise durch glückliche innere Stimmung und männliche Schönheit besonders fesselnden Persönlichkeit.

Fürsorgemaßnahmen für mittellose Wanderer.

Von Dr. Otto Becker in Frankfurt a. M.

Die Regelung des Wanderverkehrs für Wanderarme ist ein Problem, an dessen Lösung seit einem Vierteljahrhundert mit allem Ernst und aller Kraft vom Staat und von den Inneren Missionen gearbeitet wird. Als nach den sogenannten Gründerjahren in Deutschland ein allgemeiner Rückgang der Konjunktur eintrat, da machten sich, namentlich im Westen und in der Mitte von Deutschland, die herumwandernden arbeitslosen Elemente in der störendsten Weise geltend. In der schamlosesten Weise wurde gebettelt; in den meisten Fällen wurde nicht einmal um ein Almosen gebeten, sondern ein solches gefordert und wer nicht gütlich gab, wurde bedroht. In hellen Haufen bevölkerten diese „armen Reisenden" Städte, Dörfer, Landstraßen und abgelegene Gehöfte; sie wurden eine Plage besonders für die kleineren Gemeinden, die sich ihrer kaum erwehren konnten. Zugegeben, daß sich unter diesen Scharen, die sich damals auf der Landstraße umhertrieben, viele arbeitsscheue Elemente befanden, die bis in die tiefste Stufe des Verbrechertums hinabreichten, so war doch auf der anderen Seite die Zahl derer, die durch die wirtschaftliche Depression auf die Straße geworfen waren, noch größer. Die furchtbare Not der Arbeitslosigkeit nagte an ihnen. Da wurde ein Handwerksgesell wegen Mangel an Aufträgen entlassen. In allen Arbeitsnachweisen seines Faches hat er vergeblich vorgesprochen. Bald ist sein ehrenhafter Handwerkerstolz gebrochen, jede auch die geringste Arbeit nähme er gern, wenn nicht unter den vielen, die sich melden, andere ihm vorgezogen würden. Nun hungert er sich einige Tage durch. Das Schlafstellengeld wird ihm gestundet. Endlich aber sieht es die Wirtin auch nicht länger mit an, und er steht draußen von allem entblößt, obdachlos. Ein anderes Bild. Da ist ein junger Kaufmann wegen Rückgang der geschäftlichen Konjunktur von seinem Prinzipal entlassen worden. Ohne Ver-

wandte, allein in der Welt stehend, irrt er umher. Redlich sucht er Arbeit. Doch für körperliche gröbere Arbeit erscheint er jedem zu schwach, und Bureauarbeit findet er nicht. In einigen Wochen sind seine Ersparnisse verbraucht und die letzten Habseligkeiten versetzt. Die Wohnung wird gekündigt und obdachlos und arbeitslos steht er auf der Straße. Von Ort zu Ort wird „getippelt" und der notwendigste Lebensunterhalt zusammengefochten. Die drei großen Mächte der Landstraße, der Bettel und der Branntwein auf der einen Seite, die Arbeitsnot, das vergebliche Umschauen nach Arbeit und Stellung auf der anderen Seite, schlugen dem Wanderer Wunden an Leib und Seele, an denen viele zu Grunde gingen. Freiwillige Vereinigungen waren es zuerst, die dieses Übel, insonderheit den Bettel, zu mildern suchten. Die Vereine gegen Verarmung und Hausbettelei entstanden in dieser Zeit. Diese verpflichteten ihre Mitglieder, dem wandernden Handwerksburschen keine Almosen zu geben, statt dessen aber einen Beitrag in die Vereinskasse, aus der solchen, welche die Mildtätigkeit des Vereins in Anspruch nahmen, bare Geldspenden oder Unterstützungen durch Verabreichung von Getränken gegeben wurden. Eine andere Art der Unterstützung bestand auch darin, daß man den Wanderern, die um Arbeit vorsprachen, das sogenannte Ortsgeschenk, eine milde Gabe aus der Gemeindekasse, verabreichte. Indessen leistete die Vereinstätigkeit nicht das, was man von ihr erwartet hatte, anstatt daß sie die Bettelei beseitigte, zog sie dieselbe groß. Es litt eben die damalige Bekämpfung der Wanderbettelei an dem Grundfehler, daß sie sich nur als eine Abwehrmaßregel darstellte und kein Mittel fand, um dem Übel vorzubeugen. Diesem Mangel suchte man seit Anfang der achtziger Jahre dadurch zu begegnen, daß man die sogenannten Verpflegungsstationen ins Leben rief. Darunter begriff man Herbergen, in denen arbeitsfähige und arbeitsuchende Männer, die sich auf der Wanderschaft befanden, Beköstigung und Nachtlager erhalten konnten, die sie durch eine ihnen in der Verpflegungsstation zugewiesene Arbeit verdienen mußten. In Württemberg, im Amt Blaubeuren war es, wo der Oberamtmann Huzel diesen Gedanken in die Tat umsetzte und in seinem Kreise hier und da an geeigneten Orten Stationen

errichtete, in denen Wanderern statt der Bettelgaben, die nur zum Trunk verführten, Unterkunft und Naturalverpflegung gegen eine entsprechende Arbeitsleistung gegeben wurden. Im großen verwirklichte den Gedanken Pastor v. Bodelschwingh mit seiner ersten 1882 errichteten Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf, indem er hier gleichzeitig für die Wanderer die Möglichkeit schuf, so lange in der Anstalt zu bleiben, bis sich eine geeignete Arbeit für sie fand. Im kleinen führte die württembergische Anregung zur Gründung eines engmaschigen Netzes von Verpflegungsstationen, das sich über ganz Deutschland erstreckte und im Jahre 1890 schon nicht weniger als 195 Stationen umfaßte. Träger dieser Stationen waren meistens neben Wohltätigkeitsvereinen die unteren Verwaltungsbehörden (Kreise, Bezirksämter rc.). Die Stationen selbst schlossen sich zu einem Gesamtverbande deutscher Verpflegungsstationen zusammen, der in Verbindung mit dem deutschen Herbergsverbande an eine einheitliche Regelung des Herbergs- und Wanderwesens trat. Als einheitliches Kontrollpapier für mittellose Wanderer wurde der vom deutschen Herbergsverein aufgestellte Wanderschein angenommen, der auch als außeramtliches Ausweispapier über die Wanderschaft Anerkennung bei den staatlichen Behörden fand. Dieser Wanderschein soll nach den Bestimmungen nur an männliche Personen im Alter von mindestens 16 Jahren gegen Zahlung von Mark 0,50 oder vierstündige Arbeitsleistung auf Grund geeigneten Ausweises über ihre Person, Beschäftigung und letzten Aufenthaltsort ausgefertigt werden. Als Legitimationspapiere sind erforderlich: Polizeiliches Abzugsattest (Abmeldebescheinigung), Quittungskarte und glaubwürdige Arbeitsbescheinigung. Durch Annahme des Wanderscheines und Eintragung seiner Namensunterschrift in denselben, unterwirft sich der Inhaber den einzelnen Bestimmungen der Wanderordnung. Verpflegungsbewerber, die noch nicht im Besitze eines Wanderscheines sind, sollen zunächst auf Grund des § 28 des Reichsgesetzes über den Unterstützungswohnsitz als Obdachlose der Armenbehörde beziehungsweise der Polizeiverwaltung überwiesen werden. Erst auf eine Bescheinigung der Ortspolizeibehörde hin, daß sie eine von dieser angeordnete, mindestens einen ganzen Tag dauernde, Arbeit verrichtet haben, und daß

keine sonstigen Bedenken der Ausfertigung des Wanderscheines entgegenstehen, kann ihnen der Wanderschein und Stationsverpflegung gegen Stationsarbeit gewährt werden. Die zu verabreichende Verpflegung hat zu bestehen in Abendessen, Nachtquartier, morgens Kaffee, Frühstück und Mittagessen. Die dagegen von den Stationsgästen zu leistende Arbeit hat in der Regel im Holzhacken, Steineschlagen, auch Straßenfegen und anderen Arbeiten wie Wegebereinigung ꝛc. zu bestehen. Gemäß der in dieser Wanderordnung aufgestellten Grundregel: vormittags arbeiten, nachmittags wandern, war der Teil zwischen dem Morgenkaffee und dem Frühstück zum Arbeiten bestimmt. Nach dem Frühstück sollte der Wanderer nach Arbeit Umschau halten; fand er keine Arbeit, so hatte er nachmittags zur nächsten Verpflegungsstation weiter zu wandern, die tunlichst in fünf bis sechsstündigem Marsche zu erreichen sein sollte. Um eine genaue Kontrolle über Einhaltung der vorgeschriebenen Wanderroute zu haben, ist es Pflicht der Verwalter an jeder Station den Wanderschein mit dem Datumstempel (Datum des Arbeitstages) abzustempeln und die Stunde der Abreise sowie den nächsten Stationsort, wohin der Wanderer gehen will (Zielstation) jedesmal im Wanderschein einzutragen. Erforderlichenfalles, besonders zur Winterzeit, und wenn ausnahmsweise die nächste Übernachtungsstation mehr als sechs Wegestunden entfernt ist, sollte die Abreise schon am Vormittag gestattet sein und vor derselben eine Mahlzeit gereicht werden. Bei allzuweiter Entfernung der Zielstation oder zur schnelleren Erreichung einer Arbeitsstätte (oder Arbeiterkolonie, Heimatsort, Krankenhaus) kann nach den Vorschriften freie Eisenbahnfahrt durch Verabfolgung eines Gutscheines an der Fahrkartenausgabestelle gewährt werden, jedoch soll auch in diesen Fällen Abfahrt- und Ankunftsstation wie die Zeit der Abfahrt im Wanderschein vermerkt werden.

So schien die Regelung des Wanderwesens auf dem besten Wege zu sein, indessen gar zubald kam der Rückschlag. Das große Netz fing bald an, an Unvollkommenheiten zu leiden, bald waren seine Maschen zu eng, bald zu weit geknüpft. Die Anlage der einzelnen Stationen war zu sehr in das Belieben der einzelnen Orte und Kreise gestellt. Hier entstanden

Lücken, dort Aufhäufungen. Dazu kam, daß für die Arbeitsbeschaffung nicht überall genügend gesorgt wurde und der Arbeitsnachweis nicht genügend organisiert war. Arbeitslose Stationen wurden sehr überlaufen, während solche mit Arbeitsgelegenheit wohlweislich von den Wanderern umgangen wurden und an ihrer geringen Frequenz zu Grunde gingen; dagegen die anderen unter der großen Last der Unterhaltungskosten zusammenbrachen. Jedoch ließ sich der bisherige Zustand besonders in Preußen aufrecht erhalten, solange aus den Zollgeldern der lex Hüne Mittel zur Einrichtung und Unterhaltung derselben zur Verfügung standen. Als jedoch die Mittel aus der lex Hüne zu versiegen drohten und die Kreise erwägen mußten, Kreissteuern zu erheben, wich die frühere Begeisterung für diese Einrichtung einer starken Interesselosigkeit. Ihr Todesurteil war indessen für Preußen gesprochen, als 1895 das Abgeordnetenhaus den Eulenburgischen Gesetzentwurf ablehnte, wonach ein Drittel der Kosten der Stationen auf den Staat zu übernehmen, ein Drittel den Provinzen zuzuweisen war, während das letzte Drittel den Kreisen verbleiben sollte. Jener 1895er Entwurf plante also die obligatorische Einführung von Verpflegungsstationen im gesamten preußischen Staatsgebiete, seine Annahme stieß jedoch in mehrfacher Hinsicht auf gewichtige Bedenken. So wurde einmal betont, daß ein Bedürfnis zu einer solchen gesetzlichen Regelung nicht gleichmäßig vorhanden sei, weiter wurde das System in seiner vorgeschlagenen Ausgestaltung gewissermaßen als eine Organisation des zwecklosen Umherwandelns auf den Landstraßen bezeichnet und endlich mit Recht darauf hingewiesen, daß es an einer zweckentsprechenden organischen Verbindung mit einem Arbeitsnachweissystem fehlte. Aber nach Ablehnung dieser Gesetzesvorlage hörte das Drängen, die Wanderfürsorge gesetzlich zu regeln, nicht auf. Diesem Drängen konnte sich die Regierung nicht auf die Dauer verschließen und sie legte im Sommer 1907 dem Landtage ein Wanderarbeitsstättengesetz vor, das am 27. Juni desselben Jahres Gesetzeskraft erhalten hat. Das System der Wanderarbeitsstätten beruht dabei auf dem Gedanken, Stationen für arbeitsuchende, mittellose Wanderer tunlichst nur an einigen wenigen größeren Orten eines Bezirkes einzurichten, wobei diese Wanderarbeitsstätten durch-

gehends mit Arbeitsnachweisen und diese wiederum mit einander verbunden werden, sodaß für den in eine Wanderarbeitsstätte eintretenden Wanderer sogleich ein ausgebreitetes System organisch zusammengehöriger Arbeitsnachweise in Tätigkeit tritt. Die Wanderarbeitsstätten sollen demnach Auffaugstationen für alle in ihrem Umkreis befindlichen arbeitssuchenden Wanderer bilden. Demgemäß sind alle mittellosen, arbeitssuchenden Wanderer, die sich als solche bei einer Gemeindebehörde usw. ausweisen, auf direktem Wege, gegebenen Falls unter Benutzung der Eisenbahn, der nächsten Wanderarbeitsstätte zuzuführen. Dort soll der Arbeitssuchende gegen ernsthafte Arbeitsleistung vorübergehende Verpflegung und Obdach erhalten, vor allem soll aber versucht werden, ihm passende Arbeit nachzuweisen. Ist solche für ihn nicht vorhanden, so wird er, soweit möglich unter Benutzung der Eisenbahn, zu einer anderen Wanderarbeitsstätte gesandt, wo nach den gegenseitig ausgetauschten Nachrichten der Arbeitsnachweise voraussichtlich Arbeit für ihn vorhanden ist. Ist ihm nirgends Arbeitsgelegenheit zu verschaffen, so wird er, wiederum eventuell unter Benutzung der Eisenbahn, einer Arbeitskolonie zugewiesen. Der Vorteil dieses Systems hat in der Hauptsache auf der Verbindung der Wanderarbeitsstätten mit einem ausgedehnten Arbeitsnachweissystem wie auf dem Umstand zu beruhen, daß mittellose, arbeitssuchende Wanderer nicht ständig auf der Landstraße hin- und hergeschoben werden, vielmehr möglichst bald von ihr entfernt werden, um entweder durch die mit den Wanderarbeitsstätten verbundenen Arbeitsnachweise in eine dauernde Stellung oder einstweilen bis zur Erlangung einer solchen in einer Arbeitskolonie untergebracht zu werden. Eine Definition selbst, was der Gesetzgeber als Wanderarbeitsstätte im Sinne dieses neuen Gesetzes angesehen haben will, wird nicht gegeben, an dessen Stellen treten in § 2*) gewisse Erfordernisse, welche jede Institution, die im Sinne des Gesetzes Wanderarbeitsstätte im Gegensatz zu der Verpflegungs-

*) Wanderarbeitsstätten haben die Aufgabe, mittellosen, arbeitsfähigen Männern, die außerhalb ihres Wohnortes Arbeit suchen, Arbeit zu vermitteln und vorübergehend gegen Arbeitsleistung Beköstigung und Obdach zu gewähren.

station sein und damit auch an ihren Rechten teilnehmen will, erfüllen muß:

1. Errichtung eines Arbeitsnachweises,
2. genügende Arbeitsgelegenheit für die Gäste der Wanderarbeitsstätte,
3. Gewährung von Verpflegung und Obdach nur gegen vorgeschriebene Arbeitsleistung.

Träger der Wanderarbeitsstätten sind die Kreise. Diese können sich indessen mit Zustimmung des Provinzialausschusses für die Einrichtung, Unterhaltung und Verwaltung dritter bedienen; dabei ist jedoch Bedingung, daß die Erfüllung des Zwecks der Wanderarbeitsstätte in keiner Weise gefährdet wird. Über die Einführung der Wanderarbeitsstätten hat der Provinziallandtag mit Drittelmehrheit zu beschließen, damit dem sonst üblichen Selbstbestimmungsrecht der Kreise Rechnung getragen wird. Von den Kosten hat die Provinz dem Kreise zwei Drittel zurückzuerstatten; auch können diejenigen Kreise, in denen zwar keine Wanderarbeitsstätte eingerichtet ist, denen aber die von anderen Kreisen derselben Provinz eingerichtete Wanderarbeitsstätte zugute kommt, durch Beschluß des Provinziallandtages verpflichtet werden, zu den Kosten dieser Wanderarbeitsstätte beizutragen. Was nun die Beteiligung des Staates an den Kosten anbelangt, so hat die preußische Regierung schon wiederholt darauf hingewiesen, daß die Fürsorge für die Wanderer als ein Akt armenamtlicher Fürsorge, gesetzlich nicht Aufgabe des Staates, sondern der dazu berufenen Kommunalverbände sei. Erfreulicherweise hat sie sich aber bereit finden lassen, für den Arbeitsnachweis finanzielle Mittel bereitzustellen. So heißt es in § 5 Abs. 4: Von den Kosten der mit den Wanderarbeitsstätten verbundenen Arbeitsnachweise übernimmt der Staat nach Vereinbarung mit den Provinzen einen angemessenen Bruchteil.

Die Grundsätze, nach denen nun diese neuen Wanderarbeitsstätten zu verwalten sind, können im einzelnen recht verschieden sein. Jedenfalls ist als Maxime für alle Wanderer aufzustellen, daß sie sobald als möglich in dauernde Arbeitsstelle gebracht werden, solange aber dieses nicht möglich ist, haben sie in den Wanderarbeitsstätten durch ihre Arbeit das, was sie kosten, annähernd wieder einzubringen. Zu diesem Ende

muß bei der Gründung von Wanderarbeitsstätten, wie Franke in seiner Broschüre: „Ist die Einführung des Wanderarbeitsstättengesetzes für den Regierungsbezirk Kassel zu empfehlen“ treffend hervorhebt, vor allem darauf gesehen werden, daß diese Fürsorgeanstalten an den Hauptwanderstraßen und an solchen Orten liegen, wo das ganze Jahr hindurch, besonders also in den Wintermonaten, genügend Arbeit zu beschaffen ist. Die geeignete Arbeitsbeschaffung muß die erste Grundbedingung sein, um dem Verfall vorzubeugen. Krankten doch gerade die Verpflegungsstationen daran, daß sie für ihre Gäste nicht genügend Arbeit zu beschaffen wußten. Am meisten lohnend ist es zwar immer, wenn man die Wanderer zu Tagelohnarbeiten am Orte selbst abgeben kann. Dazu eignen sich aber nur solche, deren Zuverlässigkeit hinreichend erprobt ist. Als Hauptbeschäftigung wird im allgemeinen Holzzerkleinern, Steineschlagen, Garten- oder Feldarbeit in Betracht kommen. Welches die lohnendste Arbeit ist, wird sich nach den örtlichen Verhältnissen richten; zu wünschen wäre, wenn möglichst viele Wanderer infolge ihrer Beschäftigung mit landwirtschaftlichen Arbeiten mehr Liebe und Lust zur Landwirtschaft bekämen und so nach längerer Schulung ein Stamm brauchbarer landwirtschaftlicher Arbeiter herangezogen würde. Sollte es gelingen, auf jeder Wanderarbeitsstätte Gartenbau und Landwirtschaft in größerem Maßstabe zu betreiben, so dürfte dieser Wunsch nicht lediglich ein frommer bleiben. Auch kleine Handwerkstätten, wie Schlosserei oder Schreinerwerkstatt, Schuhmacherei und Stellmacherei könnten sich den Wanderarbeitsstätten angliedern. In den letzteren würde Gelegenheit zur Beschäftigung gelernter Arbeiter geboten werden können. In größeren Orten dürfte auch die Errichtung einer Brockensammlung (Hausratsammelstelle) lohnend sein. Auf weitere Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Ob es unter allen Umständen zweckmäßig sein wird, an Stelle des Wanderns die Eisenbahnfahrt treten zu lassen, wie es der Gedanke der Motive zum Gesetze ist, ist zweifelhaft. Zu begrüßen ist es auf jeden Fall, daß man die Beförderung mit der Eisenbahn an Stelle des Wanderns treten lassen will. Die Wanderer selbst werden dieses am meisten begrüßen und mit Ostwald kann man wohl dahin übereinstimmen, daß

wenn heute die Wanderer gefragt würden, ob sie lieber bei Sturm und Wetter die Landstraße entlang laufen oder mit der Eisenbahn an eine Arbeitsstelle fahren wollten, die Mehrzahl sicher das Fahren vorziehen würde. Dabei soll indessen nicht verkannt werden, daß durch die Eisenbahnfahrt das Wandern an sich nicht beseitigt werden kann, wie überhaupt die Wanderarbeitsstätten lediglich als eines der vielen Hilfsmittel zur Bekämpfung der Wanderbettelplage in Frage kommen. Das Allheilmittel, durch das der Bettel und das zwecklose Umherstreifen auf der Landstraße beseitigt werden kann, wollen und können sie nicht bilden.

Sollte aber eine Regelung im Sinne des Preußischen Wanderarbeitsstättengesetzes allmählich in ganz Deutschland eingeführt werden, so hat kein arbeitsfähiger Wanderer mehr einen Vorwand zum Betteln oder Landstreichen und umgekehrt würde dann jeder, der von dieser Fürsorge keinen Gebrauch machte, des Bettelns und des Landstreichens dringend verdächtig sein. Gerade in der vorbeugenden Hilfe wird eine der wesentlichsten und segensreichsten Aufgaben dieser Wanderarbeitsstätten liegen und an der zweckmäßigen Einrichtung und Ausgestaltung wird es liegen, ob sie den ihnen gestellten Aufgaben gerecht werden.



IV.

Aus dem Goethemuseum.



Eine verschollene Goethebüste Rauchs.

Das erste Denkmal Goethes hat eine lange Geschichte. Im Jahre 1819, an des Dichters 70. Geburtstage, wurde der allzukühne Plan zu dem mächtigen Tempelbau auf der Maininsel, zu dem Nationaldenkmal entworfen, das ihm das dankbare deutsche Volk errichten sollte. Aber erst 25 Jahre später konnte das schlichte Standbild auf dem Goetheplatz als eine Huldigung der Frankfurter Bürgerschaft enthüllt werden.

Die ersten Bildhauer hatten im Laufe dieses Vierteljahrhunderts, das auch eine Wandlung des künstlerischen Geschmacks in sich schloß, Entwürfe zu dem Denkmal geliefert. Noch ganz im Geiste der Antike hatten Rauch und Thorwaldsen den Dichterfürsten darstellen wollen mit Tunika und Toga bekleidet, und völlig historisch-realistisch gefaßt steht der Schwanthalersche Goethe vor uns, im langen Biedermeierrock, wie er in seinen alten Tagen durch die Straßen Weimars wandelte.

Von Rauch rühren vier Entwürfe her: Der eine zeigt eine stehende Figur, die Rechte auf einen antiken Dreifuß gestützt, in der Linken den Kranz haltend, auf den anderen drei Modellen ruht der Dichter in einem römischen Sessel. Auch Bettinas beide Versuche schließen sich dieser Auffassung an, während Thorwaldsen eine sitzende und eine stehende Figur entwarf. Die letzteren vier Modelle befinden sich im Frankfurter Goethemuseum, die Rauchs, bis auf die lange verschollene Statuette, im Rauchmuseum zu Berlin.

Durch die Güte des verstorbenen Barons v. Bethmann besitzt unser Museum auch einen vorzüglichen Bronzeabguß des dritten sitzenden Goethemodells, das Rauch im Jahre

1824 vollendete. Das Museum vereinigt so die sämtlichen Vorstufen des Denkmals mit Ausnahme der drei frühesten Arbeiten Rauchs.

Es war bekannt, daß von dem ersten dieser Entwürfe Rauchs, dem stehenden Goethe im antiken Gewande, frühzeitig eine besondere Modellierung des Kopfes vorhanden gewesen war.

Nach Fr. Zarnckes wiederholter bestimmter Angabe[1]) war diese Büste in Rauchs Papieren unter dem 21. August 1824 als „das Köpfchen" erwähnt. Aber auch dieses Köpfchen war, wie die Statuette selbst, verschollen.

In der Offizin der Firma Eichler in Berlin waren einst, vielleicht von Hermann Heidel, dem Schüler Schwanthalers, hergestellte Gipsabgüsse angefertigt worden, aber die Form ist längst zerstört und nur einige wenige Exemplare dieses Gipsabgusses scheinen sich erhalten zu haben.

Und doch befand sich das Original in Erzguß, wahrscheinlich anfangs 1824 in der Kgl. Gießereischule hergestellt und ziseliert, nach wie vor in Berlin. Es erschien sogar bei der dortigen Goetheausstellung des Jahres 1861. Aber sein damaliger Besitzer, Hofrat Boltzenthal, hatte schon keine Kenntnis seines Ursprungs mehr, er hielt es für eine Arbeit des Medailleurs H. F. Brandt, obwohl der Kopf nicht die mindeste Ähnlichkeit mit den von diesem Künstler gefertigten Goethemedaillen hat. Und unter Brandts Namen ist die Büste auch im Katalog der Ausstellung angeführt.[2])

Von den Berliner Kunstkennern scheint niemand den Irrtum bemerkt zu haben, obwohl der Kopf unverkennbar Rauchsches Gepräge trägt.

Seit jenen Ausstellungstagen war die Büste fast ein halbes Jahrhundert lang verschollen, bis sie vor kurzem bei einer Versteigerung in Frankfurt aus der Vergessenheit auftauchte und für das Goethemuseum erworben werden konnte.

---

[1]) Zarncke: Kurzgefaßtes Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis. 1888. Nr. 95 c, 1, S. 86.

[2]) Der Ausstellungskatalog sagt unter Nr. 14 (S. 9): „Kleine bronzene Büste Goethes von Brandt in Berlin, nach dem Leben modellirt in Weimar 1823." Dazu auch Zarncke a. a. O., S. 87, Nr. 97.

Hier hat sie nun, den Gefahren des Privatbesitzes entrückt, ihren dauernden Platz gefunden.

Das kleine Kunstwerk, in Erz gegossen und sehr glatt ziseliert, ist ohne Postament 19 cm, mit diesem 37 cm hoch. Die als Titelbild diesem Bande beigegebene Abbildung läßt, trotz der Verkleinerung, die vollendete Schönheit und charaktervolle Durcharbeitung des sinnend etwas vorgeneigten Dichterhauptes erkennen. Die Büste reiht sich dadurch würdig den übrigen Arbeiten des Meisters an und gehört zu den getreuesten und künstlerisch wertvollsten plastischen Porträtdarstellungen Goethes.

O. Heuer.

Führer durch die Bibliothek des Goethemuseums.

Das Gebiet der Bibliothek.

Als Entstehungszeit der Bibliothek in ihrer jetzigen Gestalt kann man etwa das Jahr 1890 betrachten. Wenn auch der schon seit längeren Jahren gesammelte „Goethe-Schatz“ hauptsächlich aus Werken von und über Goethe bestand, so enthielt die eigentliche, seither aufgelöste, Hochstifts-Bibliothek Werke aus so ziemlich allen Gebieten ohne eigentliches System.

Erst in dem genannten Jahre wurde das Gebiet festgelegt, welches die Bibliothek künftig umfassen sollte: Goethe und seine Zeitgenossen, und zugleich die Einteilung angenommen, die seither maßgebend geblieben ist.

Da das erste Ziel, welches der Bibliothek gesteckt wurde, das war: „alle Schriften von und über Goethe in möglichster Vollständigkeit zu vereinigen“, so war auch die Einteilung derart in sieben große Gruppen angenommen, daß sich sechs lediglich auf Goethe bezogen, während die siebente die Zeitgenossen enthielt. Doch nur wenige Jahre vermochte diese allgemeine Einteilung zu genügen, die Gruppen wuchsen zu rasch und zu ungleich, zeigten aber andererseits von selbst an, wo sie in kleinere zu spalten waren.

Im Jahre 1897 siedelte die Bibliothek in die neuen Räume über und damit war endlich die Möglichkeit geboten, das System der Einteilung in kleine übersichtliche Gruppen praktisch durchzuführen, was in den alten, völlig unzureichenden Räumen unmöglich gewesen war. Im Jahre 1899, als zum letztenmal ausführlicher über die Bibliothek berichtet wurde, konnte die geschehene Neuordnung mitgeteilt und als Gebiet der Bibliothek, „die klassische Literaturperiode mit Goethe als Mittelpunkt“ endgültig festgelegt werden.

Die Grenzen dieses Gebiets sind aber bewegliche. Man muß sich bestreben, sie zeitlich sowohl nach rückwärts wie

nach vorwärts auszudehnen, indem man sowohl das Material sammelt, aus dem die Goethesche Zeit geschöpft hat, andrerseits aber den Wirkungen dieser Glanzperiode der deutschen Dichtung bis in unsere Tage nachgeht, wo sie mehr als je Früchte zeitigt. Augenblicklich kommen freilich erst die Jahre von 1720 bis 1850, also die Zeit vom ersten Auftreten Gottscheds bis zum jungen Deutschland, in Betracht, ohne daß man sich absolut innerhalb dieser Grenzen beschränken will und kann. Naturgemäß hat es sich auch in diesen 10 Jahren immer wiederholt, wie es sich bei gesunder Weiterentwicklung wiederholen wird, daß Gruppen in kleinere zerlegt werden mußten, um die Übersichtlichkeit zu fördern und den Katalog zu ergänzen.

Die Vermehrung.

Die Bestände der Bibliothek werden, da diese sich nicht gleich reichhaltiger Schenkungen zu erfreuen hatte wie Archiv und Museum, mit Ausnahme der unten bei 3. genannten, auf dem Wege des Kaufs beschafft.

Die Anschaffungen zerfallen in drei Kategorien:

1. Die Werke aus unserer Literaturperiode. Sie werden nach den zahlreichen, täglich eingehenden antiquarischen Katalogen gekauft.
2. Die literaturgeschichtlichen Werke über die Periode, sowie eventuelle Neuausgaben. Sie werden durch die entsprechenden Bibliographien festgestellt und beschafft.
3. Solche Arbeiten, die in Zeitschriften oder als Dissertationen, Schulprogramme u.s.w. erschienen und deshalb meistens nicht im Handel sind. Sie gehen teils im Austausch gegen das Jahrbuch ein, teils werden sie von den Verfassern, Universitäten, Direktionen, Redaktionen erbeten und unentgeltlich geliefert.

Der Katalog.

Der Katalog der Bibliothek ist ein Nominalkatalog auf Zetteln, nach den Autornamen alphabetisch geordnet. Für die weitere Ordnung ist stets das erste Hauptwort des Titels maßgebend, wie auch die Anonymen (soweit die Autoren

nicht festgestellt sind) unter diesem stehen. Die Eigenart einer Spezialbibliothek bringt es mit sich, daß eine große Anzahl von Verweisungszetteln auf Einzelaufsätze, Briefe, Herausgeber, seltene Porträts, wichtige Illustratoren und so weiter nötig sind.

Die streng alphabetische Ordnung der Zettel ergänzt sich nun mit dem Standort, wo jedes Buch da aufgestellt wird, wohin es dem Inhalt nach gehört, derart, daß ein eigentlicher Realkatalog im allgemeinen nicht notwendig erscheint. Wohl aber werden die Zeitschriften, sowohl die der Zeit als die modernen literaturgeschichtlichen, einen solchen nötig machen, da sich hier natürlich der Nominalkatalog nicht durch den Standort ergänzen läßt.

Einteilung am Standort.

Das System der Einteilung, das die großen Gruppen beim Anwachsen von selbst in kleinere zerfallen ließ, hat umgekehrt zu „Abteilungen" geführt, die eine Anzahl Gruppen zusammenfassen.

Es sind dies zurzeit die folgenden neun:

I. Goethe,
II. Zeitgenössische Werke,
III. Literaturgeschichte,
IV. Theatergeschichte,
V. Kunstgeschichte,
VI. Frankofurtensien,
VII. Bildwerke,
VIII. Musikalien,
IX. Hilfsmittel.

Die Aufstellung bei den einzelnen Autoren ist folgende:

1. Sämtliche Werke, Schriften, Werke.
2. Mehrere Werke unter einem Haupttitel.
3. Einzelwerke mit:
   a) Erläuterungen und Quellen,
   b) Übersetzungen,
   c) Fortsetzungen und Nachbildungen von andrer Hand,
   d) Musik und Illustrationen in Buchform.
4. Literaturgeschichte zum ganzen Autor, Biographien u. s. w.

Bei den stärker vertretenen Verfassern, vorläufig Schiller, Lessing, Wieland, Herder, Lavater, Arndt, Shakesspeare entspricht dagegen die Einteilung in großen Zügen der unten bei Goethe angeführten.

Alle Werke, die nicht unter einem Verfassernamen unterzubringen sind, stehen alphabetisch nach dem Titel.

Die Bestände.

I. Goethe.

A. Gesamtausgaben der Werke (mit Übersetzungen und Erläuterungen).

B. Mehrere Werke unter einem gemeinsamen Haupttitel (mit Übersetzungen und Erläuterungen).

C. Einzelwerke (alphabetisch geordnet, mit Übersetzungen, Erläuterungen, Quellen, Illustrationen).

1. Achilleis.
2. Die Aufgeregten.
3. Aufsätze zur Literatur und Kunst.
4. Aufsätze zur Naturwissenschaft.
5. Aufsätze zum Bergbau.
6. Der Bürgergeneral.
7. Campagne in Frankreich.
8. Das römische Carneval.
9. Benvenuto Cellini.
10. Claudine von Villabella.
11. Clavigo.
12. Dichtung und Wahrheit.
13. West-östlicher Divan.
14. Elpenor.
15. Des Epimenides Erwachen.
16. Erwin und Elmire.
17. Der Falke.
18. Farbenlehre.
19. Die Fischerin.
20. Von den Flöhen (apokryph).
21. Die guten Frauen.
22. Gedichte.
23. Einzelne Gedichte.
24. Die Geschwister.
25. Götter, Helden und Wieland.
26. Götz von Berlichingen.
27. Der Groß-Cophta.

28. Philipp Hackert.
29. Handzeichnungen und Radierungen (Reproduktionen).
30. Hanswursts Hochzeit.
31. Der Hausball.
32. Hermann und Dorothea.
33. Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.
34. Jery und Bätely.
35. Iphigenie.
36. Der ewige Jude.
37. Über Kunst und Altertum.
38. Die Laune des Verliebten.
39. Lila.
40. Das Märchen.
41. Mahomet.
42. Maskenzüge.
43. Metamorphose der Pflanzen.
44. Die Mitschuldigen.
45. Geheime Nachrichten von den letzten Stunden Woldemars.
46. Zur Naturwissenschaft überhaupt besonders zur Morphologie.
47. Nausikaa.
48. Das Neueste von Plundersweilern.
49. Die Novelle.
50. Paläofron und Neoterpe.
51. Pandora.
52. Positiones juris.
53. Prologe.
54. Die Propyläen.
55. Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel.
56. Rameaus Neffe.
57. Reinecke Fuchs.
58. Italienische Reise.
59. Satyros.
60. Scherz, List und Rache.
61. Shakespeares Romeo und Julia (Bühnenbearbeitung).
62. Sprüche in Prosa.
63. Stella.
64. Tagebücher.
65. Tankred.
66. Tasso.
67. Die natürliche Tochter.
68. Der Triumph der Empfindsamkeit.
69. Die Vögel.
70. Die Wahlverwandtschaften.
71. Was wir bringen.
72. Werther (mit Unterabteilungen).
73. Wilhelm Meister.
74. Winkelmann und sein Jahrhundert.

D. Von Goethe herausgegebene Werke.
E. Briefe:
   1. Gesamtausgaben.
   2. Briefe an einzelne Personen.
F. Gespräche.
G. Hülfsmittel (Publikationen der Goethe-Gesellschaften und -Vereine, wichtige Kataloge usw.).
H. Biographien.
I. Schriften und Werke über Goethe allgemeinen Inhalts.
K. Schriften über Goethe speziellen Inhalts:
   1. Biographische Einzelheiten } soweit sie nicht unter eine der
   2. Literarische Einzelheiten } folgenden Abteilungen fallen.
   3. Goethe und Orte.
   4. „ „ Personen.
   5. „ „ Altertum.
   6. „ „ Dichtkunst.
   7. „ „ Freimaurerei.
   8. „ „ Kunst.
   9. „ „ Naturwissenschaft.
   10. „ „ Pädagogik.
   11. „ „ Philosophie.
   12. „ „ Politik.
   13. „ „ Religion.
   14. Goethe-Bildnisse und -Denkmäler.
   15. Goethe-Feiern.
   16. Goethe-Häuser und -Museen.
   17. Goethe-Vereine.
L. Zeitungsartikel über Goethe in Mappen.
M. Dichtungen an und über Goethe (Romane, Gedichte).
N. Goethe-Familie.
O. Weimar und sein Fürstenhaus.
P. Noten (Kompositionen von und zu Goetheschen Werken).
Q. Von Goethe benutzte, angeführte oder besprochene Werke.

Eine detaillirtere Einteilung und Aufstellung ist naturgemäß bei der

Faust-Bibliothek

notwendig. Hier sind die Bücher signirt und folgendermaßen geordnet:

A. Geschichte der Faustsage (Historische Zeugnisse).

B. Volksbücher vom Doktor Faust:
- a) Prosawerke.
- b) Gedichte.

C. Christoph Wagner:
- a) Volksbücher.
- b) Dramatische Bearbeitungen.

D. Magische Werke:
- a) Handschriften.
- b) Druckwerke.
- c) Magische Schriften.

E. Bühnenstücke:
- a) Das alte Volksschauspiel.
- b) Theaterzettel des XVIII. Jahrhunderts.
- c) Das Puppenspiel.
- d) Marlowes Faust.
- e) Bühnenstücke von 1770 bis zur Jetztzeit.
- f) Operntexte.
- g) Possen.
- h) Pantomimen und Ballette.

F. Gedichte und Fragmente.

G. Goethes Faust:
- a) Das Fragment.
- b) Der erste Teil.
- c) Der ganze Faust.
- d) Bühnenbearbeitungen.
- e) Fortsetzungen von andrer Hand.
- f) Übersetzungen in fremde Sprachen:
  1. Alt-Deutsch, 2. Armenisch, 3. Böhmisch, 4. Dänisch, 5. Englisch, 6. Französisch, 7. Friesisch, 8. Griechisch, 9. Hebräisch, 10. Holländisch, 11. Italienisch, 12. Kroatisch, 13. Polnisch, 14. Portugiesisch, 15. Rumänisch, 16. Russisch, 17. Ruthenisch, 18. Schwedisch, 19. Spanisch, 20. Ungarisch, 21. Vlaemisch.
- g) Erläuterungsschriften.

H. Romane, Erzählungen, Novellen, Sagen, Märchen.

I. Verschiedenes:
- a) Humoristisches.
- b) Mephistopheles.
- c) Vermischtes.
- d) Bücher, die nur dem Titel nach hierher gehören.

K. Tondichtungen.

L. Bildwerke.

M. Seitenstücke und Verwandtes:

a) Literarische Seitenstücke.
b) Verwandtes:

1. Virgilius, 2. Ahasver, 3. Simon Magus, 4. Merlin, 5. Theophilus, 6. Robert der Teufel, 7. Pietro von Abano, 8. Don Juan, 9. Mariken von Nymwegen, 10. Pan Twardowski, 11. Marschall von Luxemburg.

N. Zweifelhafte und verschollene Werke.

II. Zeitgenössische Werke.

A. Einzelne Autoren.

Abbt.
Abicht.
Addison.
Adelung.
Ahlefeld.
Albrecht, J. F. E.
Albrecht, J. G.
Albrecht, Sophie.
Alburg.
d'Alembert.
Alfieri.
d'Allainval.
Alle-Stree.
Alxinger.
Ambühl.
André, Chr. K.
André, J.
Andreae, D. W.
Andreae, J. V.
Anseaume.
Anton-Wall.
Apel.
Archenholtz.
Ariosto.
Armbruster.
d'Arnauld.
Arndt (S. d. Vorbemerkung S. 241).
Arnim, A. v.
Arnim, B. v.
Arnim, C. O. L. v.
Arnim, Schwestern v.
Arnold, G.
Arnold, J. F. K.
Arnold, J. G. D.
Arnstein.
Asbrand.
Assing, Ludm.
Aßmann.
Auffenberg.
Augusti.
Ayrenhoff.

Babo.
Back.
Baczko.
Bärmann.
Baeuerle.
Baggesen.
Bahrdt.
Balde.
Bancroft.
Bandemer.
Barthélemy.
Bartholomaei.
Basedow.
Batsch.
Bauernfeld.
Baumgarten, O. N.
Baumgarten, S. J.
Bayern, Ludwig I. v.
Bayreuth, F. S. W. v.
Beattie.
Beaumarchais.
Beaumont.
Bechstein.
Beck, H.
Beck, K.
Becker, G. W.
Becker, Rud. Z.
Becker, Rupt.
Beer.
Beethoven.
Behn, F. D.
Behr, J. F.
Behrends, J. A.
Behrmann.
Beil, D.
Belli-Gontard.
Bellotti.
Belloy.
Benkowitz.
Benzel-Sternau.
Benzler.
Béranger.
Bernhardi, J. C. A.
Bernhardi, Soph.

Berisch, H. W.
Bernewitz.
Bernritter.
Bertram, C. A.
Bertuch, F. J.
Bertuch, H.
Beulwitz.
Beust, J. W. v.
Beuvius.
Bienz.
Bierling.
Biester.
Bilderbeck.
Birch-Pfeiffer.
Bischof, J.
Bischoff, L. C. H.
Biwanko.
Blankenburg.
Blasche.
Blech, A. F.
Blohm.
Blümner.
Blum, J. C.
Blumauer.
Blumhofer.
Bock, C. W.
Bock, J. C.
Bock, K. G.
Bode, B. G. L.
Bode, J. J. C.
Bodmer.
Boehmer, J. G.
Boell.
Boerne.
Boettiger, K. A.
Bogatzky.
Boguslawski.
Boie.
Boileau.
Boisserée.
Boner.
Bonin.
Bonnet.
Borkenstein.
Bornschein.
Bouginé.
Bouterwek.
Brachmann.
Brahm.
Brandes, G. F.
Brandes, J. C.
Braun, F. C.
Braun, G. C.
Braun, H.
Braune.
Braunschweig, H. J. v.
Brawe.
Breithaupt.
Breitinger.
Breitkopf, B. Th.
Breitkopf, J. G. J.
Brentano, A.
Brentano, Chr.
Brentano, Cl.
Brettschneider.
Bretzner.
Brockes.
Brockmann, J. F.
Bronner.
Brooke.
Broxtermann.
Brucker.
Brückner.
Brühl, A. F. v.
Brumoy.
Brun, F.
Bühl, am.
Bülzingslöwen.
Bürde.
Bürger, El.
Bürger, G. A.
Bürklin.
Büsching.
Büssel.
Burchard, F. G.
Buri, L. Y. v.
Burmann.
Burns.
Butler.
Byron.

Caemmerer.
Calderon.
Camerer.
Campe.
Canitz.
Carlyle.
Carus.
Caspar.
Casparson.
Castelli.
Casti.
Cauer.
Caylus.
Centlivre.
Cervantes.
Chamisso.
Chateaubriant.
Chézy, H. v.
Christmann.
Clairon, H.
Claudius, G. K.
Claudius, M.
Clauren.
Clodius.
Coelln.
Coleridge.
Collin, H. J.
Collin, M. v.
Colmar.
Consbruch.
Contessa, C. J. S.
Contessa, K. W. G.
Conz.
Corneille.
Cornova.
Courtin.
Cowmeadow.
Cramer, F.

Cramer, J. A.
Cramer, K. Fr.
Cramer, K. G.
Cranz, A. F.
Cranz, J. A.
Crébillon.
Crell.
Crenzin.
Creuz.
Creuzer, F.
Cronegk.
Crugot.
Crusius.
Cumberland.
Cuno.
Curas.

Dalberg, J. F. H. v.
Dalberg, K. v.
Dalberg, W. H. v.
Dalléra.
Dambmann.
Dante.
Da Ponte.
Defoë.
Degen.
Deinhardstein.
Delavigne.
Demoustier.
Denifle.
Denis.
Derschau.
Des Bordes.
Destouches.
Detharding.
Dick.
Diderot.
Dielhelm.
Diericke.
Dietl.
Dietrich.
Dillenburg.
Dingelstedt.
Dirksen.
Dittmar.
Dobeneck.
Dodd.
Dodsley.
Doederlein.
Doering, G.
Doerrien.
Dohm.
Dominikus.
Dorat.
Dorrille.
Droste-Hülshoff.
Dryden.
Dumaniant.
Dusch.
Dyck.

Ebeling.
Eberhard, A. G.
Eberhard, J. A.
Ebersbach.
Ebert, F. A.
Ebert, J. A.
Ebert, J. J.
Eckartshausen.
Eckermann.
Eckert.
Eckschlager.
Edgeworth.
Eelking.
Egloffstein.
Ehrenberg, J.
Ehrenberg, J. A. v.
Ehrhardi.
Ehrimfeld.
Ehrmann, M.
Ehrmann, T. F.
Eichendorff.
Eichhorn.
Einsiedel.
Eisenschmidt.
Elias.
Elsholtz.
Elwert.
Engel, J. J.
Engel, K. C.
Engelschall.
Ephen.
Erbshäuser.
Erdmann, L.
Erdt.
Ernesti.
Ernst, K.
Eschenburg.
Ewald, J. J.
Ewald, J. L.
Ewald, S. H.

Faber.
Facius.
Fagand.
Falbaire.
Falconet.
Falk, J. D.
Falk, L.
Falkenskjold.
Favart.
Feder.
Fehre.
Feith, R.
Felner.
Fénélon.
Ferguson.
Fernow.
Feßler.
Fichard.
Fichte.
Fielding, H.
Fielding, S.
Filistri.
Finck.
Fischer, C. A.
Fischer, F. J.
Fischer, G. N.
Fischer, J. W.

Fitz-Adam.
Florian.
Förster, F.
Förster, J. G. J.
Follenius.
Fontenelle.
Foote.
Forster, G.
Forster, C. R.
Foscolo.
Fouqué, A. v.
Fouqué, C. v.
Fouqué, F. v.
Frambach.
Franke, H.
Franz, F. C.
Franz, J. G.
Freiligrath.
Fresenius, A.
Fresenius, J. P.
Fridelberg.
Friedel.
Friederich, G.
Friedrich, C.
Friedrich, P. H.
Fries.
Frisch.
Fröbing.
Fronhofer.
Fuchs, J.
Fuchs, K. A. F.
Fueßli.
Fulda.

Gallitzin.
Ganganelli.
Gardel.
Garrick.
Gaudy.
Gebhard.
Gebler.
Gedike.
Gehe.
Geibel.
Geißler.
Gellert.
Gellius.
Gelpke.
Gemmingen.
Genlis.
Gentz.
Gerning.
Gerrard.
Gerstenberg, G. W. v.
Gerstenberg, H. W. v.
Geßner, G.
Geßner, S.
Gewey.
Ghelen.
Gillet.
Giraffi.
Glatz.
Gleich, F.
Gleich, J. A.
Gleim, B.
Gleim, J. W. L.
Gluck.
Goechhausen.
Goeckingk.
Göntgen.
Goerges.
Görres, G.
Görres, J.
Goertz.
Goeschen.
Goetz, F. C.
Goetz, J. N.
Goez, J. F. v.
Goeze.
Goldoni.
Goldsmith.
Gollmick.
Gomez.
Gompertz.
Gotter.
Gottsched, J. C.
Gottsched, L. A. V.
Goué.
Gozzi.
Grabbe.
Grellmann.
Grevenitz.
Gries.
Griffith.
Grillo.
Grillparzer.
Grimm, A. L.
Grimm, H.
Grimm, J.
Grimm, M. de.
Grimm, W.
Großer.
Großmann.
Grübel.
Grün, Anast.
Grünbaum.
Grüner.
Gruner.
Grynaeus.
Guarini.
Gubitz.
Guelden.
Günderode, C. v.
Günderode, F. J. v.
Günderode, H. W. v.
Günther.
Guillard.
Guttenberg.
Gutzkow.

Hackert.
Hadermann.
Hagedorn, C. L. v.
Hagedorn, F. v.
Hagemann.
Hagemeister.
Hagen.
Hahn, C. W.
Hahn, L. P.

Hainlin.
Haken.
Halbe.
Halem.
Haller.
Halm, F.
Hamann, J. G.
Hamann, J. M.
Hammer.
Hammerdörfer.
Hanker.
Hanno.
Hansing.
Hardenberg, F. v.
Harold.
Harring.
Hassaureck.
Hauff.
Haug, F.
Haugwitz.
Haumann.
Haupt.
Hausius.
Hausmann.
Haussez.
Hawkesworth.
Hebbel.
Hebel.
Hederich.
Hee, J.
Heermann.
Hegel.
Hegner.
Hegrad.
Heidegger.
Heigel.
Heine.
Heinichen.
Heinold.
Heinse, G. H.
Heinse, J. J. W.
Heinsius.
Heinzmann.
Helck.
Held.
Heldmann.
Helfrecht.
Hell, Th.
Helwig, A. v.
Hempel, C. G.
Hempel, F. F.
Hemsterhuys.
Hendel-Schütz.
Hendrich.
Henisch.
Hensler.
Herbst.
Herder.
(S. d Vorbemerkung S. 241.)
Herder, N. v.
Herder, S. A. W. v.
Herel.
Herklots.
Herloßsohn.
Hermann, F. R.
Hermann, J. G.
Hermes.
Hermstädt.
Herrmann, G. E.
Herwegh.
Herwig.
Herzlieb, C. F. K.
Heß, D.
Heß, J. J.
Heß, S.
Heufeld.
Heun, K.
Heusinger.
Heydenreich.
Heynatz.
Heyne.
Hiemer.
Hiemers.
Hiller.
Hippel.
Hippisley.
Hirschfeld.
Hirzel.
Hitzig.
Hochkirch.
Hölderlin.
Hölty.
Höpfner.
Hörner.
Hoffman, J. B.
Hoffmann, E. T. A.
Hoffmann, Hch., von Fallersleben.
Hoffmann, J. G.
Hoffmann, L. A.
Hofmann, J.
Hofmüller.
Hogarth.
Holbach.
Holbein, F. v.
Holberg.
Hold.
Holtei.
Home.
Hommel.
Hopf.
Horn, F.
Horn, J. A.
Horn, J. G.
Hornthal.
Hottinger.
Houwald.
Hub.
Huber, F. X.
Huber, J. C.
Huber, L.
Huber, L. F.
Huber, M.
Huber, Th.
Huck.
Hübler.
Hübner, J.
Hübner, L.
Hüsgen.

Hufeland.
Hufnagel.
Humboldt, A. v.
Humboldt, C. v.
Humboldt, W. v.
Hundeshagen.
Hundt-Radowsky.
Hutcheson.
Hutt.

Jachmann.
Jacob, Th. v.
Jacobi, F. H.
Jacobi, G. A.
Jacobi, J. F.
Jacobi, J. G.
Jagemann.
Jahn.
Jakob, L. H.
Jaffoy.
Jean Paul.
Jenisch.
Jensen.
Jerusalem, J. F. W.
Jerusalem, J. W.
Jester.
Iffland.
Ihlée.
Imhof, A. v.
Immermann.
Inchbald.
Johnstone.
Jordan.
Irving.
Iselin.
Ismar.
Jünger, E. Th.
Jünger, J. F.
Jung-Stilling.
Junker.
Justi.

Kästner.
Kaffka.
Kaibel.
Kaiser.
Kalchberg.
Kant.
Kapf.
Karschin.
Kaufmann, Chr.
Kayser, A. C.
Kayser, A. E.
Keerl.
Kellner.
Keppler.
Keppner.
Kern.
Kerndörffer.
Kerner.
Kestner, A.
Keyßler.
Kind.
Kindleben.
Kinkel.
Kirchner.
Klähr.
Klein, A. v.
Klein, J. L.
Kleist, Chr. E. v.
Kleist, F. v.
Kleist, H. v.
Klenke.
Klettenberg.
Kleuker.
Klingemann.
Klinger.
Klinkicht.
Klopstock, F. G.
Klopstock, M.
Klotz.
Knebel.
Knigge, A. v.
Knigge, Ph. v.
Knüppeln.
Kobbe.
Koch, C. W.
Koch, F.
Koch, H. G.
Koch, K.
Koehler.
Kölbele.
König, C. P. F.
König, J. U.
Körner, Chr. G.
Körner, K. Th.
Körtingen.
Koester.
Koken.
Koller.
Komareck.
Korn, C. H.
Korn, F.
Kortüm.
Kosche.
Kosegarten.
Kosmann.
Kotzebue, A. v.
Kotzebue, M. v.
Kotzebue, O. v.
Kraf.
Kraft.
Kramann.
Kratter.
Kraus.
Krausenec.
Kretschmann.
Krieglstein.
Krüdener.
Krüger, D. J. G.
Krüger, E. B.
Krüger, J. Chr.
Krüger, J. G.
Krünitz.
Krummacher.
Kruse.
Kühnöl.
Külb.
Küstner.
Küttner.
Kunze.

La Chaussée.
Lafont.
Lafontaine, A.
Lafontaine, J. de.
Lamb.
Lambrecht.
Lamotte.
Lampert.
Lang, K.
Lang, K. H. v.
Langbein.
Lange, S. G.
Langen.
Langenau.
La Roche, G. M. v.
La Roche, S. v.
Lassaulx.
Laube.
Laubes.
Laukhard.
Lavater, J. C.
(S. d. Vorbemerkung S. 241.)
Lax.
Lebrün.
Lehnert.
Lehotzky.
Leipziger.
Leisewitz.
Lenau.
Lengenfelder.
Lenox.
Lenz, J. M. R.
Lenz, J. R.
Lenz, K. G.
Lenz, L. F.
Leonhardi.
Lesage.
Leß.
Lessing.
(S. d. Vorbemerkung S. 241.)
Lessing, K. G.
Levetzow.
Lichtenberg.
Lichtenstein.
Lichtner.
Liebeskind.
Ligne, C. J. de.
Lillo.
Lindau, W. A.
Lindemann.
Linden.
Lindheimer, F.
Linné.
Lippert.
Liskow.
Litzel.
Locke.
Loder.
Loeben.
Lögler.
Loën.
Löwen.
Logau.
Lohmann.
Luce.
Lucke.
Luden.
Ludwig, A. F. E.
Ludwig, C. G.
Ludwig, C. S.
Ludwig, J.
Ludwig, O.
Lüderwald.
Lynar.

Maas.
Mack.
Mackensen.
Mackenzie.
Mackintosh.
Mämpel.
Maffei.
Mahlmann.
Maier, J.
Maisch.
Malarme.
Malherbe.
Malß.
Maltitz.
Mannbach.
Manso.
Manzoni.
Marmontel.
Marx, L. F.
Mascho.
Matthesius.
Matthisson.
Maus.
May.
Mayer, J.
Mehring.
Meinecke.
Meißner.
Meister, L.
Mendelssohn.
Mengs.
Mercier, C.
Mercier, L.-S.
Merck.
Mereau.
Merkel, Garl.
Merkel, Gottl.
Merz.
Mesmer.
Metastasio.
Meusebach.
Meusel.
Meyer, A. v.
Meyer, F. J. L.
Meyer, F. L. W.
Meyer, F. S.
Meyer, H.
Meyer, J. F. v.
Meyer, J. H. C.
Meyer, L.
Meyer, N.
Meyern.
Michaelis, J. B.
Michaelis, J. D.

Michaelson.
Mickiewicz.
Miedke.
Mika.
Milack.
Millenet.
Miller.
Milton.
Möller.
Mörike.
Möser.
Mohn.
Molière.
Monbart.
Montaigne.
Montesquieu.
Monvel.
Morgenstern.
Moritz.
Mosche.
Mosel.
Moser, F. K. v.
Moser, J. J.
Mozart.
Muechler.
Müller, A.
Müller, El.
Müller, Er.
Müller, Fr.
Müller, Fr. v.
Müller, Fr. A.
Müller, G. F.
Müller, H.
Müller. J. v.
Müller, J. D.
Müller, J. E.
Müller, J. Ge.
Müller, J. Go.
Müller, J. H. F.
Müller. K. W.
Müller, Wi.
Müller, Wo.
Müllner.

Münter.
Mundt.
Murr.
Musaeus.
Mylius, Chr.
Mylius, W. C. S.

Nagel.
Naubert.
Nauck.
Neefe.
Nesselrode.
Nestroy.
Neubeck.
Neuberin.
Neuendorf.
Neuffer, C. L.
Neuffer, L.
Neugebauer.
Neukirch.
Neumann. C.
Neumann, K. G.
Neumann, L.
Neustädt.
Nicolai, Fr.
Nicolai, K.
Nicolai, L. H. v.
Niemcewicz.
Niemeyer.
Nodier.
Novalis.
Noverre.
Nunn.
Nuth.

Ochsenheimer.
Oehlenschläger.
Oerlin.
Oertel.
Oesfeld.
Oesterlein.
Ortmann.
Ossian.

Pahl.
Palissot.
Palladio.
Palm.
Patzke.
Paulmann.
Paulus.
Perinet.
Pestalozzi.
Petersen.
Petiscus.
Petri.
Petzold.
Peucer.
Pezzl.
Pfeffel.
Pfeil.
Pfenninger.
Pfeuffer.
Pfranger.
Picard.
Pichler.
Pierre.
Piranesi.
Planck.
Platen.
Pleißner.
Plessing.
Ploetz.
Plümicke.
Pocci.
Pockels.
Poellnitz.
Poißl.
Polt.
Pope.
Preißler.
Presser.
Preußen, Fr. II. v.
Prinner.
Pückler.
Pufendorf.
Pustkuchen.
Pyrker.

Rabener.
Radcliffe.
Raditschnigg.
Ragotzky.
Raimund.
Rambach.
Ramdohr.
Ramler.
Raßmann.
Ratschky.
Rauffer.
Raumer, F. v.
Raumer, K. v.
Raupach.
Rautenstrauch.
Rebenstock.
Rebmann.
Reck.
Recke.
Reger.
Reich.
Reichardt, H. A. O.
Reichardt, J. F.
Reiche.
Reimarus.
Reinbeck.
Reinhard, B. H. C.
Reinhard, E. K.
Reinhold, E.
Reinhold, K. L.
Reinwald.
Reisinger.
Reitzenstein.
Rellstab.
Remer.
Reß.
Reynolds.
Riccoboni.
Richardson.
Richter, J. H.
Richter, Jos.
Riebe.
Riemer.
Riedel.
Riegger.
Riemann.
Riesbeck.
Rinck.
Ritter.
Rittershausen.
Robertson.
Robinson.
Rochlitz.
Rochow.
Rocoles.
Rode.
Röhr.
Römer.
Rogler.
Romito.
Rossi.
Roßner.
Rothe.
Rothes.
Rousseau, J.-B.
Rousseau, J. J.
Rublack.
Rudolphi.
Rückert.
Rüling.
Rumohr.
Runge.
Rußland, Kath. II. v.

Sabatier.
Sachse.
Sachsen, Amal. v.
Sachsen-Gotha, Aug. v.
Sackmann.
Saint-Cir.
Saint-Juste.
Saint-Mard.
Saint-Pierre.
Salchner.
Salis, J. G. v.
Salis, K. U. v.
Sallet.
Salomon.
Salvandy.
Salviati.
Salzmann.
Sander.
Sanseverino.
Schaden.
Schadow.
Schaeffer.
Schall.
Schaller.
Schaumann.
Scheffer, L.
Scheler.
Schelhorn.
Schelling.
Schickdanz.
Schiebler.
Schier.
Schießler.
Schikaneder.
Schildbach.
Schiller.
(S. d. Vorbemerkung S. 241.)
Schiller, G.
Schiller, J. F.
Schilling, F. G.
Schilling, J. G.
Schink.
Schirach.
Schlegel, A. W. v.
Schlegel, C. K.
Schlegel, D.
Schlegel, F. v.
Schlegel, J. A.
Schlegel, J. E.
Schlegel, J. H.
Schleiermacher.
Schlenkert.
Schletter.
Schlieben.
Schlözer.

Schlosser, Fr. Chr.
Schlosser, H. P.
Schlosser, J. G.
Schmettau.
Schmid, C. Chr. E.
Schmid, Chr. E.
Schmid, Conr. A.
Schmid, E. A.
Schmid, J. F.
Schmidt, F. L.
Schmidt, F. W. A.
Schmidt, H.
Schmidt, J. E. C.
Schmidt, K. F.
Schmidt, K. L.
Schmidt, Klamer.
Schmidt, V. H.
Schmidt-Phiseldeck.
Schmieder.
Schnabel.
Schneider, A. W.
Schneider, Eul.
Schneller.
Schönaich.
Schöne.
Schönfeld, F. Th.
Schönfeld, J.
Schöpfel.
Schopenhauer, A.
Schopenhauer, J.
Schott.
Schrader.
Schreiber, A. W.
Schreiber, K.
Schreiter.
Schreyvogel.
Schröckh.
Schröder, F. L.
Schröder, F. W.
Schröder, Th. A.
Schröter, C. E.
Schröter, C. F.
Schubart, C. F. D.
Schubart, L.
Schubarth.
Schütz, C. G.
Schütz, F. K. J.
Schütz, F. W. v.
Schütze, J. F.
Schütze, Stan.
Schütze, Stef.
Schuler.
Schultheß.
Schulz, Joa. C. F.
Schulz, Joh. H.
Schulze.
Schumann.
Schwab, G.
Schwab, J. C.
Schwabe, J. C.
Schwabe, J. F. H.
Schwabe, J. J.
Schwager.
Schwan.
Schwarz.
Schwarzkopf.
Scott, S.
Sealsfield.
Sebastiani.
Seckendorff, C. A. v.
Seckendorff, F. K. L. v.
Seckendorff, G. v.
Sedaine.
Seibold.
Seidel.
Seipp.
Selle.
Semler.
Senckenberg.
Seffa.
Seume.
Sévigné.
Seybold.
Seyfart.
Seyfried, H. W.
Seyfried, J. R. v.
Shakespeare.
Sheridan.
Sievers.
Simmler.
Sintenis.
Smeeks.
Smollet.
Soden.
Sömmerring.
Solden.
Solger.
Soltau.
Sonnleithner.
Spalding.
Spazier.
Speckner.
Spieß, C. H.
Spieß, J. C. H.
Spinoza.
Spiri.
Spitta.
Sponagel.
Sprickmann.
Staël-Holstein.
Stäudlin.
Starck, J. J.
Steele.
Steffens, Henr.
Steffens. J. H.
Stegmann.
Stegmeyer.
Steigentesch.
Stein, Ch. v.
Stein, K.
Stein, K. v.
Steinbeck.
Steinberg, C. G.
Steinberg, K.
Steinmüller.
Steinsberg.
Stelzer.
Stephanie d. Ä.
Stephanie d. J.

Sterne.
Stetten.
Stiehl.
Stix.
Stockhausen.
Stoeber.
Störchel.
Stolberg, Chr. z.
Stolberg, F. L. z.
Stoll.
Stosch.
Stotz.
Strachwitz.
Streckfuß.
Streicher.
Strombeck.
Sturm.
Sturz.
Stutz.
Stuve.
Sulzer.
Swedenborg.
Swift.

Tasso.
Tegnér.
Teller.
Textor, F. L.
Textor, J. W.
Thelo.
Thenn.
Thilo.
Thomas, J. G. C.
Thomson.
Thümmel.
Thumb.
Tieck.
Tiedge.
Tieftrunk.
Tiessen.
Tilly.
Timme.
Tode, H. J.
Tode, J. C.
Toepfer.
Törring.
Topp.
Traiteur.
Tralles.
Trapp.
Traun.
Trautzschen.
Treitschke, G. F.
Trenck.
Troemer.
Tromlitz.

Uffenbach.
Uhland.
Ulbrich.
Unger.
Ungern-Sternberg.
Unzer.
Usteri.
Uz.

Varnhagen v. Ense.
Varnhagen, Rahel.
Vogel.
Vogt, N.
Voigt, A. v.
Voigt, C. F. T.
Volckmann.
Voltaire.
Voß, H.
Voß, J. H.
Voß, J. v.
Vulpius.

Wackenroder.
Waechter, L.
Wagenseil.
Wagner, E.
Wagner, H. L.
Wagner, J. J.
Waldon.
Waldvogl.
Weber, G. M. v.
Weber, K. M. v.
Weber, V.
Weber, W. E.
Weckhrlin.
Weidmann, F. C.
Weidmann, J.
Weidmann, P.
Weigl.
Weikard.
Weikhard.
Weiner.
Weishuhn.
Weiskern.
Weisse.
Weißenthurm.
Weisser.
Welcker.
Wenck.
Wenzel.
Weppen.
Werner, Z.
Wernike.
Werthes.
Wessenberg.
Westenrieder.
Westphal.
Westphalen.
Wetzel, F. G.
Wetzel, F. W. G.
Wezel.
White.
Wichmann.
Widmann.
Wiedeburg.
Wiedner.
Wieland.
(S. d. Vorbemerkung S. 241.)
Wieland, E. C.
Wieland, J. A. v.
Wienbarg.
Wilke.
Wilkinson.

Willamov.
Willemer.
Williams.
Wimmel.
Winckelmann, J.
Winckelmann, L. v.
Winkler.
Wit gen. Dörring.
Witschel.
Wittenberg.
Wizenmann.
Wobeser.
Woellner.
Woetzel.
Wohlbrück.
Wolf, E. W.
Wolf, F. Ch.
Wolff, P. A.
Wolfram.
Wolke.
Wollstädt.
Woltmann, C. v.
Woltmann, K. L. v.
Wolzogen, C. v.
Wolzogen, L. v.
Woyda.
Wraxall.
Wucherer.
Wünsch.
Württemberg, A. v.
Wyß.
Wyttenbach.

Young.

Zabuesnig.
Zachariae, A. W.
Zachariae, F. W.
Zedlitz.
Zehnmark.
Zelter.
Ziegelbauer.
Ziegler, F. W.
Zimdar.
Zimmermann, J. C. G.
Zimmermann, J. G. v.
Zinzendorff.
Zopf.
Zschokke.
Zumbach.
Zwote.
Zznafer.

B. Mehrere Verfasser.

1. Prosa- und Gedichtsammlungen.
2. Briefsammlungen.
3. Schauspielsammlungen.

C. Anonyme.

1. Prosa und Gedichte.
2. Schauspiele.

D. Zeitschriften.

Etwa 190 Zeitschriften der klassischen Literaturperiode sind vertreten. Von vollständigeren Reihen sind zu nennen:

Abhandlungen der Churfürstlich-baierischen Akademie der Wissenschaften.
Annalen, europäische.
Aufseher, der nordische.
Auszug des Englischen Zuschauers.
Beiträge, Dörptische.
Beiträge, Duisburgische.
Bibliothek, allgemeine deutsche (und neue).
Bibliothèque Germanique.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste (und neue).
Blätter, Berlinische, hg. Biester.
Caecilia, Zeitschrift für die musikalische Welt.
Chaos.
Chronik, deutsche (mit ihren Fortsetzungen).
Conversationsblatt, Frankfurter.
Conversationsblatt, Litterarisches.
Correspondance littéraire (Grimm und Diderot).
Erholungen.
Frag- und Anzeige-Nachrichten, Frankfurter.
Freimüthige, der.
Gazette universelle de littérature.
Germania.
Jahrbücher der Litteratur.
Jahrbücher der Litteratur, Heidelbergische.
Journal für Aufklärung, Berlinisches.
Journal für deutsche Frauen.
Journal de lecture.
Journal de littérature.
Journal des Luxus und der Moden.
Iris (Jacobi).
Kinderfreund, der.
Litteratur-Zeitung, allgemeine (und Jenaische allgemeine).
Magazin, Göttingisches.
Magazin, Hamburgisches.
Mannigfaltigkeiten (auch neue, neueste, allerneueste).
Mensch, der, eine moralische Wochenschrift.
Menschenfreund (Trenck).
Merkur, der französische.
Merkur, nieder-elbischer.
Merkur, der teutsche (und neuer).
Morgenblatt für gebildete Stände.
Museum, Deutsches (Boie und Dohm, auch neues).
Museum, Deutsches (Prutz u. a.).
Nekrolog der Deutschen (und neuer).
Olla Potrida.
Review, the foreign quarterly.
Schriften, der deutschen Gesellschaft zu Leipzig eigne.
Sonntagsblatt, Weimarer.
Spectator, the.
Straußfedern.
Zeitung, Allgemeine (Augsburger).
Zeitung für die elegante Welt.

E. Almanache und Taschenbücher.

Ungefähr 1200 (vgl. Jahrbuch 1907, S. 251/69.)

III. Literaturgeschichte.

A. Gesamt-Literaturgeschichten der einzelnen Nationen.

B. Werke, die einen speziellen Abschnitt der Literaturgeschichte bezw. eine besondere Art der Literatur behandeln.

C. Literaturgeschichtliche Einzeluntersuchungen (soweit sie nicht Erläuterungen zu vorhandenen Werken sind).

D. Stilistik.

E. Metrik.

F. Zeitschriften. Die wichtigsten sind:

Archiv für Literaturgeschichte.
Centralblatt für Bibliothekswesen.
Centralblatt, literarisches.
Echo, literarisches.
Euphorion.
Grenzboten, die.
Jahresbericht für neuere deutsche Literaturgeschichte.
Jahrbücher, Neue Heidelberger.
Jahrbücher, Preußische.
Literatur-Zeitung, deutsche.
Revue, deutsche.
Revue des deux mondes.
Rivista di letteratura tedesca.
Rundschau, deutsche.
Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte.
Zeitschrift für Bücherfreunde.
Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.
Zeitschrift bezw. Archiv für Kulturgeschichte.
Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte.
Zeitschrift für deutsche Philologie.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

IV. Theatergeschichte.

A. Geschichten der Schauspielkunst.

B. Geschichte des Theaters im allgemeinen.

C. Dramaturgie.

D. Geschichte der einzelnen Theater wie:

Augsburg, Bamberg, Berlin, Braunschweig, Breslau, Danzig, Darmstadt, Dessau, Dresden, Erfurt, Frankfurt, Göttingen, Gotha, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Kassel, Königsberg, Lauchstedt, Leipzig, Lübeck, Mainz, Mannheim, München, Nürnberg, Oldenburg, Prag, Rostock, Stralsund, Stuttgart, Weimar, Wien.

E. Schauspielertruppen und einzelne Schauspieler.
F. Zeitschriften.

1. Der klassischen Periode, zu erwähnen:
   Annalen des Theaters.
   Blätter, dramaturgische.
   Ephemeriden der Literatur und des Theaters.
   Journal, dramaturgisches für Deutschland.
   Literatur- und Theaterzeitung.
   Theaterjournal für Deutschland.
   Theaterrevue, allgemeine.
   Theaterzeitung, allgemeine.
2. moderne, wie:
   Bühne und Welt.
   Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte.

G. Hilfsmittel, Lexika u. ä.

V. Kunstgeschichte.

A. Geschichte der Baukunst.
B. Geschichte der Malerei und Zeichenkunst.
C. Geschichte der Musik.

VI. Frankofurtensien.

A. Frankfurt zur Zeit des jungen Goethe.
B. Literatur und Kunst in Frankfurt.

VII. Bildwerke.

Illustrationen zu sämtlichen Abteilungen in Buch- oder Mappenform. Prachtwerke.

VIII. Musikalien.

A. Zu einem Verfasser.
B. Zu mehreren Verfassern.
C. Opern, Singspiele und so weiter.

IX. Hilfsmittel.

A. Kulturgeschichtliche und literaturgeschichtliche der Zeit.
B. Moderne: Fachlexika, Bibliographien, Wörterbücher.

Benutzungsordnung.

Die gewünschten Bücher sind schriftlich unter Benutzung der Entleihscheine zu verlangen, die bei dem Beamten des Lesezimmers abzugeben oder in den dort befindlichen Briefkasten zu legen sind.

Die Ausgabe der Bücher findet an den Werktagen von 12—1 Uhr, und Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 4—5 Uhr im Lesezimmer statt. Bestellungen, die vor 11 Uhr morgens eingehen, werden an demselben Tage erledigt.

Das Verleihen an auswärtige Bibliotheken und die Besorgung von Werken aus diesen geschieht unter den allgemein üblichen Normen. Die Entleihzeit beträgt 4 Wochen und kann nur bei Benutzung zu wissenschaftlichen Arbeiten auf jedesmaliges Ansuchen verlängert werden.

G. v. Hartmann.

Ta

Ta

Vl

Gu

Clu

Ag

'S iad leamnach, o

Air du aghai sicha

An taobh oitaig,

Taomas iad eeäch

Gorm-thalla do tha

Gu am eri fon mar

With this clo
gestures on th
blast to blas
Often blended
or grave, th
to his ghost,

An codal so don' fh

n läßt Sie grüßen. Sie hat
ung erzählen müssen, was bey-
schrieb gemacht wurde, und da
den Anfang Ihres Briefes noch
llte mit mir, und dachte:
der gezeichnet haben, der es dem
Ihnen hat. Sie werden heute
auf (: ut soles :) das facit richtig heraus-
ahendo zusammengesetzt, und dann addi-
minuend Streichungen Summen
verändert werden, daß ich hierdurch
gewonnen habe. Meine Schuldner
nicht, warum sie sie, auf Ihr
Ansuchen nicht herausgeben wollten,
um nicht unangenehmen Gedanken
Rechte meiner Seele zu lassen,
Ihnen Wanderers zu kommen
innerhalb die Welt ließ. Es war
gegönnt.
wie Ihnen sey. Angestellt oder Schülerin
?, was ich war.

Goethe

Eine unbekannte Ossianübersetzung Goethes.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ging es wie ein Frühlingswehen durch die deutsche Geisteswelt.

Man war der französischen Pseudoklassizität allmählich müde geworden, wie des künstlichen Lockenbaues der Allongeperücke. Die Welt sehnte sich nach Befreiung von all dem gedrechselten, gekünstelten Wesen. Man hatte den Mut wieder, das eigene Haar zu tragen, freilich vorerst noch gepudert und in Locken gedreht.

Die einseitige Vorherrschaft des Verstandes in der Aufklärungszeit hatte das Herz, das Gefühl in Fesseln geschnürt, die es jetzt zu sprengen suchte. Die Revolution des Sturmes und Dranges bereitete sich vor. Neue Ideale, Natur und Einfalt, Freiheit und Vaterland, wagten sich hervor. Das Ringen nach ihnen war anfangs unklar und überschwänglich. Rückkehr zur Natur, so lautete das Zauberwort, das die Seelen befreien sollte. Aber man war der Natur zu lange entfremdet, als daß man ihre herbe Frische hätte ertragen können. Man half sich mit dem Phantasiebild einer Natur, die nicht um ihrer selbst Willen existierte, sondern die nur dazu da war, die wechselnden Affekte der Seele widerzuspiegeln. Und Affekt, Empfindung war jetzt alles. Das Schwelgen in den zartesten Gefühlen gehörte bald zum guten Ton. An Stelle der geschminkten Schäferin mit dem ewigen konventionellen Lächeln auf den Lippen kam jetzt das empfindsame Mädchen in die Mode, deren höchste Wonne es war, an der Seite des edlen, süßen Jünglings endlose Tränenströme zu vergießen.

In diese sehnsüchtig-weiche, feminine Welt trat Macpherson mit seinem Ossian. Aus den grauen Nebeln der Vorzeit tauchte der alte Barde empor, zum Schall der Harfe sein Lied der Klage um versunkene Größe, um entschwundenes Glück anstimmend.

Der Wind streicht über die Heide, Nebel ballen sich zusammen und zerflattern, vom Sturme gepeitscht, zu wundersamen Dunstgebilden, in denen die Geister der erschlagenen Helden ihr Schattendasein führen. An dem Grabe der in ihrer Frühlingspracht dahingerafften Jungfrau rinnt die Träne und wie Waffengeklirr und banger Wehlaut tönt es in den Lüften. Die Gestalten fremdartig, gespensterhaft, über dem Ganzen geheimnisvolle Dämmerung und die unendliche Monotonie der Hochlandsheide.

Hier war Natur, reine, unverfälschte wilde Natur, der Urquell aller Poesie, und dabei war diese Natur zugleich so feinfühlig sentimental, wie die rührselige Zeit sie wünschte.

Der Erfolg dieser Gefühlslyrik, der das altertümliche Gewand erhöhten Reiz verlieh, war ein gewaltiger.

Das englische Ossian erschien 1762 und 1763,[1]) und in wenigen Jahren hatte er sich Deutschland erobert. Verschiedenen Prosaübersetzungen folgte 1768 die vielbewunderte metrische Übertragung des Michael Denis. Klopstock und Gerstenberg wurden durch Ossian angeregt, die nordischen Sagen der Vorzeit wieder zu erwecken und poetisch zu gestalten. Eine ganze Schar von Nachahmern folgte ihnen und bald erschollen die Bardengesänge von allen Seiten.

Niemand aber verkündete begeisterter den Ruhm des schottischen Sängers als Herder. An Ossian-Macphersons Liedern, deren Echtheit für ihn außer Frage stand, entwickelte er seine Theorie, daß die wahre Poesie nur in den Gesängen wilder, von der Kultur noch nicht verderbter Völker lebe, gegen die alle neuere Dichtung nur elende Künstelei sei. Schon früh hatte er einzelne Stücke aus dem englischen Texte übersetzt. Denis' Ausgabe, die ihm als moderne Verballhornung

---

[1]) Fingal, an ancient epic poem, in six books: together with several other poems, composed by Ossian the son of Fingal. Translated from the Galic language by James Macpherson, London, 1762. 4°, und: Temora, an ancient epic poem, in eight books: together with several other poems, composed by Ossian, the son of Fingal. Translated from the Galic language by James Macpherson. London 1763. 4°. — Die zweite Auflage erschien unter dem Titel: The works of Ossian, the son of Fingal. In two volumes. Translated from the Galic language by James Macpherson. London 1765. 8°.

erschien, bot ihm Gelegenheit zu eingehenden Besprechungen und Darlegungen.[2])

Am klarsten entwickelte er seine Ideen über Ossian, den Naturgesang und das Volkslied 1772 in den Blättern „Von deutscher Art und Kunst".

Seine „Volkslieder" brachten 1779[3]) dann weiter folgende metrische Übertragungen in freien Rythmen:

1. Darthula's Grabgesang,
2. Fillans Erscheinung und Fingals Schildklang.
3. Erinnerung des Gesanges der Vorzeit.

Im „Verzeichnis" der Lieder (S. 306, Herder, Suphan 25, 519) fügt Herder zu Nr. 16 die Bemerkung an: „Die beiden letzten Stücke sind Versuche einer Übersetzung nach den von Mac-pherson gegebnen Proben des Originals aus der Temora. Der Herausgeber (denn die Übersetzung ist nicht von ihm) besitzt einige merkwürdige Anmerkungen als Resultate dieses Versuchs über Ossian, denen aber hier Platz fehlet."

Diese Anmerkung Herders veranlaßte Fr. Strehlke die Gedichte — aber merkwürdigerweise alle drei, während Herder doch ausdrücklich nur „die beiden letzteren" meint — Herder abzusprechen und in der Hempelschen Ausgabe unter Goethes Gedichte aufzunehmen.[4])

Einen bestimmten Beweis für Goethes Autorschaft bringt er nicht, er folgert sie vielmehr nur aus der bekannten Tatsache, daß dieser nach der Rückkehr von Straßburg ein anderes Stück des Ossian übersetzt, an Friderike Brion gesandt und in den Werther aufgenommen hat.

Will man die Gedichte Herder aberkennen, so liegt es zwar nahe, an Goethe zu denken, ohne daß aber die Möglichkeit der Autorschaft eines dritten ausgeschlossen wäre.

---

[2]) Allgemeine deutsche Bibliothek, des zehnten Bandes erstes Stück, 1769, S. 63 ff., und siebzehnten Bandes zweites Stück, 1772, S. 437 ff., und Herders sämtliche Werke, hgb. von Bernhard Suphan, Bd. 4, Berlin 1878, S. 320 ff., und Bd. 5, 1891, S. 322 ff.

[3]) Volkslieder. Nebst untermischten andern Stücken. Zweiter Theil. Leipzig. 1779. Nr. 14, 15, 16. S. 130—139 im zweiten Buche, und Herder (hgb. v. Suphan) 25, 423 ff. — Das erste Stück ist aus Dar-thula, a poem in Fingal etc. 1762 pag. 155—171. Das zweite und dritte aus dem siebenten Buch von Temora an epic poem, in Temora etc. 1763. S. 117 ff.

[4]) Goethes Werke, Berlin, Hempel. Dritter Teil, S. 373—378.

Übersetzungen einzelner Stücke aus Ossians Gedichten waren damals an der Tagesordnung, und von Kretschmann bis zu Knebel ist die Zahl derer, die solche Proben ihrer Übersetzungskunst veröffentlichten, recht beträchtlich. Die ungedruckt gebliebenen Versuche besonders rührende Stellen in Prosa oder in Versen aller Art zu übertragen, waren natürlich noch viel zahlreicher. Herder, dem anerkannten Hohenpriester des Ossiankultes, wurde gar manche Arbeit dieser Art von begeisterten Jüngern zugesendet.

Es könnte auch hier also sehr wohl die Übersetzung eines unbekannt gebliebenen Autors vorliegen, die Herder der Aufnahme in seine „Volkslieder" für würdig erachtet hätte.

Obwohl also Strehlkes Annahme sich nur auf einen Wahrscheinlichkeitsbeweis stützte, so blieb sie doch längere Zeit maßgebend, alle drei Gedichte galten als Goethes Werk.

Eine ganz andere Wendung nahm die Frage aber durch das Erscheinen des 25. Bandes von Suphans großer Herderausgabe, der die „Volkslieder" brachte.[5])

Es ergab sich, daß die streitigen Lieder nicht nur handschriftlich in verschiedenen, von Herder vielfach geänderten Fassungen vorlagen, sondern es fand sich zum zweiten Gedichte „Fillans Erscheinung und Fingals Schildklang" sogar eine wörtliche Übersetzung des gälischen Urtextes in der Art, daß unter jedes gälische Wort das entsprechende deutsche gesetzt war.

Alle diese von Herder eigenhändig geschriebenen Vorarbeiten lieferten den Beweis seiner eifrigen Tätigkeit an der Übersetzung dieser Stücke. Herder hat ihnen nicht nur die endgültige metrische Form gegeben, sondern ist teilweis sogar auf den gälischen Urtext zurückgegangen.

Von dem dritten Liede „Erinnerung der Vorzeit" liegt eine solche wörtliche Übersetzung zwar nicht handschriftlich vor, aber Herder hatte Bruchstücke einer solchen schon 1771 brieflich an Merck mitgeteilt.[6]) Man nahm daher an, daß auch diese Übersetzung von ihm herrühre.

Suphan hat daher die drei Lieder in die Weimarer Goetheausgabe nicht aufgenommen. Befremdend blieb aber

[5]) 1885, S. 127 ff.

[6]) Briefe an Johann Heinrich Merck etc., herausgegeben von K. Wagner, 1835, S. 28.

immer noch die bestimmte Angabe Herders, daß er nicht der Übersetzer sei.

Karl Redlich, der Bearbeiter des 25. Bandes der Herderausgabe, hilft sich mit der Annahme, Herder habe hier nur „in seiner Weise“ Verstecken gespielt. Aber ein Grund für ein solches Versteckenspiel ist nicht wohl einzusehen und der Fall,[7]) auf den Redlich sich beruft, in dem Herder ebenso gehandelt haben soll, ist gleichfalls noch unaufgeklärt.

Wir haben erst dann ein Recht Herders Angabe als völlig erdichtet hinzustellen, wenn jeder andere Erklärungsversuch scheitert. Nun ist es aber doch nicht selten, daß Übersetzungen, Bearbeitungen durch die gemeinsame Tätigkeit mehrerer entstehen. Das kann doch auch hier zutreffen. Dann wäre Herders Äußerung eher verständlich. Es wäre dann nur ein höfliches Zurücktretenlassen des eigenen Anteils.

Wie schon erwähnt, wurde ihm ja manche Ossianübertragung zugesendet, darunter Stücke, die er auch selbst schon bearbeitet hatte, wie „Colma“.[8]) Kann es sich nun mit den Temoraabschnitten nicht ebenso verhalten haben?

Die Vermutung erhält dadurch eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß Herders eben erwähnte wörtliche Übersetzung und seine metrische Bearbeitung in den Volksliedern gewisse Verschiedenheiten zeigen, die auf das Vorhandensein einer Zwischenstufe hinweisen, sei es nun eine fremde oder eine zweite selbstverfaßte Übersetzung. Die letztere liegt nicht vor, versuchen wir also, ob sich die erstere nachweisen läßt. Man wird ja zunächst an Goethe denken müssen. War doch die Flamme seiner Begeisterung für Ossian durch Herder entzündet. Seine Bekanntschaft mit den Gesängen des schottischen Barden datiert zwar schon aus früherer Zeit.[9]) Er spricht nach seiner Rückkehr von Leipzig mit Achtung von ihm, er hat ihn studiert und hält ihn eines solchen Studiums wert im Gegensatz zu Kretschmanns Ringulphgesängen, die ihm als Maskerade erscheinen. Auch

[7]) Vgl. Herders sämtliche Werke, herausgegeben von Suphan. Bd. 25, S. 679 u. 33.

[8]) Herders Lebensbild, 1846, 3, 1, S. 327.

[9]) Vgl. den Brief an Friderike Oeser vom 13. Februar 1769. Werke (W. A.) Abt. IV, Bd. 1, S. 198.

in seiner Dichtung läßt sich damals wohl einmal ein leiser Anklang an die schwermütigen Töne der Hochlandsharfe vernehmen.[10]) Aber diese ganze schattenhafte Traumwelt ohne Farben, ohne Bilder war seinem Wesen zu fremd, als daß sich ein näheres Verhältnis hätte herausbilden können. Erst in Straßburg, wo ihm Herder begeistert und begeisternd das neue Evangelium der Naturpoesie verkündete, umfaßte er neben Shakespeare auch Ossian mit schwärmerischer Verehrung. Auch ihn wollte er gleich Herder „aus vollem Herzen" verkündigen. Er hat das auch getan durch Übersetzung einzelner Stellen wie durch eine gemeinsam mit Merck 1773 begonnene Nachdruckausgabe des englischen Textes, zu der er auch die Titelvignette radierte.[11]) Wie voll das Herz des in ziellos sehnsüchtiger Wertherstimmung Ringenden damals von dieser Mondscheinlyrik war, davon legt seine eigene Schilderung in Dichtung und Wahrheit, wie die Ossianszene zwischen Werther und Lotte Zeugnis ab.

Die Briefe Goethes an Herder aus Straßburg und Frankfurt zeigen, wie völlig der junge Poet in dem Banne des älteren Freundes stand. Er sandte ihm die im Elsaß gesammelten Volkslieder, er sandte ihm aber auch eine Ossianübersetzung. Dieser Umstand ist auffallender Weise bei Behandlung der Frage nach der Autorschaft der umstrittenen Temoraabschnitte noch gar nicht beachtet worden. Und doch mußte der vierte Brief vom September 1771, selbst in der verstümmelten Form, in der wir ihn durch Düntzer kennen, die Vermutung nahe legen, daß es sich um diese Stücke handeln könne. Die Übersetzung selbst hat Düntzer nicht abgedruckt, sondern durch eine Anmerkung ersetzt. Darin heißt es: „Voran geht eine Anzahl von Stellen aus dem siebenten Buch der von Macpherson herausgegebenen angeblichen Urschrift der „Temora" nebst gegenüberstehender bis auf die Wortstellung ganz wörtlicher Übersetzung, ganz so wie sie Herder im Brief an Merck aus dem Juli 1771 (Nr. 8) gibt und dem

[10]) Vgl. An den Mond. Der junge Goethe, hgb. von Eugen Wolff, S. 68 und 370, sowie Goethes Werke (W. A.) Bd. 1, 49.

[11]) O. Ulrich. Eine bisher unbekannte Radierung Goethes. Zeitschrift für Bücherfreunde, 1907/08. S. 283—286.

Englischen Texte." [12]) Es handelt sich also um eine Übersetzung aus der gälischen „Urschrift" des 7. Buches der Temora.

Die Angabe ist nicht ganz genau, denn Macpherson hatte nur für dieses Buch, nicht für das ganze Gedicht, wie Düntzer annimmt, einen gälischen Originaltext rekonstruiert. [13]) Von wem rührt nun aber die von Goethe diesem Briefe an Herder inserierte Übersetzung her? Düntzer sagt, daß sie mit der bereits zwei Monate früher, im Juli, von Herder brieflich Merck mitgeteilten übereinstimme, und niemand hat diese Tatsache und damit Herders Priorität bezweifelt. Dann also wäre Herder der Autor. Weshalb schreibt Goethe aber die ganze Geschichte, gälischen, englischen und deutschen Text an Herder? Weshalb schreibt er in dem vorhergehenden Briefe: „Von Celtischen-, Galischen Sachen soll nächstens etwas folgen. Es fehlen mir noch gewisse Bücher, die ich aber bald kriegen muß." Warum schließt er der Mitteilung der Übersetzung die Worte an: „So viel können Sie hieraus sehen daß ich mich, mit Ihnen, für Sie, eine Zeit her beschäftigt habe", und warum bietet er ihm an: „Wenn Sie noch mehr aus dem schottischen übersetzt haben wollen, so schreiben Sie's"?

Diese Worte sagen klar und deutlich, daß Goethe mit Hilfe „gewisser Bücher" sich in das Gälische soweit hineingearbeitet hat, um einige Stellen übersetzen zu können, daß er dieser Mühe sich unterzogen, um dem verehrten Freunde eine Freude damit, ebenso wie mit den Volksliedern zu machen. Daher schickt er sie ihm frisch aus der Feder. Erhält Herder aber erst im September—Oktober Kenntnis von der Übersetzung, so kann er sie nicht bereits im Juli Merck mitgeteilt haben. Die Lösung des Rätsels liegt darin, daß der betreffende Brief an Merck gar nicht von Herder selbst, sondern erst von dem Herausgeber Wagner auf Juli 1771 datiert, und zwar falsch datiert ist, denn wie die Vergleichung mit dem Briefwechsel Herders und seiner Braut zeigt, kann er erst im November 1771 geschrieben sein.

[12]) Aus Herders Nachlaß; hgb. von H. Düntzer und F. G. v. Herder 1856, 1. Bd., S. 31.

[13]) A specimen of the original of Temora, book seventh. Ausgabe von 1765. Vol. 2. Pag. 289—309.

Nun sehen wir klar. Der Übersetzungsversuch Goethes hat Herders Interesse in hohem Grade erregt. In seinem nächsten Briefe an Merck, der seine Verehrung Ossians teilte, nimmt er Gelegenheit ihm drei Strophen abschriftlich mitzuteilen, ohne den Autor zu nennen.[14])

Auch die Betrachtungen, die Herder daran knüpft, sind im wesentlichen nur weitere Ausführung des von Goethe in seinem Briefe als Resultat seiner Arbeit hingeworfenen Gedankens, daß zwischen dem gälischen Original und der englischen Prosaübersetzung Macphersons ein großer Unterschied bestehe. Die „Ungleichheit des Silbenmaßes" und das „nachklingend Pleonastische" oder, wie Herder sich ausdrückt, „die wiederkehrenden Tautologien" an denen der Urtext so reich ist, seien bei Macpherson großenteils verloren gegangen.

Goethes Brief war seit dem nur den zweiten Teil enthaltenden Abdruck Düntzers verschollen. Auch für die Weimarer Ausgabe war er nicht erreichbar. Hatte die erwähnte falsche Datierung es verhindert, in Herders Abschrift an Merck die Autorschaft Goethes zu erkennen, so war es auch nach Klärung dieser Frage ohne das Original immer noch unmöglich festzustellen, ob in der Abschrift die ganze Arbeit Goethes oder nur ein Bruchstück vorliegt.

Wir sind nun in der Lage, den wichtigen Brief, der kürzlich in den Besitz des Frankfurter Goethemuseums gelangte, im Faksimile wiederzugeben. Es zeigt sich, daß die Arbeit Goethes eine umfassendere war. Sie enthält im ganzen 38 Zeilen des Urtextes.

Als Vorlage benutzte Goethe, wie der von ihm beigefügte englische Text erkennen läßt, nicht die erste Auflage von 1763, sondern die zweite von 1765, die sich in der Bibliothek seines Vaters befand. Er beginnt mit einer Stelle[15]) gegen den Schluß des 7. Buches, auf die ihn wohl eine Anmerkung Macphersons: »The original of this lyric ode is one of the most beautiful passages of the poem ...« besonders aufmerksam machte. Er übersetzt die erste vierzeilige Strophe, überspringt dann drei solche und geht mit weiteren zwölf Zeilen

[14]) Wagner, Briefe an Joh. Heinr. Merck. 1835. S. 28.

[15]) Vol. II, pag. 176.

zum Schluß des Buches. Dann beginnt er von neuem, und zwar mit dem Anfang des Buches. Hier gibt er die ersten vier vierzeiligen Strophen und reiht ihnen noch zwei einzeln aus dem Zusammenhang genommene an.

Die ganze Übersetzung lautet:

Rühr Saite du Sohn Alpins des G'sangs
Wohnt Trost in d'n Harfen der Lüfte.
Wälz über Ossian, zu Ossian dem traurgen
Seine Seel in gehüllt in Nebel.

Ullin und Carril und Raono,
Stimmen vergangne der Tage vor Alters
Hört ich euch in Finsternus Shelma,
Bald erhübs die Seele des Lieds.

Nicht hör'ch euch Söhne des G'sangs.
Welcher[2] in[1] Wohnung der Wolcken ist eure Ruh?
Nicht rühret ihr, Harfe die düstre,
Ein hüllen Nebel 's Morgens tief.
Dort aufsteigt, mit Getön die Sonne,
blau
Uber Wellen, die Häupter grün.

Von Wassern Buschwaldigen des Lego,
Drüber 'näber steigen Nebel Busen — finster von Wellen.[16]
Wenn geschloßen werden Tohre der Nacht.
Uberm Adler — Aug der Sonn am Himmel.
Weit nach Lara dem Fluß,
Wälzen düster — Nebel so dunckl und tief.
Wie trüb — Schild starck rollt im Nebel,
Gehüllet siebenmal, der Mond der Nacht.

Wenn sie gauckeln von Wind zu Wind,
Uber's dunckle — Gesicht der Nacht des Sturms.
Auf düstern Lüften, zum Grab des Kriegers
Wälzen sie Nebel am Himmel
Finstre Wohnung denen Geistern nicht { muthigen / starcken / lebendgen }

Biß daß steige Gesang Todten { Ruhm / Erinnerung } von Saiten.

[16]) ausgestrichen: vom Fluß der

Wie schläft so hoher Mann der Clatho.
Jst Wohnend d' Stärcke meines Vaters in Ruh?
Binn 'ch wohnend in Vergessenheit, wie mich hüllen die Nebel
der Flüß'
Lumon des Fluß's du bist leuchtend über m' Seele fein,
'S ist deine Sonne, über deiner Seite,
Überm Felsen des Schalls der Bäume.

Herder begnügt sich nun in dem Drucke der Volkslieder nicht damit, das von Goethe ihm Gesandte einfach wiederzugeben. Er ergänzt die fortgelassenen Stellen und gibt dem Ganzen metrische Form.

Die Goethesche Zweiteilung aber behält er bei, nur stellt er die Teile um, und gibt jedem eine eigene Überschrift. So erhalten wir zwei Gedichte, „Fillans Erscheinung und Fingals Schildklang" und „Erinnerung des Gesangs der Vorzeit". Das Verhältnis der Goetheschen Übersetzung zu der endgültigen Fassung der Volkslieder ist bei beiden ein verschiedenes. Das erstere hatte ja Herder, wie seine Wortübertragung beweist, die er vielleicht zur Kontrolle der Goetheschen unternahm, selbst aus dem gälischen Texte bearbeitet. Hier legt er daher auch beide Übersetzungen zugrunde, in der Art, daß er bei Abweichungen aus jeder das ihm richtiger oder besser Erscheinende entnahm.[17])

Anders liegt die Sache bei dem zweiten Gedichte. Eine Übersetzung Herders aus dem Urtext ist hierfür nicht vorhanden, und auch wohl nie angefertigt.

Die „Erinnerung des Gesangs der Vorzeit" ist in der Fassung der Volkslieder fast eben so wörtlich wie in der Mitteilung an Merck vom November 1771 die Goethesche Übersetzung. Die von Goethe darin fortgelassenen drei Strophen fügt Herder nach dem englischen Prosatext Macphersons ein.

---

[17]) Ein Beispiel möge genügen, dies zu veranschaulichen. Jn Zeile 2 hatte Herder das gälische tón, ursprünglich gleich ars or breech, mit „Boden" übersetzt, während Goethe richtiger tonn gleich wave, Welle genommen hatte. Hier folgen die Volkslieder daher Goethe. Zeile 8 dagegen hatte Goethe flüchtig das gälische seachd = siebenmal, statt des richtigeren seachad = beiseite, genommen. Herder hat hier seine eigene richtigere Übersetzung beibehalten.

Somit hat Herder nicht ganz unrecht, wenn er sagt, daß er nicht der Übersetzer dieser beiden Lieder sei. Er ist es nicht allein, sondern Goethe hat einen großen Anteil daran, er ist ihr eigentlicher Urheber, wenn auch seine Arbeit unter dem Einfluß Herders entstand. Andererseits aber dürfen wir Goethe die metrische Fassung der Volkslieder nicht zueignen, und sie ist daher mit Recht aus der Weimarer Ausgabe verbannt, in die jedoch unter den Übersetzungen der Übertragungsversuch unseres Briefes aufzunehmen sein dürfte.

Wenn dieser auch keine wertvolle künstlerische Leistung darstellt, so ist es doch für Goethes Entwicklungsgeschichte nicht ohne Interesse zu sehen, wie er, während die andern über die beste Wiedergabe des englischen Textes stritten, auf den gälischen Urtext zurückgeht, um zu prüfen, ob ihn Macphersons englische Prosa rein und getreu in seiner Eigenart widerspiegele.

Dieser bisher noch gar nicht beachtete Versuch Goethes, in den Geist der altkeltischen Sprache und Dichtung einzudringen, ist naturgemäß von Unklarheiten und Unvollkommenheiten nicht frei, ebensowenig wie der seines Freundes Herder.

Zu einem tiefern Studium der gälischen Sprache und ihrer völligen Beherrschung fehlte die Möglichkeit. Wir müssen uns das Entstehen der Übersetzungen so denken, daß „gewisse Bücher", englisch-gälisches Lexikon und Glossar,[18]) zur Hand genommen und Wort für Wort, so gut es gehen wollte, nachgeschlagen und bestimmt wurde.

Den Sinn hat Goethe jedoch gut wiedergegeben, klarer als Herder, der auch in der rythmischen Bearbeitung nicht immer das Richtige trifft.: Er, der mit Denis so streng ins Gericht ging, hat sich doch von der Unart seiner Zeit nicht ganz losreißen können. In der „Erinnerung des Gesangs der Vorzeit" entwirft Macpherson das düster erhabene Bild, wie die Geister der Toten auf den vom Sturme gepeitschten Wolken einherschweben, und der Mond, ein blasser Schild, durch das Nebelgewölk am Himmel dahinzieht. Herder sagt:

[18]) Vielleicht Archaeologia Britanica etc. von Edward Lhuyd, Oxford 1707 nnd Focalóir Gaoidhilge-Sax-Bhéarla or an Irish-English Dictionary etc. Paris 1768. Ersteres wohl zweifellos von Herder benutzt. Beide Werke befinden sich in der Münchener Königlichen Bibliothek.

„Oft sind die Tritte der Toten, Auf Lüftchen im kreisenden Sturm!" ohne an dem die ganze Stimmung zerstörenden Diminutiv Anstoß zu nehmen.

Was Herder dem jungen Freunde nach Empfang seiner Ossiansendung erwidert, ob er den Wunsch nach weiteren Übersetzungen ausgesprochen hat, wissen wir nicht.

Die erwähnte Mitteilung an Merck atmet aber eine solche enthusiastische Freude über diese neue Art in den Geist der Volkspoesie einzudringen, daß wir wohl annehmen dürfen, Herder habe Goethes Frage nicht mit Nein beantwortet. Dieser aber kam, wenn kein Brief verloren gegangen ist, auf die Sache nicht wieder zurück, so daß Herder, wie wir wohl annehmen dürfen, sich nun selber an die Arbeit machte, die fehlenden Stellen auszufüllen. Goethes nächster Brief an Herder handelt schon von ganz andern Dingen, der Götz ist es jetzt, der seine Seele erfüllt. Im Werther erscheint dann Ossian und seine herzbeklemmende Nebelstimmung wieder, und durch den Werther wird die Ossianschwärmerei von neuem angefacht. Der Dichter aber hat sie mit Werther überwunden. Das krankhaft Sentimentale, das seiner gesunden Natur so wenig entsprach, war damit endgültig ausgestoßen, der trübe Rausch verflogen.

Während Herder in Ossians Banden gefangen bleibt, wird Goethe ihm gegenüber immer objektiver. Die Macphersonsche Gefühlslyrik interessiert ihn wohl noch gelegentlich, aber nicht den Dichter, sondern den Theaterdirektor. Er trägt sich mit dem Plan, mit Reichardts Hilfe eine Oper aus diesen spukhaft zauberischen Elementen zu gestalten. „Ich habe der Idee nachgedacht die Helden Ossians aufs lyrische Theater zu bringen, es möchte gehn, wenn man die übrige nordische Mythologie und Zaubersagen mit braucht, sonst möchten die Nebel auf Morven schwerlich zu einer transparenten Dekoration Gelegenheit geben."[19]) Und weiter: „Zur Oper bereite ich mich. Schon habe ich in Gedancken, Fingaln, Ossianen, Schwawen und einigen nordischen Heldinnen und Zauberinnen die Opern Stelzen untergebunden und lasse sie vor mir auf und abspaziren. Um so etwas zu machen muß man alles

[19]) An J. F. Reichardt 1789, Dez. 10.

poetische Gewissen, alle poetische Scham nach dem edeln Beyspiel der Italiäner ablegen."[20]) Der mit solcher Selbstironie behandelte Plan ist denn auch nie zur Ausführung gekommen.

In guten Kompositionen machten einzelne Stellen Ossians ja ihre Wirkung und Goethe erinnerte sich gerne einer solchen von Zumsteg, die er 1797 auf der Reise in Stuttgart gehört hatte.[21]) Er selbst aber hatte sich von Ossian völlig losgelöst. Die Rezension der „Volkslieder der Serben" bot ihm Gelegenheit auf den Unterschied der echten gesunden Volksdichtung im Gegensatz zu der modern sentimentalen Macphersons hinzuweisen. „Es ist nicht wie mit dem nordwestlichen Ossianischen Wolkengebilde, das als gestaltlos, epidemisch und kontagiös in ein schwaches Jahrhundert sich herein senkte und sich mehr als billigen Antheil erwarb."

Dieser scharfen Kritik reiht sich dann aus seinen letzten Jahren noch eine Beurteilung voll feinen überlegenen Humors an. In einem Gespräch mit seinem englischen Verehrer H. C. Robinson[22]) hatte er sich abfällig über Ossian geäußert. Auf dessen Entgegnung, daß er doch aber selbst durch seinen Werther die Schwärmerei für Ossian begünstigt habe, erwiderte er: »That's partly true; but it was never perceived by the critics that Werter praised Homer while he retained his senses, and Ossian, when he was going mad.«

O. Heuer.

---

[20]) An denselben 1790 Nov. 8. Goethes Briefe (W. A.) Nachträge. Bd. 18, S. 41.

[21]) Vgl. Brief an Rapp vom 15. Januar 1798.

[22]) Biedermann, Goethes Gespräche 1829, August 2.

Aus dem Deutschen Hause zu Wetzlar.

Im Jahre 1871 starb in Mainz der Weinhändler Rudolf Buff, ein Enkel des Deutschordensamtmannes Henrich Adam Buff, des Vaters der durch Werthers Leiden verewigten Lotte. Aus seinem Besitze stammen eine große Anzahl Aktenstücke und Briefe, die uns über die Schicksale der Familie Buff bis in den Beginn des 18. Jahrhunderts zurück weitgehenden Aufschluß bieten. Diese Familienpapiere gingen vom Vater des Amtmannes, dem Pfarrer Buff in Steinbach aus, wurden von seinem Sohne, dem Amtmann in Wetzlar, sowie von dessen Sohne und Nachfolger im Amte Georg Conrad vermehrt und vererbten sich in gerader Linie auf den Enkel, bezw. Urenkel, den oben erwähnten Rudolf Buff, von dem sie dann in das Archiv des Frankfurter Goethemuseums gekommen sind. Außer diesen Familienpapieren der Buffs besitzen wir noch von anderer Seite Akten über die Familie Kestner, Briefe und sonstige Dokumente von Zeitgenossen, auf Grund deren hier der Versuch gemacht werden soll, ein Bild des Lebens und Treibens einer Familie zu entrollen, die mehr als ein Jahrhundert hindurch in drei aufeinanderfolgenden Generationen im Dienste des Deutschen Ordens gestanden hat. Schauplatz der Handlung ist für die erste Generation ein evangelisches Pfarrhaus in der Nähe von Gießen, für die beiden folgenden das sogenannte Deutsche Haus in Wetzlar, dessen tägliches Leben in dichterischer Verklärung Goethe im Werther mehr angedeutet als geschildert hat.

Neben dem literarischen Interesse kann aber die Geschichte der Familie Buff auch Anspruch auf kulturhistorische Bedeutung erheben, und das mag die ausführliche Beschäftigung mit ihr rechtfertigen. Wir können auf Grund dieser Aufzeichnungen alles verfolgen, was die Familie in Freud und Leid bewegt hat, die kleinen Sorgen des täglichen Lebens wie die Reflexe des großen geschichtlichen Getriebes. Es liegt ein



Wetzlar um 1800
von Friedr. Christ. Reinermann.

Hauch persönlichen Lebens auf diesen vergilbten Dokumenten, durch die die Geschehnisse so unmittelbar zu uns sprechen, daß wir glauben den Sekundenzeiger an der Uhr der Geschichte zu beobachten. In Darstellungen, die im Zusammenhange größere Epochen umfassen, verschwinden leicht diese kleinsten Verästelungen des Geschehens, darum ist eine solche mikroskopische Betrachtungsweise berechtigt. Von diesem Gesichtspunkte aus möge man die Anführungen der vielen Einzelheiten, die manchmal bedenklich ans Kleinliche zu streifen scheinen, verstehen.

Und noch einen anderen Punkt möchte ich berühren. Der Historiker, der aus freien Stücken an die Bearbeitung eines Themas herantritt, holt sich aus der Fülle des Gedruckten und Ungedruckten, soweit es ihm zugänglich ist, sein Material, das er dann in der ihm geeignet scheinenden Weise gestaltet. Die Mitteilungen aus dem Goethemuseum sollen die Schätze dieses Museums in gemeinverständlicher Weise dem größeren Publikum zugänglich machen. Dem Bearbeiter eines Themas in dieser Rubrik ist also das Material gegeben, aus dem er ein Gebäude errichten soll; ihm muß er die Bausteine entnehmen, wenn er seiner Aufgabe gerecht werden will, und nur in Ausnahmefällen, sei es zur Abrundung, oder wenn es zum Verständnisse notwendig erscheint, darf er nach anderen greifen.

Nach Eggers[1]) war der erste bekannte Ahnherr der Familie Simon Heinrich Buff, gestorben um das Jahr 1650. Er war kaiserlicher Posthalter zu Butzbach in Oberhessen. Von ihm wissen unsere Akten nichts, nicht viel mehr von seinem Sohne Henrich; dieser war Oberpfarrer in Münzenberg, wie es im Taufzeugnis des Amtmannes Buff heißt, als dessen Pate er dort angeführt wird. Von ihm trägt der spätere Amtmann den Namen Henrich, während sein mütterlicher Großvater, der Förster Johann Adam Haberkorn als anderer Pate, den Namen Adam hergibt. Der Sohn des Münzenberger Pfarrers war Christoph Buff (geboren 1674), er wurde der Stammhalter der Familie. Von ihm und über ihn handelt ein großer Teil unserer schriftlichen Auf-

[1]) H. K. Eggers, Die Buff. Berlin 1882, S. 3.

zeichnungen. Er war Pfarrer in Steinbach bei Gießen. Gleich das erste Aktenstück beschäftigt sich mit seiner Anstellung als Pfarrer zu Steinbach und Schiffenberg. In einem Schreiben aus dem Lager bei Herrnthal vom 11. Oktober 1705 tut Friedrich Wilhelm von Wartensleben, Teutschordensritter und der Zeit Commentur zu Schiffenberg, kund, „daß er, nachdem der gewesene Pfarrherr zu Steinbach eine andere Pfarrstelle angenommen, die anderweite Besetzung der Stelle aber dem löblichen Teutschen Orden zustehe, auf gehorsames Ansuchen des würdigen und wohlgelahrten Christoph Buffen von Müntzenberg diesen mit sothaner Pfarr zu Steinbach auch Schiffenberg belehnt habe."

Ehe die Anstellung erfolgen konnte, waren aber noch Schwierigkeiten zu überwinden, über die uns ein Brief des Bruders des Comthurs von Wartensleben aus Schiffenberg vom 27. November 1705 belehrt. Das Schreiben ist an einen Obermarschall gerichtet, dessen Namen durch einen späteren Brief des Pfarrers vom 1746 festzustellen ist. Es war der Burggraf von Löwen, der sich für die Berufung des Pfarrers Buff nach Steinbach bei dem Comthur von Wartensleben verwendet haben muß. Denn gleich im Eingang des Briefes sagt der Schreiber, „daß sein Bruder sich sehr wohl erinnere, dem Obermarschall die Parole zur Pfarrpräsentation des Herrn Buff gegeben zu haben, er sei auch gemeint, sein Wort zu halten. Nur wolle es scheinen, daß Herr Buff sich selbst hierbei im Wege stände, denn der Landcompthur habe einen Revers auffsetzen lassen, demzufolge der Herr Commendur, wenn er den Pfarrer nach der Predigt in Schiffenberg beim Essen behält, solches nicht aus Schuldigkeit, sondern lediglich aus Civilität thäte." Ferner sollte sich der Pfarrer verpflichten, die Pfarrgebäude nicht verderben zu lassen, sondern die Gemeinde zu erinnern, sie in Dach und Fach zu halten. Gegen beide Punkte wird der Pfarrer Buff Einwendungen gemacht haben. Handelte es sich bei dem ersteren um seine gesellschaftliche Wertung, so wird der Comthur Versicherungen gegeben haben, dahin gehend, daß niemand einem Pfarrer mehr Zivilität erweisen werde als er, freilich nur aus freiem Willen, sollte der Pfarrer dies als Schuldigkeit verlangen, so müsse man Bedenken tragen, ihn zum Essen einzuladen.

Beim anderen Punkte hätte es der Pfarrer wohl lieber mit dem reichen Orden als Patron zu tun gehabt, wie mit der Gemeinde. Er ging darum die seine Gemeinde belastende Verpflichtung nicht früher ein, als bis er sich überzeugt hatte, daß bereits sein Vorgänger diesen Zustand als zu recht bestehend anerkannt hatte.

So zeigt sich uns Christoph Buff, noch ehe wir eine Zeile von seiner Hand gelesen haben, als ein gerader Mann, der auch in der schwierigen Lage, in der ein um eine Pfarre sich bewerbender Geistlicher dem Patrone gegenüber sich befindet, seine Stellung zu behaupten wußte.

Christoph Buff wurde also Pfarrer in Steinbach und Schiffenberg. Schiffenberg war eine der sechs Comthureien der Ballei Hessen, war also ein Teil des deutschen Ordens, der als Reichsstand wiederum ein Teil des heiligen römischen Reiches war, so gut wie Hessen, in dessen Gebiet die Pfarrei Steinbach lag. Soweit es sich um den deutschen Orden handelte, waren zunächst die Comthure der Commende Schiffenberg seine nächsten Vorgesetzten. Die Balleien Hessen und Thüringen waren die einzigen des ganzen Ordens, in denen katholische und protestantische Ritter paritätisch nebeneinander saßen.[*]) Der evangelische Pfarrer im Dienste eines seinem ganzen Wesen nach ausgesprochen katholischen Institutes konnte also hier auch Angehörigen seines Glaubens als Vertreter des Patronates begegnen. Denn andere als Patronatsrechte standen dem deutschen Orden wenigstens für die Steinbacher Pfarrei nicht zu. Die Wahl des Pfarrers für sie bedurfte der landesherrlichen Bestätigung Hessens, die für den Fall Christoph Buff auch eingeholt und erteilt worden ist, wie aus einem Schreiben Buffs an seinen Comthur klar hervorgeht. Anders lagen die Dinge mit Schiffenberg. Das hat nie zu Hessen gehört, es war seit langen Zeiten Besitz des Ordens, und dieser hatte staatliche Hoheitsrechte. Hessen suchte nun auch diesen Besitz unter seine Botmäßigkeit zu bringen, der Streit zwischen dem Orden und den hessischen Räten in Gießen zieht sich durch lange Zeiten hindurch. Obgleich kaiserliche Ver-

*) Johannes Voigt, Geschichte des deutschen Ritterordens in seinen 12 Balleien in Deutschland. Berlin 1857, Bd. 2, 275/6.

fügungen zugunsten des Ordens ergangen waren, steht Hessen von seinen Plänen nicht ab. Daß diese Verhältnisse auch in dem Leben des Pfarrers sich bemerkbar machen werden, ist von vornherein anzunehmen.

Die Landcomthure, die an der Spitze der Balleien, sowie die Comthure, die den Comthureien vorstanden, waren nicht mehr jene alten Gebietiger, die ihre ganze Tätigkeit in den Dienst des Ordens gestellt hatten, die aus dem Weltleben ausgeschieden und seinen Freuden entsagend die Stunden ihrer Lebenstage nur dem Dienste Gottes und der Milderung menschlicher Leiden widmeten.[8]) Sie sind jetzt meistens Diener in staatlichen Ämtern, Generale und Inhaber von Regimentern, die die mit den Posten verbundenen Erträgnisse mitnahmen, wobei sie je nach ihrem persönlichen Interesse auch deren Funktionen verrichteten.

Bereits im nächsten Jahre starb der Herr v. Wartensleben, lange hat der Pfarrer mit ihm also nicht zu tun gehabt. Mit seinem Nachfolger in der Comthurei, dem Grafen von Dönhoff, der in Berlin und später in Halberstadt in preußischen Diensten stand, hat der Pfarrer Buff in regem Briefwechsel gestanden, der in den Originalschreiben des Grafen und Abschriften und Konzepten des Pfarrers uns vorliegt. Aus ihnen geht hervor, daß der Comthur von Schiffenberg sich um die kleinsten wie um die wichtigsten Fragen des landwirtschaftlichen Betriebes seiner Commende gekümmert hat. Das Gut wird eine ansehnliche Größe gehabt haben, denn es mußte mit Hilfe eines Vorwerkes, des sogenannten Neuhofes, bewirtschaftet werden. Der Pfarrer erscheint als ein tüchtiger Landwirt, der als Vertrauter des Grafen eine Art Aufsicht über den Betrieb ausübte. Auch mit der Pfarre war Landwirtschaft verbunden, Äcker und Gärten gehörten zur Stelle, die der Pfarrer selbst bestellt, oder besser für eigne Rechnung mit Knecht und Magd bewirtschaftet haben muß. Wir wissen wenigstens aus dem Heiratsvertrag mit seiner zweiten Frau, daß diese ihm neben anderem zwei Kühe mitgebracht hat, daß er von Dritten Grundstücke (Äcker) für eigne Rechnung gekauft und

[8]) Voigt, a. a. O., Bd. 2, S. 514.

eingetauscht hat. So konnte er auch für den viel größeren Betrieb der Commende, die von einem Verwalter und einem Schreiber, also einem Buchführer, geleitet wurde, das nötige Verständnis haben. Als Soldat gab der Graf seine Weisungen in Gestalt von Instruktionen, die, nach „Punkten“ geordnet, vom Verwalter und Schreiber in Gegenwart des Pfarrers durchgegangen und dann Punkt für Punkt vom Pfarrer oder Schreiber beantwortet werden mußten.

So lag dem Grafen daran, daß er regelmäßig über den Gang der Arbeiten unterrichtet wurde, ob und wieviel Heu geerntet, ob die Schweine in den Wald zur Mast getrieben seien und so weiter. Auch auf Verbesserungen war sein Augenmerk gerichtet, die Brennerei zum Beispiel sollte vergrößert werden, im Winter sollte neues Land gerodet, die Aufzucht von Vieh in Angriff genommen werden, „damit es in der Wirtschaft in allen Stücken besser gehe als vorhin, welches sehr zu wünschen, damit ich doch auch einmal vergnügt leben und guten Freunden etwas gutes tun könnte.“ [4])

In allen diesen Dingen war der Pfarrer der Berater des abwesenden Grafen, auf alle seine Anordnungen geht er bereitwillig ein, so unangenehm es ihm manchmal auch sein mochte, besonders den Wirtschaftsbeamten gegenüber, denen natürlich diese Überwachung nicht angenehm war. So beklagt sich denn auch der Pfarrer in einem Schreiben an den Grafen, der ihn zu scharfer Kontrolle aufgefordert, „er müsse hören, daß er zu viel täte, das ihm nicht zukäme, bei fast allen Bedienten ernte er Undank und Feindschaft“.

Jedoch der Graf ließ nicht ab, für den Pfarrer einzutreten und ihm den Rücken zu decken; wo er Widerspruch begegnete, entließ er Beamte und stellte neue nach dem Wunsche des Pfarrers an. Andererseits aber sorgte er auch für die Leute, die sich in seinem Dienste bewährt hatten, waren es kräftige Männer, so fanden sie leicht Eintritt in das preußische Heer, ja in verschiedenen Briefen wiederholt der Graf die Bitte an den Pfarrer, doch ja „lange Kerls“ zum Eintritt ins Heer zu gewinnen, und ist traurig, wenn einmal einer von anderer Seite weggeschnappt wurde.

---

[4]) Brief des Grafen an den Pfarrer vom 29. Oktober 1712.

Der Ton der Briefe des Grafen an den Pfarrer wird immer herzlicher, wir können überzeugt sein, daß bei den Besuchen des Grafen in Schiffenberg, die nicht zu selten gewesen sein mögen, die Frage, ob der Pfarrer nur aus „Civilität" zur Tafel zu ziehen sei, nicht allzuviel Schwierigkeiten gemacht haben wird.

Und auch die Frage, wer die Gebäude der Pfarre in Ordnung zu halten habe, hat eine befriedigende Erledigung gefunden. In einem Briefe vom 11. November 1713 hofft der Graf, „daß des Herrn Pfarr Haus so wird eingerichtet sein, daß Sie damit vergnüget, sollte aber noch was daran ermangeln, so soll es künftigen Sommer völlig gemachet werden, damit Sie zufrieden sein können, weil ich in allen Stücken versuchen werde, den Herrn Pfarr zu contentiren."

Einige kleine Wünsche wird der Pfarrer noch gehabt haben, und der Graf wird es am nötigen nicht haben fehlen lassen, so daß der letztere schreiben konnte: „Ich hoffe, daß nunmehro das Pfarrhaus in vollkommenen guten Stande sein wird und daß Sie noch mit Ihrer Liebste 100 Jahre und mehr darin leben mögen, und nach verflossener Zeit dem jetzigen Comptor zu Gefattern bitten mögen."

Leider sollten die guten Wünsche des Grafen nicht in Erfüllung gehen, denn schon im nächsten Jahre starb die Frau des Pfarrers, mit der er seit dem 13. Juli 1706 verheiratet war. Sie hatte ihm fünf Kinder geboren, von denen bei dem Tode der Mutter nur noch drei, zwei Söhne, Georg Wilhelm und Henrich Adam, und eine Tochter, Helene, am Leben waren.

Lange blieb der Pfarrer nicht Wittwer. Nach dem Ehevertrag vom 7. März 1715 heiratete er in zweiter Ehe Maria Margarete, Tochter des Johann Balthasar Seippe,[5]) Pfarrers zu Reichelsheim. Der Vertrag ist auch in anderer Hinsicht interessant. Eggers beschreibt das älteste Wappen der Buffs, das auf dem Leichensteine des Pfarrers Buff angebracht ist, wie folgt: „Im silbernen Schilde ein natürliches

[5]) Nicht Seipp, wie Eggers S. 5 angibt. Der Name lautet, wie der eigenhändig vom Brautvater geschriebene Vertrag ausweist, deutlich Seippe.

Herz, aus dessen oberem Teile ein Rosenstrauch wächst, mit drei Ästen, an jedem eine Rose." Nun ist unser Vertrag unterzeichnet von Johann Balthasar Seippe, Johann Henrich Dietz und Christoph Buff. Ein jeder drückt, wie üblich, neben den Namen sein Petschaft. Das des Pfarrers Buff hat im Schilde zwei sich kreuzende Pfeile, darüber einen Schützen mit gespanntem Bogen. Pfarrer Buff ist im Jahre 1756 gestorben, unser Vertrag stammt aus dem Jahre 1715, demnach kann dieses Wappen den Anspruch auf das höhere Alter erheben. Warum das Wappen geändert ist, läßt sich nicht sagen; auf dem Heiratsvertrage der Lotte Buff mit Christian Kestner bedient sich der Amtmann eines ähnlichen Wappens, das zwei Herzen im Schilde hat, zwischen denen die Rosenzweige herauswachsen.[8])

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zurück ins Pfarrhaus zu Steinbach, in das Christian Buff seine zweite Frau im Jahre 1715 geführt hat. Aus dieser Ehe sind sieben Kinder entsprossen, von denen eine Tochter im 4. Lebensjahre starb. Die Kinder zu erziehen und dann zu versorgen, war keine Kleinigkeit. So sind denn die nun folgenden Aktenstücke meistens Bittgesuche an Gönner, sich seiner Kinder anzunehmen. Dabei kam es dem Pfarrer zu statten, daß er im Dienste zweier Herren stand, im fürstlich hessischen und im Ordensdienste, er konnte sich also auch an beide wenden.

Es ist rührend, wie der alte Pfarrer jede Gelegenheit benutzt, für seine Kinder den Fürsprecher zu machen; sobald ein Comthur mit dem Tode abgegangen, hielt ihm der Pfarrer auf der Commende Schiffenberg die Gedächtnisrede, was er dann auch regelmäßig dem Nachfolger mit der Bitte um ein »accidens« berichtet. Als dies Ereignis im Jahre 1746 zum vierten Male eingetreten war, richtete der Pfarrer an den neuen Landcomthur ein ausführliches Memoriale, das ursprünglich um gnädige Beförderung seines fünften Sohnes Friedrich Christoph Buff an die erledigte Registratorstelle bei der hohen Ordenskanzlei in Marburg bitten sollte. In drei Fassungen hat sich der Pfarrer abgemüht, den Wunsch zu Papier zu bringen, und wohl zuletzt das Schreiben ab-

[8]) Vgl. dazu Eggers, Die Buff, S. 5 und 23.

geschickt, in dem er für alle seine Söhne um huldvolle Berücksichtigung bat.

„... ich stehe im 41. Jahre meiner mühsamen Pfarrbedienung bei einem geringen competens und im 72. meines beschwerlichen Alters, gleichwohl hat mich Gott mit neun noch lebenden Kindern und zwar darunter mit sechs Söhnen gesegnet.[1]) Der älteste, der sonsten die Jura gehört, stehet als Quartiermeister unter Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht des Herrn Landgrafen von Hessen-Darmstadt Dragonergarde, und wünscht Gelegenheit zu einem besseren Stück Brot; der zweite genießet zu unterthänigem Dank! ein Stück Brod in des hohen teutschen Ordens Dienste, als Kästnerey-Verwalter zu Wetzlar. Der dritte ist ohnlängst als Pfarrer nach Quickborn und Lauter im Ambt Grünberg berufen und ordinirt worden; der vierte hat als Jäger 7 Jahre bey dem Hochsel. Herrn Generallieutenant v. Brand in Diensten gestanden und mit Hochdemselben verschiedene Campagnen und zwar letztlich noch in Schottland gethan, ist demnach dermalen dienstlos. Der fünfte ein studiosus juris, welcher, ohne Ruhm zu sagen, sein Talent wohl angelegt hat, auch sich schon etwas in praxi advocandi bey der hochfürstlichen Cantzley zu Gedern geübet hat. Den sechsten von 17 Jahren habe noch bey mir, welcher in so weit den Studien gewidmet, wenn mir anders Gott Leben und Mittel dazu gönnen wird."

Von den drei Töchtern heiratete jede einen Pfarrer; nur über die älteste enthalten unsere Akten Nachweise; so liegt von der Hand des Vaters geschrieben der Entwurf ihres Heiratsvertrages mit Johann Laurentius Prescher, Pfarrer zu Eiches, Amts Ulrichstein, vom 29. Juni 1733 vor. Der sparsame Vater konnte seiner Tochter trotz der starken Familie, die er zu ernähren und noch weiter zu versorgen hatte, doch

---

[1]) Es waren nach Eggers die folgenden:
1. Georg Wilhelm, später Major und Kommandant zu Wetzlar.
2. Henrich Adam, der spätere Deutsch-Ordensamtmann.
3. Johann Georg, später Metropolitan in Gladenbach.
4. Heinrich Ludwig David, später Oberförster zu Marburg.
5. Friedrich Christoph, später Dr. jur. und Regierungsrat zu Gießen.
6. Georg Karl, später Pfarrer zu Niederwöllstadt.

außer einer Kuh, einem Schwein und dem nötigen Hausrat noch 200 fl. in Frankfurter Währung mitgeben. Allerdings mußte er sich vorbehalten nur 100 Reichsthaler sofort zu zahlen, die anderen 50 Gulden aber „so bald seine Gelegenheit es leiden will“.

Auch die großen geschichtlichen Ereignisse machten sich im stillen Pfarrhaus bemerkbar. So liegt ein merkwürdiger Einzelblattdruck unter den Papieren, die der alte Pfarrer für des Aufhebens würdig befunden hat: „Cantate, welche, als der Durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Ludwig VIII. Landgraf zu Hessen ꝛc. ꝛc. die Erbhuldigung in denen fürstlichen Landen einnahme und solcher Huldigungsactus auch zu Butzbach an dem .. Octobris 1742 höchsterfreulich vorgienge in dem dasigen Schloß abgesungen wurde.“ Die üblichen Verse, die an sich gewiß nicht Erwähnung verdienten, wenn sie nicht für den Pfarrer bedeutsam gewesen wären. Der Erbhuldigungseid war nämlich auch von dem Verwalter der Komthurei Schiffenberg verlangt worden. Auf des Teutsch-Meisters Klage schritt der Kaiser gegen den Landgrafen ein und gebot ihm, unter Strafandrohung den „Orden in keinem seiner Rechte zu kränken oder gegen seine Freiheit in irgend einer Weise zu belästigen.“ [8]) Ob der Kaiser mit dem Mandate viel Erfolg gehabt hat, mag billig bezweifelt werden. Auch der Pfarrer sollte in dem Kampfe, den der benachbarte Landesfürst mit dem Orden führte, noch am eignen Geldbeutel erfahren, daß der Kleine bluten muß, wenn sich die Großen streiten.

Am 25. Februar 1756 konnte der alte Pfarrer noch vier Wochen vor seinem Tode sein fünfzigjähriges priesterliches Amtsjubiläum im 82. Jahre seines Alters feierlich begehen. Seine sechs Söhne und drei Töchter auch Tochtermann und Schwiegertöchter nebst Kindeskindern widmeten dem Jubilar als „Opfer kindlicher Ehrfurcht und Liebe“ ein Festgedicht, das in einem Einzelblattdruck erhalten ist. Von den sieben Strophen sei hier die folgende angeführt:

„Beglückter Greiß! Du schleichst heut zu den Pforten,
„Die vor die Andacht aufgestellt,
„Die Neunen Zahl, die Dir gebohren worden,

[8]) Voigt, a. a. O., Bd. 2, 489.

„Ist Deinen Schritten beygesellt,
„Die nie Dein Aug am Tisch beysammen sahe,
„Stellt Dir Dein Fest in einer Schaar
„Zum ersten als versammlet dar.
„Du siehst das Glück vermehrter Kinder nahe.

Wir gehen nun zur nächsten Generation über. Von den Söhnen beschäftigen sich unsere Akten am meisten mit dem Förster Heinrich Ludwig David und dem späteren Amtmann Henrich Adam Buff. Über die Familie des ersteren gibt eine ausführliche Genealogie, die von seinem Sohne aufgestellt und von einem Enkel mit Zusätzen versehen ist, wertvolle Ergänzungen zu Eggers Ausführungen.[9])

Schon seit 1735 sucht der Pfarrer seinen Sohn Henrich Adam im Ordensdienste unterzubringen. Wir sehen aus einem Schreiben des Landcomthurs Damian Grafen von Schönborn an den Pfarrer Buff aus diesem Jahre, daß dieser den ältesten Sohn als Fourier in seine Dienste zu nehmen bereit war, und daß sich auch für den zweiten Sohn, der sich nach dem Urteil des Vaters sehr „auf die Ökonomie applizieren", durch Promotion des derzeitigen Küchenschreibers eine Okkasion bieten werde. Ob Henrich Adam die Stelle erhalten hat, läßt sich nicht sagen, wahrscheinlich ist es nicht, denn zwei Jahre später bittet der Pfarrer wieder in einem Schreiben an den Ordensrat vom 2. April 1737, sich bei dem Landcomthur dafür zu verwenden, daß seinem Sohne eine erledigte „Schultheißenbedienung" übertragen werde. Was die Kapazität seines Sohnes zu diesem Amte anbelange, so zweifle er gar nicht daran, da er sich bereits bei einem Freunde in „Amtierung ziemlich exerziert" habe. Dann richtete Henrich Adam auch eine direkte Eingabe an den Ordensrat: „Da ich vernommen, daß dermahlen die Cancellisten Stelle bey der Hohen Ordens Cancelley zu Marburg nebst der Schultheißen Bedienung zu Goßfelden vakant, durch dero hohes Vorwort mich zu der bemelten Bedienungen hochgeneigt zu befördern; ich werde mir nichts mehr angelegen seyn lassen als dem hohen Orden unterthänigst treu und redlich zu dienen, und darbei mich befleißen meine Hand

---

[9]) a. O. S. 25.

durch die Übung besser zu excolieren". Aber auch diesmal wieder ohne Erfolg. Die Qualifikation, die lediglich in dem Hinweis auf einen Besuch bei einem guten Freunde und dem Vorsatze seine Handschrift zu bessern bestand, mag dem Ordensrat doch wohl nicht für ausreichend erschienen sein.

Henrich Adam hat darum zur weiteren Vorbereitung die Universität, wohl Gießen, bezogen, denn im nächsten Schreiben vom 29. Juni 1739 bittet der Vater, seinem Sohne, einem Studiosus juris, „für anderen ein Stücklein Brod in hohen Gnaden zu gönnen und ihme besonders die vakante Verwalterey zu Wetzlar, worzu er sich, seinem Bedünken nach, doch ohne Maaßgebung, am besten schicken wird, zu conferiren". Ein Jahr später konnte Henrich Adam Buff seine familiengeschichtlichen Aufzeichnungen mit der Notiz beginnen: „1740 d. 4. Juli bin ich in des hohen Teutschen Ordens Dienste allhier zu Wetzlar eingetreten."

Allzu sehr mag ihn sein Dienst zunächst noch nicht in Anspruch genommen haben, jedenfalls ließ er ihm Zeit, das ungebundene studentische Treiben, das er erst spät kennen gelernt hatte, noch eine Weile fortzusetzen. Davon legt folgendes Aktenstück Zeugnis ab:

„Actum Mercurii d. 28. Dezember 1740.

Nachdeme der T. O. Verwalter Henrich Adam Buff und ein Studiosus juris Rieß den 22. ds. gegen Mitternacht um eilff Uhr wegen verübten Nachts-Lermens von denen hiesigen Stadt-Soldaten arrestiret und Tages hernach auf geziemendes Ansuchen wiederum demittiret worden, jener aber coram senatu sich über der Patrouille Verfahren als eine angethane Beleydigung und injurie beschweret, und nach geschehener Untersuchung der Sache um genugsahme Satisfaction und Bestraffung der Soldaten imploriret. Als wurden die Umstände des vorgegangenen Handels desto genauer zu erforschen die unter Officiers und Musquetiers, welche obbemeldete Beyde angehalten, vorgefordert und an Eydesstatt auszusagen erinnert: warum sie den T. O. Verwalter und den Studiosum Rieß in verhafft genommen und wodurch diese Solches veranlasset.

Sergeant Jost Bützer sagte hierauf stipulata manu an eydesstatt aus: gegen eilff Uhr seye er mit denen Soldaten

aus dem Wald, wohin sie commendiret worden, gekommen, und, als sie bey des Dechands Hause gewesen, schon den Lermen auf dem Markte wahrgenommen, und bey näherem Anrücken gehöret, daß der Rieß den andern provociret, und gefragt, ob er etwas gegen ihn habe, worauf der Verwalter mit Ja geantwortet. Mit solchem Tumult hätten sich diese Beyde biß an des Herrn assessoris von Beaurieux Thür retiriret, allwo der Rieß den Degen gezogen, und entsetzlich gelermet; dahero, weilen sie Beyde trunken gewesen, und mit dem nachtlermen continuiret, sie sich genöthiget gesehen, dem Rieß in den Degen zu fallen, und beyde nach vielem wiederstreben in Arrest zu führen. Wie sie auch, weilen beyde ausreißen wollen, dem Rieß einige Schläge versetzet, den Verwalter aber mit fortgenommen.

Corporàl Scheid deponierte stipulata manu: Um eilff Uhr hätten er und der Sergeant mit 4 Mousquetiers auf dem Markt gehöret, daß sich der Rieß und Verwalter mit einander Spitzbuben gescholten, als sie nun an des Herrn assessoris von Beaurieux (Haus) gekommen, hätte der Rieß den Degen gezogen, deswegen sie herbeygesprungen und gefragt, was es da gebe, worauf sich beyde ihnen wiedersetzt, und seye sogar der Rieß ihm, deponenti, in die Haare gefallen, daß er nach ihm schlagen müssen, der Verwalter aber habe sich sonderlich dabey moquirt, als hätte ihm niemand nichts zu befehlen. In dem Arrest hätten sich dieselbe wieder zusamen vertragen, wie wohlen sich der Rieß besonders unruhig erzeiget, biß er mit Schlägen mürbe gemacht worden.

Caspar Löhr, mousquetier, sagte an eydes statt aus: Als sie des Nachts um eilff Uhr an dem Kirchhoff heruntergegangen, hätten die Beyde, der Rieß und Verwalter sich mit Worten coujonirt, und sowohl der Rieß den Verwalter, als dieser jenen gescholten, biß sie an des Herrn assessoris von Beaurieux Haus gekommen, da der Rieß vom Leder gezogen, deshalb sie sich dazwischen gemischet, und beyde nach vielem Lermen und Schimpfen in Arrest gebracht, woselbst sie sich unartig mit anzüglichen und Schimpfworten vergangen, dahero der Rieß Schläge bekommen, der Verwalter habe auf seine Freiheit provociret. In den Arrest hätten beyde sich zusammen vertragen.

Henrich Trapp und Ludwig Ußler Mousquetiers confirmiren sich mit dieser Aussage.

Wetzlarer Stadt Cantzley."

Was weiter aus der Angelegenheit geworden, ist aus unseren Akten nicht ersichtlich; eine schwierige, wenn auch nicht allzuselten akut gewordene Frage ist es immerhin gewesen, da es sich hier um drei Gewalten handelt, die sich mit ihr zu beschäftigen hatten. Der Student beruft sich auf seine Eigenschaft als Universitätsverwandter, der Amtmann unterstand dem Teutschen Orden, und schließlich war ja auch die Reichsstadt Wetzlar dabei mitbeteiligt.

Der Amtmann handelte nur seiner Instruktion gemäß, wenn er auf seine Zugehörigkeit zum Teutschen Orden pochte, denn diese machte es ihm zur Pflicht, die durch besondere Privilegien dem Orden verliehenen Gerechtigkeiten und Immunitäten, unter denen die Gerichtsbarkeit über seine „gebrödeten" Dienstboten besonders hervorgehoben wird, unter allen Umständen zu verteidigen und alle Eingriffe in des hohen Ordens Gerechtigkeiten, von welcher Art sie auch immer sein und von welcher Seite sie auch kommen mögen, energisch zurückzuweisen.

Eine Dienstanweisung für den Amtmann Buff ist uns zwar nicht erhalten, wohl aber die Ausfertigung einer solchen, die später sein Sohn und Nachfolger im Amte empfing; sie geht sicher auf den Text zurück, der seinerzeit auch für den Vater abgeschrieben worden war. Wir können ihr also folgen, wenn wir uns von der dienstlichen Tätigkeit und dem von ihr abhängenden täglichen Leben des Amtmannes und seiner Familie ein Bild machen wollen.

Buff war Kestnereiverwalter des deutschen Ordens; den Titel als Amtmann erhielt er, wie das noch vorliegende Patent ausweist, erst im Jahre 1755. Ihm lag es ob, die Einkünfte des Ordens, die zum großen Teil in Naturalleistungen, wie Korn, Flachs, Federvieh, Zehntstroh ꝛc. bestanden, einzuziehen und in Verwahrung zu nehmen. Diese Einkünfte waren zum Teil der Ausdruck wirtschaftlicher Abhängigkeit, also Pachtgelder, sie waren aber auch Gefälle, die dem Orden in Ausübung bestimmter Hoheitsrechte zustanden, also Steuern. Darum mußte der Einziehungsbeamte streng darauf halten, daß keine

Abgabe in Vergessenheit geriet, er mußte sie selbst erheben oder durch Leute, die im Dienste des Ordens standen und nur durch solche erheben lassen, damit nicht etwa durch die Gewohnheit die Einkünfte dem Orden verloren gingen; alle Rechte mußten eben ausgenutzt werden, damit sie nicht verfielen. Ferner hatte der Kestnereiverwalter genaue Bücher zu führen, aus denen jederzeit die Kassenverhältnisse klar hervorgingen. Monatlich mußte er an die Ballei-Kanzlei nach Marburg einen Auszug liefern. Das deutsche Haus hatte das Recht des eigenen Weinzapfes, das im Sommerhalbjahr auszuüben dem Amtmann zur Pflicht gemacht wurde. Die Naturalien waren in Verwahrung des Amtmannes; daher die großen Räume, Scheunen und Ställe im deutschen Haus, von denen nur ein kleiner Teil dem Amtmann zu seinem persönlichen Gebrauch zustand. Er mußte dafür sorgen, daß das Korn zur rechten Zeit gewendet wurde, daß von den Früchten rc. nichts verderbe, es gehörten also auch landwirtschaftliche Kenntnisse zur Ausübung des Amtes. Der Kestnereiverwalter mußte ferner zusehen bei einer Veräußerung der Früchte stets die günstigste Konjunktur zu benutzen, das Korn rc. also in Zeiten zum Verkauf stellen, in denen die Nachfrage rege war und hohe Preise erzielt werden konnten. Ferner hatte der Kestnereiverwalter besonders darüber zu wachen, daß ohne Landcomthurlichen Konsenz von des Ordens Besitzungen nichts veräußert, vertheilet oder „verbräuteltgabet" werde, im Gegenteil sollte er suchen, den Besitz zu mehren, dadurch daß das, was etwa ungiebig oder in Unordnung gekommen wäre, wieder giebig gemacht und in Ordnung gebracht werde. Bei dem großen Besitze, den der Orden hatte, war also die Stellung keineswegs untergeordnet, es hing viel von der Tüchtigkeit und wirtschaftlichen Umsicht ihres Inhabers ab. Auch aus der Höhe der geforderten Kaution kann man einen Schluß auf die Bedeutung der Stelle ziehen, im Anstellungsvertrage werden 1000 fl. Kaution verlangt und unter den Papieren befindet sich auch das Konzept eines Vertrages, in dem der Bruder des Amtmannes, Friedrich Christoph und dessen Ehefrau Grundstücke als Kaution für den Amtmann verpfänden. Daß der Amtmann Buff zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten das Amt verwaltete, erhellt

daraus, daß er über 50 Jahre im Dienste des Ordens gewesen ist. Bei einer Unzufriedenheit hätte ihm wie dem Orden eine vierteljährliche Kündigung zugestanden.

Für die Erfüllung seiner Dienstobliegenheiten erhielt der Kestnereiverwalter 200 fl. Frankfurter Währung[10]) in Gold, 20 Achtel Korn, 2½ Fuder Zehntstroh, 10 Pfund Flachs, Federvieh, freie Wohnung im Amtshaus nebst Scheuer und Stallung und noch Diäten für besondere Dienstreisen. Außerdem zur Benutzung zirka 44½ Morgen Ackerland, 14 Morgen Wiesen und zirka 1½ Morgen Gartenland. Also eine gute Bedienung, wie man damals sagte, aufgebaut auf den Erträgnissen eines Gutes, das ungefähr einer Hufe entsprach, d. h. einem Wirtschaftsbetriebe, der ausreichte eine Familie zu ernähren.

Und diese Familie gründete sich Henrich Adam Buff zehn Jahre nach seinem Eintritt in den Dienst des Ordens. Nach Ausweis seines vom Bruder ausgestellten Tauf- und Trauscheines ging der Amtmann am 6. September 1750 mit Jungfrau Magdalene Ernestine, Herrn Hauptmann Feilers Tochter zu Wetzlar die Ehe ein. Der Vater Buff traute das junge Paar in der Schiffenberger Kirche. Aus dieser Handlung sollten bald Weiterungen entstehen. Der Pfarrer hatte wohl geglaubt, daß er die Amtshandlung in seiner Eigenschaft als Pfarrer der Ordenskommende Schiffenberg auf dem Gebiete des Ordens an seinem Sohne, der noch obendrein Teutsch-Ordensbeamter war, ohne Beachtung der im Hessischen gebotenen Förmlichkeiten vornehmen könne. Allein bereits am 6. Oktober desselben Jahres sandte das Fürstliche Hessische Konsistorium „dem würdigen unserm gutem Freund Buff, Fürstlich Hessischem Pfarrer zu Steinbach", ein ausführliches Schreiben mit der Aufforderung über den Hergang dieser Trauung, die beglaubter Anzeige zufolge, von anderer Seite natürlich, geschehen war, ausführlich zu berichten.

Mit einem Schreiben vom 14. Mai 1751 wird dann dem Pfarrer eröffnet, daß er wegen der ehelichen Kopulation seines Sohnes ohne vorhergegangene Proklamation mit 15

[10]) Das war wohl das Anfangsgehalt; der Amtmann Henrich Adam Buff wird verschiedene Zulagen erhalten haben.

Gulden, das junge Paar jedoch mit 16 Gulden in Strafe genommen sei. Ob sich an diese Strafe, die mit zu dem Kapitel der Eingriffe gehörte, die sich die hessische Regierung gegenüber dem deutschen Orden erlaubte und über die so vielfach Klage geführt wurde, auch diplomatische Verhandlungen knüpften, vermag ich nicht zu sagen. Genug, die Ehe des Amtmannes, aus der Werthers Lotte hervorgehen sollte, begann mit einer Ordnungsstrafe; doch hat sie unter diesem Omen sichtbar nicht zu leiden gehabt, denn sie ist eine sehr glückliche gewesen.

In seinen familiengeschichtlichen Aufzeichnungen erwähnt H. A. Buff nichts von seiner Verheiratung, erst mit der Geburt des ältesten Kindes wurde das Faszikel angelegt. Denn das Blatt, das die Notiz über den Eintritt in den Dienst des deutschen Ordens enthält, ist ohne Frage erst später dem Faszikel vorgelegt worden.

16 Mal griff der Amtmann Buff zur Feder, um die Geburt eines Kindes einzutragen, acht Knaben und acht Mädchen wurden dem Ehepaare geboren. Eggers kennt nur 15 Kinder; das letzte, am 12. März 1770 geborene Kind, Christian Friedrich Julius, das bereits am 25. Juni 1771 gestorben ist, ist in seiner Genealogie der Familie Buff nicht enthalten. Unter den Paten dieses jüngsten Kindes ist unter andern Johann Friedrich Wilhelm Gotter, Herzoglich Gothaischer Geheimbder Archivarius, angeführt. Wir wissen auch von anderer Seite, daß Gotter viel und gern im Teutschen Hause verkehrt hat.

Die Eintragungen geben Tag und Stunde der Geburt an, nennen die Paten, am Rande stehen Bemerkungen, wenn der Betreffende gestorben ist, bei einem Kinde ist auch die Zusammenstellung der Beerdigungskosten auf einem besonderen Blatte beigefügt.

Nach den Eintragungen über die Geburten, die mit dem Jahre 1770 schließen, melden die Blätter unterm 13. März 1771 den Tod der Gattin und Mutter, die „im noch nicht vollendeten 40. Lebensjahre von einem Brustfieber befallen wurde, welches ein Geschwür an der Lunge verursachet, woraus endlich eine Auszehrung entstanden ist, die zum Tode führte.“ Goethe hat die Mutter der Lotte also nicht mehr

gekannt. Nach den Erzählungen der Tochter, die jetzt an ihren Geschwistern Mutterstelle vertrat, entwarf er mit wenigen Strichen das Bild der Verstorbenen im Werther.

Im Jahre 1773 konnte der Amtmann eintragen:

„Den 4. April ist meine zweite Tochter Charlotte Sophie Henriette mit Herrn Johann Christian Kestner, bisherigen Braunschweigischen Legations-Secretario allhier, aber nunmehrigen Archiv-Secretario zu Hannover, von Herrn Pfarrer Machenhauer allhier ehelich getrauet worden. Der Herr segne dieses Ehepaar!"

Ein Konzept des Ehevertrages, vom Vater der Braut eigenhändig geschrieben, ist neben der Originalausfertigung mit den Unterschriften der Beteiligten vorhanden. Der Wortlaut dieses Vertrages ist neuerdings nach dem vom Frankfurter Goethemuseum zur Verfügung gestellten Originale veröffentlicht worden,[11]) so daß eine Wiederholung überflüssig ist.

In den Bereich der Leiden des jungen Werthers gehören noch einige Dokumente, deren kurze Erwähnung ich mir an dieser Stelle nicht versagen möchte, wiewohl ihr Inhalt bereits bekannt ist. Es ist dies einmal ein Brief von Karl Wilhelm Jerusalem vom 12. September 1772, in dem der Sohn von seinem Vater Geld und Erlaubnis zu einer Reise nach Gotha mit Gotter erwirken möchte. Der Brief, dessen zweite Seite fehlt, ist kurz vor der Katastrophe von Jerusalem ganz eigenhändig geschrieben.[12]) Und dann ist ein Brief zu erwähnen, in dem ein Augenzeuge vom Tode Jerusalems aus der Erinnerung berichtet. In seinem Buche „Goethe in Wetzlar" sagt Herbst, von dem Sohne der Wirtin in Wahlheim gehe in seinem Heimatsdorfe die Sage, er habe sich bei der Teilung des kleinen Erbes seiner Mutter statt alles anderen nur den Holzstuhl ausgebeten, auf dem Goethe einst unter den Linden gesessen. Den Brief, den Johann Heinrich Bamberger deswegen an seinen Bruder am 17. November 1838 geschrieben hatte,

[11]) Von H. Gloël in den Mitteilungen des Wetzlarer Geschichtsvereines 1908. Heft 2, S. 73 f.

[12]) Gedruckt bei Kaulitz-Niedeck, Goethe und Jerusalem. 1908. S. 104.

hat neuerdings Hans Hofmann aufgefunden und veröffentlicht,[13]) er ist jetzt unseren Sammlungen einverleibt.

Wir wissen, daß Kestner und seine Frau nicht sehr erbaut darüber waren, daß Goethe sie in seinen Roman verflochten, das wird uns recht verständlich, wenn wir das gravitätisch-steife Schreiben lesen, daß ein Herr P. W. Saint George aus Mannheim am 23. Januar 1775 an den Amtmann Buff richtete.[14]) Der Schreiber ist entrüstet darüber, daß man das Objectum amoris, wegen der dem unglücklichen Werther das Hirn angegangen, das in der Broschüre so genannte „Löthzen" auf die Frau Hofrat Kosterin (soll heißen Kestnerin) ausdeute und bittet den Amtmann „ihn mit einem ostensibelen Schreiben zu beehren, und darinnen dem Delatori einen wohlgepeizten Schnupftabak zu präsentieren, welches Schreiben ohnvermerkt an Orth und Endten vorzuzeigen er nicht ermangeln werde".

Ein Ereignis, „welches jedes empfindsame Gemüt interessieren muß", schildert uns eine Anzeige des Amtmanns Buff an den Kammerrichter (d. i. den Präsidenten des Reichskammergerichts) zu Wetzlar vom 13. August 1779. Die Buben des Amtmanns waren mit mehreren Nachbarskindern bei der Häuser Mühle an die Lahn gegangen, um die Füße zu waschen. Sie bekommen mit anderen Kindern Bubenhändel. Der Pedell des Kammergerichts, welcher auf den Ruf seines Sohnes „in der größten Furie mit einem Scheidholz in der Hand herzugeeilet", traktiert den ältesten Sohn des Amtmannes mit Schlägen auf Kopf und Schultern, befiehlt seinen Söhnen ihn mit Steinen zu werfen, den mittelsten, der sich über den Steg des Mühlgrabens retten will, schmeißt er gar durch seinen Sohn vor den Mühlrädern ins Wasser „und wenn nicht die göttliche Vorsehung besonders gewacht und das Kind ein Stück von dem sogenannten Rechen vor denen Rädern erwischt hätte, würde solches augenblicklich durch die schnelle Fluth unter die Mühlräder fortgerissen und von solchen zer-

---

[13]) Euphorion VII [1900]. S. 324/5.

[14]) Gedruckt von Erich Schmidt, Goethe-Jahrbuch IX. [1888.] S. 228/9. Die Originalhandschrift dieses Briefes ist mit der „Freifrau von Dalwigk-Stiftung" in den Besitz des Frankfurter Goethemuseums gekommen.

malmet worden sein". „Mit Hunden geht man nicht so um, vielweniger mit Menschen," schreibt der entrüstete Vater, und verlangt keine „privat Satisfaktion" für sich, sondern will nur bewirken, „daß eine so barbarische Handlung fiskalisch geahndet und Eltern und Kinder vor dergleichen unmenschlichen Verfahren sicher gestellt werden."

Welchen Erfolg diese Anzeige gehabt, ist aus unserm Schriftstück nicht zu ersehen, es enthält nur die Notiz, „daß der Pedell sich innerhalb drei Tagen mit seiner Verantwortung zu vernehmen lassen habe."

Ein Brief des Amtmannes Buff an seinen „liebsten Herrn Sohn" Kestner vom 18. Mai 1781 vermeldet, daß ein Herr Böhmer glücklich in Wetzlar angekommen und ihm seinen Brief abgegeben habe. Der Mann, um den es sich handelt, ist jedenfalls ein Sohn des Juristen Böhmer in Göttingen, den Kestner seinem Schwiegervater empfohlen hatte.

Die Beziehungen der Familie zu den Böhmers sind auch sonst in unseren Akten belegt; so hat Hans Buff, der Bruder der Lotte, mit dem auch Goethe in der Zeit kurz nach seinem Wetzlarer Aufenthalt korrespondiert hat, in Göttingen bei Professor Böhmer einige Kollegs „so regelmäßig wie aufmerksam studiert", wie aus dem von dem Professor ausgestellten Studienzeugnis vom 10. Oktober 1778 hervorgeht.

Viel Erwähnenswertes enthalten die Papiere des Amtmannes nicht mehr; eine große Anzahl von Abschriften aus alten Stadtakten über die Streitigkeiten der Stadt mit den umliegenden Herren und den hessischen Fürsten bezeugen das Interesse des Amtmannes für die Geschichte seines Wohnortes, eine Anzahl Protokolle über Wegstreitigkeiten und Wald- und Weidgerechtigkeiten mögen den Amtmann als solchen interessiert haben, Pläne über die Lage von Feld- und Wiesen-Grundstücken haben den Ökonom beschäftigt, alles Zeichen von der Tätigkeit dieses Mannes, auf die aber im einzelnen nicht eingegangen werden kann. Dann liegen als familiengeschichtliche Dokumente noch eine Anzahl Heiratsverträge seiner Töchter vor, von denen Helene mit dem brandenburgischen Justizrat Cella in Ferrieden sich verheiratete, während Charlotte Amalie durch die Ehe mit dem Herzoglich Sächsischen Landkammerrat Ridel nach Weimar kam.

Schließlich sei auch noch eine Werblegitimation erwähnt, durch die der Obrist Kommandant von dem Regiment Sr. Hochfürstl. Durchlaucht des Herrn Generalmajor Prinzen Christian Ludwig von Hessen Darmstadt im Dienste Jhro Hochmögenden der Herren Generalstaaten der Vereinigten Niederlande dem Fähndrich Friedrich Buff die Erlaubnis gibt für das Regiment in Deutschland Rekruten anzuwerben.

Ein Gedicht eines gewissen Creuzers feiert in nicht gerade schlechten, wenn auch keineswegs das Maß des bei solchen Gelegenheiten Üblichen überragenden Versen den 73. Geburtstag des Amtmannes Buff im Jahre 1783.

Die familiengeschichtlichen Aufzeichnungen hat der Amtmann gewissenhaft niedergeschrieben, bis zur Heirat seiner Tochter Charlotte mit Kestner im Jahre 1773 ist die regelmäßige chronologische Ordnung eingehalten, dann setzt im Jahre 1790 die inzwischen alt gewordene Hand wieder ein und verzeichnet die Daten bunt durcheinander, wie sie ihm die Erinnerung eingab.

Die „fortgesetzten genealogischen Nachrichten" eröffnete der Sohn des Amtmanns, Georg Conrad Buff im Jahre 1795 mit der Notiz: „d. 2. Januar ist unser innigst geliebter Vater Abends zwischen 5 und 6 Uhr ohne vorheriges Krankenlager bey einem sich diesmal besonders hartnäckig eingestellten Katharr ganz sanft entschlummert, ohne vorherige Zeichen eines nahen Todes, welchen er auf eine beneidenswerte Weise als wahrer Christ und edler Mann im 85. Lebensjahre erlitten hat."

Eine Anzahl Blätter enthalten Aufzeichnungen über sein Begräbnis; unter den Personalien heißt es: „Heinrich [15]) Adam Buff, d. h. T. O. Amtmann, geboren zu Steinbach im Darmstädtischen den 20. September 1710 entschlummerte seelig den 2. Januar 1795 abends 5 Uhr, nachdem er 54 Jahre im Dienst und 21 in der Ehe lebte. Jhm wurden geboren

[15]) Der Amtmann selbst schrieb sich immer Henrich.

[16]) Ursprünglich stand da 16 Kinder, soviel führen auch die genealogischen Notizen an, und dann ist die Zahl 16 ausgestrichen und 17 von derselben Hand darüber geschrieben. Sollte der Schreiber die Anzahl seiner Geschwister selbst nicht mehr genau gewußt haben?

17[16]) Kinder, von welchen er 11 erzog und gut versorgte, und 29 Enkel, wovon 25 am Leben". Des weiteren werden die Kosten der Beerdigung notiert; beim Leichenkondukt ist zu bemerken, daß unter den acht Trägern fünf Handwerksmeister namentlich aufgeführt sind.

Ehe wir zur dritten Generation der Buffs übergehen, die durch Georg Conrad Buff, den Sohn und Nachfolger des Amtmannes Henrich Adam vertreten wird, wollen wir erst noch etwas bei seiner Tochter Charlotte, der „Lotte Werthers" und ihrem Manne Johann Christian Kestner verweilen.

Der älteste Sohn dieses Ehepaares, Georg Kestner, der Archivrat in Hannover und Begründer einer bedeutenden Autographensammlung war, sowie ein Enkel der Lotte, der Kreisarzt Dr. Hermann Kestner in Mühlhausen i. E., haben dem Hochstift schon vor vielen Jahren eine Anzahl wertvoller Handschriften ihrer Eltern und Großeltern übergeben; aus ihnen soll das Wichtigste kurz mitgeteilt werden.

Zunächst liegt auch hier ein Verzeichnis der Kinder des Ehepaares Kestner-Buff vor, von Schreiberhand geschrieben, aber mit eigenhändigen Zusätzen und Korrekturen Christian Kestners versehen. Das Verzeichnis, das mit dem Jahre 1788 abbricht, führt neun Kinder an, die zwei nach Eggers[17]) später geborenen kennt es noch nicht, hat aber gegen Eggers mehr eine Tochter, Charlotte (geb. 1782, gest. 1785). Rechnet man dazu die weder von Eggers, noch von unserem Verzeichnis gekannte Tochter Luise[18]) (geb. um 1790, gest. 1804 in Wetzlar), so ergibt sich, daß der Kestner-Buff'schen Ehe im ganzen 12 Kinder entsprossen sind.

In einem Briefe an seine Frau vom 23. November 1781 schildert Kestner eine Sitzung des Lüneburgischen Landtages,

---

[17]) Eggers, Die Kestner. Eine genealogische Skizze nebst Exkursen und einer Wappentafel. Bremen 1882.

[18]) Kestner-Köstlin, Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte. Straßburg 1904, S. 5.

den er als Kanonikus und Deputierter des Stiftes Ramelsloh alljährlich besuchen mußte.

Daß Kestner ein Tagebuch führte, ist bekannt, erst neuerdings sind wieder Teile eines solchen aufgetaucht, die wichtigen Aufschluß über Goethe in Wetzlar und die Vorgeschichte des Werther geben.[19]) Auch unsere Tagebuchblätter beschäftigen sich mit Wetzlar, sie schildern eine Reise, die Kestner von Hannover aus im Juni 1792 mit einigen seiner Kinder dorthin unternommen hatte. Seine Ankunft in Wetzlar schildert Kestner ausführlicher. Der Amtmann war auf den Lahnberg gegangen, um die Seinen kommen zu sehen. Als der Wagen bei der Deutschherrnwiese angekommen war, rief der Amtmann ihnen vom Berg herab ein Willkommen entgegen. Einige Blätter (vom 19. Juli 1792) sind in Frankfurt geschrieben, wo Kestner bei der Kaiserkrönung als Begleiter des Gesandten von Ompteda dienstlich zu tun hatte. Es war das dieselbe Kaiserkrönung, die auch die spätere Königin Luise und ihre Schwester Friderike als mecklenburgische Prinzessinnen in das Haus der Frau Rat Goethe geführt hatte. Kestner schildert die Abreise des Kaisers, bei der die Bürger paradierten und 300 Kanonenschüsse von den Wällen abgefeuert wurden. Weiter heißt es: „Um 1 Uhr kam der König in Preußen vor dem Bockenheimer Tor vorbei, um nach Mainz zu reisen. Weil die Pferde am Thor zum Wechseln nicht gleich parat waren, ist er mit den nämlichen Pferden weiter gereist. Der König wird wegen seiner Größe und Extension von allen bewundert.“ Mitten in die Festesfreuden der Kaiserkrönung wirft die französische Revolution ihre Schatten hinein. Kestner notiert: „Heute früh sagte mir mein Wirt, er habe einen Brief aus Straßburg, der ihm räth keine Geschäfte nach Paris zu machen. Der König sei todt. Er wollte es aber nicht verbreitet haben, weil es sich in einigen Stunden aufklären müsse oder widrigenfalles ein falsches Gerücht sey. Bethmann wußte nichts davon. Der Tag ging ohne Bestätigung vorüber.“ Auch von persönlichen Bekanntschaften Kestners in Franfurt werden wir unterrichtet, so erzählt er von einem Abendessen,

[19]) Heinrich Gloël (Wetzlar). Ungedrucktes über Goethe und Lotte Buff, in der Frankfurter Zeitung vom 7. Januar 1909, 1. Morgenblatt.

das er bei Metzlers eingenommen hat. Im Metzlerschen Geschäfte erhielt nämlich gerade um diese Zeit sein Sohn Karl die erste kaufmännische Ausbildung. Ein Brief der Lotte an ihren Mann vom 2. Juli 1792, der neuerdings unter anderen von Gloël[20]) veröffentlicht wurde, enthält neben der mütterlichen Ermahnung an diesen Sohn, ja recht fleißig zu sein, auch über die Frau Rat die bezeichnende Notiz: „die alte Göthe ist doch eine posirliche Frau". Das Schreiben zeigt ferner, daß Kestner auf dieser Reise nicht von seiner Frau begleitet gewesen sein kann, wie man einer, aus der Erinnerung wiedergegebenen Bemerkung ihrer Tochter Charlotte entnehmen müßte.[21])

Die Beziehungen zwischen den beiden Familien Goethe und Kestner sind seit Goethes Wetzlarer Zeit ununterbrochen aufrecht gehalten worden und haben kurz vor Kestners Besuch in Frankfurt zur Kaiserkrönung noch darin ihren Ausdruck gefunden, daß Frau Rat Goethe und ihre Freundin Bethmann zu Gevatter bei der 1788 geborenen Charlotte Kestner gebeten waren. Wir wissen aus dem Briefe der Frau Rat an das Ehepaar Kestner vom 23. Oktober 1788, wie sehr es die Mutter Goethes gefreut hat, die Patin zu Lottes und Kestners Tochter sein zu können. Als im Jahre 1803 die Franzosen Hannover besetzt hatten, flüchtete Lotte Kestner mit ihren Kindern (ihr Mann war bereits im Jahre 1800 gestorben) nach Wetzlar. Von dort zog sie über Ems nach Rödelheim bei Frankfurt, wo ihr Bruder Hans Solmsischer Kammerdirektor war. In einem hier geschriebenen Briefe an eine Freundin vom 13. August 1803 schildert Lotte ihre Schicksale und Erlebnisse in dieser trüben Zeit. Ihr Sohn Karl wollte sie durchaus nach Straßburg haben, unter den Gründen, mit denen sie diese Einladung ablehnte, legen die Worte: „es wäre ihr nicht möglich in ein Land zu reisen, dessen Bewohner jetzt unser Unglück machen", für ihre nationale Gesinnung ein schönes Zeugnis ab. Von Rödelheim

[20]) H. Gloël, Ungedruckte Briefe von Charlotte Kestner in: Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau 1909, Nr. 44 (22. Februar) Seite 174.

[21]) Vgl. Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte. Herausgegeben von H. Kestner-Köchlin 1904. S. 12.

aus besucht sie mit ihrer Tochter Charlotte[22]) auch die Frau Rat Goethe und zwar am Geburtstage ihres Mannes, der mit dem Goethes auf den gleichen Tag fiel. Die Freundschaft mit der Familie Goethe verhalf auch ihrem fünften Sohne Theodor zu einer Stellung in Frankfurt. Kurz nach ihrem Besuche bei Frau Rat wandte sich Lotte[23]) an Goethe nach Weimar und erbat seine Unterstützung bei der Bewerbung des Arztes Dr. Theodor Kestner um Zulassung zur Praxis in Frankfurt. Nachdem Goethe über die Fähigkeiten Kestners in Göttingen Erkundigung eingezogen, bat er seinen Jugendfreund Moors, der inzwischen Stadtschultheiß in Frankfurt geworden war, „im Vertrauen auf frühere freundschaftliche Verhältnisse", um seine Verwendung. Am 15. Juni 1804 konnte Frau Rat ihrem Sohne schreiben, daß sein Brief an Stadtschultheiß Moors Wunder getan habe, denn Dr. Kestner sei sogleich examiniert, sodann rezipiert und Bürger geworden. Ein Freund habe Kaution für ihn geleistet, daß er eine Bürgerstochter heiraten werde, was Theodor Kestner auch getan, indem er sich nach einigen Jahren mit Marie Christine Lippert vermählte, deren Vater den Englischen Hof gebaut hat.

Von den Briefen Lottens an ihre Kinder, besonders die Frankfurter, sind eine Anzahl im Besitz des Museums; dabei mag noch eines Briefes an ihre Schwester gedacht werden, die, wie wir wissen, an den Kammerrat Ridel in Weimar verheiratet war, in dem sie sich natürlich nach Goethe erkundigt.

Bis ins hohe Greisenalter hat Goethe mit Kestners in Verkehr gestanden. Als Goethes Sohn August krank nach Italien reist, nimmt sich August Kestner, der sogenannte römische Kestner, auch ein Sohn der Lotte, seiner in Rom mit Rat und Tat an und nach dem Tode des Sohnes legt

[22]) Vgl. die Schilderung, die diese in einem gleichzeitigen Briefe an ihren Bruder August gibt (Briefwechsel a. a. O. S. 10) mit der aus der Erinnerung gemachten im Briefe an Frau v. Miaskowski vom 29. März 1874 in der Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau 1909, Nr. 9.

[23]) Vgl. Goethes Antwort vom 26. Oktober 1803 und Apparat dazu in der Weimarer Ausgabe.

der Vater die Besorgung seiner Verlassenschaft in die Hände August Kestners.[24])

Doch kehren wir nach diesem Exkurs über die Familie Kestner in das Deutsche Haus nach Wetzlar zurück. Dort war nach dem Tode des Amtmannes Johann Henrich Buff im Jahre 1795 dessen Sohn Georg Conrad Kestnereiverwalter geworden. Schon im Jahre 1787 hatte der alte Amtmann in einer Eingabe an den deutschen Orden gebeten, ihm wegen vorgerückten Alters seinen Sohn als Adjunkt zur Führung der Geschäfte zu bestellen. Dem Wunsche des Vaters wird mit Rücksicht auf dessen dem Orden treu geleistete langjährige Dienste stattgegeben; im Jahre 1788 wird er vereidigt, der Wortlaut der Eidesformel, von Georg Conrad Buff sorgfältig kopiert, liegt den Akten bei, desgleichen sein Anstellungsdekret als Adjunkt, datiert vom 28. März 1788. In einem ausführlichen Schreiben vom 3. Januar 1795 meldet der Adjunkt den Tod seines Vaters und Chefs und bittet zugleich um definitive Übertragung der Stelle, die nach Erledigung verschiedener Formalitäten und Schreibereien, wovon gewissenhafte Abschriften vorliegen, auch erfolgt. Unterm 10. September 1795 wird Georg Conrad bereits zum Ordensamtmann ernannt. Über die Dienstanweisung haben wir schon bei Gelegenheit der Anstellung seines Vaters gesprochen. Lange hat er die Geschäfte des Ordens nicht in Ruhe und in der vom Vater hergebrachten Weise besorgen können. Die Wirren der Zeit machten sich auch in seinen dienstlichen Verhältnissen bemerkbar. Napoleon war Herr von Deutschland geworden und der Untergang des deutschen Ordens von ihm beschlossen; am 24. April 1809 sprach er in Regensburg das gebieterische Machtwort aus: „Der Deutsche Orden ist in allen Staaten des Rheinbundes aufgehoben. Alle Güter und Domänen des Ordens werden mit der Domäne der Fürsten, in deren Staaten sie liegen, vereinigt."[25]) Der Fürstprimas Dalberg war diesem Beschlusse schon zuvorgekommen, denn ein von demselben Tage

---

[24]) Vgl. die Briefe Goethes an August Kestner bei Kestner-Köchlin, Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte, 1904, S. 373.

[25]) Vgl. Voigt, a. a. O., Bd. 2, S. 607 f.

datierter Erlaß eröffnete dem Amtmann Buff, daß nachdem der König von Württemberg vom Fürstentum Mergentheim provisorisch militärischen Besitz genommen, er, der Fürstprimas, als mit dem Geiste der Rheinischen Bundesakte unvereinbarlich, nicht zugeben könne, daß ein fremder Souverän sich in den, wenn auch nur vorübergehenden Besitz der im Primitialstaate gelegenen deutschmeisterlichen oder deutschherrischen Güter, Renten und Gefälle setze. Darum habe er diese Güter, soweit sie in der Grafschaft Wetzlar liegen, provisorisch in Besitz genommen, und befehle den Angestellten des Ordens, nur von ihm und seinen Beamten Befehle und Weisungen entgegenzunehmen.

Nach Dalbergs Sturz wurde Buff dann durch das General-Gouvernement für Österreich verpflichtet und beeidigt. Der Kaiser von Österreich hatte zur Sicherstellung eines dem Fürstenprimas verabfolgten Darlehens die Güter und Gefälle des ehemaligen Deutschen Ordens mit Beschlag belegen lassen. Dem Amtmann Buff wird aufgegeben, die Revenuen nur an eine noch zu bezeichnende österreichische Kasse abzuliefern und überhaupt nur von österreichischer Seite Befehle entgegenzunehmen. Doch auch das war nur vorübergehend; eine definitive Regelung brachte aber doch noch dasselbe Jahr. Die Fürsten, mit deren Domänen die Güter des Ordens vereinigt wurden, hatten den Nutznießern der Güter des Ordens sowie dessen Beamten Pensionen zu bezahlen. So bezog der Amtmann Buff auf Grund einer von dem souveränen Herzog und dem souveränen Fürsten von Nassau unterm 14. Dezember 1814 ausgestellten Urkunde eine jährliche, bis zu einer anderen Dienstanstellung dauernde Pension von 350 Gulden. Die Zahlung dieser Pension wird im Jahre 1820 von der Großherzoglich Hessischen Staatskasse übernommen. In der Pensionsurkunde heißt es ausdrücklich, daß die 350 fl. nur dreifünftel der festgesetzten Pension ausmachen, die ihm unter Anrechnung des Nutzungswertes der im Großherzogtum Hessen gelegenen Ländereien auszuzahlen sind. Ob Georg Conrad Buff noch eine anderweitige Dienstanstellung erhalten hat, geht aus unseren Akten nicht hervor. Vermutlich hat er sich ins Privatleben zurückgezogen und von seiner Pension und den Erträgnissen seines sonstigen Besitzes, von dem wir nur die sogenannte Nonnen-

mühle bei Neuborn aus einer vorliegenden Taxation kennen, gelebt. Am 21. April 1821[26]) ist er dann im Alter von beinahe 57 Jahren gestorben. Das Wetzlarische Intelligenzblatt vom 26. April 1821 meldet seine am 23. desselben Monats erfolgte Beerdigung.

Den Untergang des Ordens, in dessen Dienste seine Familie über 100 Jahre gestanden, hat er nur um etwa ein Jahrzehnt überlebt.

R. Hering.



[26]) Eggers, Die Buff, S. 19, gibt irrtümlich das Jahr 1822 als sein Todesjahr an.

V.

Jahresbericht.



Jahresbericht

über das Verwaltungsjahr 1907/1908.

Die Hauptversammlung des Jahres 1907 fand am 26. November abends $8^{1}/_{4}$ Uhr im Saale des Dr. Hochschen Konservatoriums statt und war von 71 Mitgliedern besucht. Den Vorsitz führte der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses, Herr Geheimrat von Reden.

Die Versammlung nahm von dem im Jahrbuch 1907 Seite 333 ff. gedruckt vorliegenden Berichte des Akademischen Gesamtausschusses über die Tätigkeit der Akademischen Abteilung während des Jahres 1906/1907 Kenntnis. Sodann gelangte der — ebenfalls gedruckt vorliegende — vom Akademischen Gesamtausschuß entworfene und vom Verwaltungsausschuß genehmigte Lehrplan für 1907/1908 zur Erledigung. Für seine Durchführung war bereits von der vorjährigen Hauptversammlung der Betrag von 9000 M. bewilligt. Für die Lehrgänge des Winters 1908/1909 wurde der Betrag von 9000 M. vorgesehen.

Hierauf wurde der Rechenschaftsbericht des Pflegamts über die Rechnungsführung des abgelaufenen Geschäftsjahres nebst der Vermögensnachweisung vorgelegt, ebenso der Bericht der mit der Prüfung der Jahresrechnung von der Hauptversammlung betrauten Revisoren. Auf Grund beider Berichte wurde der Rechnungsführung die Entlastung erteilt.

Danach wurde zur Beratung des vom Verwaltungsausschusse vorgelegten Voranschlages der Einnahmen und Ausgaben für das neue Geschäftsjahr geschritten. Derselbe wurde genehmigt.

Die satzungsgemäß vorzunehmenden Wahlen hatten folgendes Ergebnis:

1. Verwaltungsausschuß:

a) Ordentliche Mitglieder:

Wilhelm Bonn, Bankier;
Franz von Forckenbeck, Landgerichtsdirektor;
Max Kayser, Landgerichtsrat;
Karl Kotzenberg, Kaufmann;
Ernst Lautenschlager, Stadtrat;
Dr. Julius Ziehen, Stadtrat.

b) Ersatzmitglieder:

Dr. Alexander Berg, Rechtsanwalt;
Dr. Paul Bode, Oberrealschuldirektor;
Prof. Dr. Rudolf Jung, Archivdirektor;
Moritz von Metzler, Bankier;
Emil Padjera, Rentner;
Karl Rumpf, Bildhauer.

2. Pflegamt:

a) Ordentliche Mitglieder:

Dr. Dietrich Cunze;
Friedrich Römmich, Kaufmann;
Selmar Wiener, Kaufmann.

b) Ersatzmitglieder:

Hermann Bückling, Fabrikant;
Franz Moldenhauer, Ingenieur;
Gustav Leopold Sautter, Kaufmann.

Zu Revisoren wurden ernannt:

Max Keller, Kaufmann:
Anton Kirchner, Kaufmann.

Zum Stellvertreter:

Moritz Cahn, Kaufmann.

Ferner wurde von der Versammlung der folgende Antrag zum Beschluß erhoben:

1. Nachdem durch Beschluß des Verwaltungs-Ausschusses vom 27. November 1905 das Goethehaus mit allen Sammlungen, Archiv und Bibliothek, unter dem Namen „Frankfurter Goethemuseum" zusammengefaßt worden ist, haben der Verwaltungs-Ausschuß, der Akademische Gesamt-Ausschuß und das Pflegamt des Freien Deutschen Hochstifts, unter Zustimmung der Hauptversammlung vom 26. November 1907 (nach Satz 35 der Satzungen), zur Wahrnehmung der ihnen satzungsgemäß zustehenden Rechte und Pflichten an Haus und Sammlungen eine Kommission eingesetzt, die den Namen „Museums-Kommission" führt.
2. Die Museums-Kommission führt die Aufsicht über die Verwaltung des Frankfurter Goethemuseums, welches das Goethehaus mit allen daran sich knüpfenden Sammlungen und deren Gebäude umfaßt.
3. Der Kommission steht die Verfügung über die im Haushaltsplane des Freien Deutschen Hochstifts für das Goethemuseum ausgeworfenen Beträge zu.
4. Alle Ankäufe für das Museum, die 300 M. übersteigen, bedürfen der Genehmigung der Kommission.
5. Alle Zahlungen aus dem Etat des Museums, die den Betrag von 100 M. übersteigen, bedürfen der Anweisung des Vorsitzenden der Kommission oder seines Stellvertreters.
6. Der Kommission steht das Revisionsrecht zu. Auf Verlangen sind ihr von der Direktion des Museums die Inventare, Kataloge &c. vorzulegen und alle verlangten Nachweise zu liefern. Sie nimmt alljährlich den Bericht der Direktion entgegen.
7. Für Besetzung der Stellen von Beamten und Bediensteten des Museums macht sie dem Verwaltungs-Ausschuß ihre Vorschläge.
8. Die Kommission besteht aus den Vorsitzenden der drei Gremien des Hochstifts und deren Stellvertretern nebst dem Direktor des Goethemuseums und seinem Stellvertreter. Ihr steht das Kooptationsrecht zu. Mindestens zwei der kooptierten Mitglieder müssen den Gremien des Hochstifts angehören. Kooptierte Mitglieder, die nicht

zugleich Mitglieder des Hochstifts sind, haben nur beratende Stimme.

9. Den Vorsitz führt der Vorsitzende des Verwaltungs-Ausschusses, in seiner Vertretung der Vorsitzende des Akademischen Gesamt-Ausschusses, in dessen Behinderung der stellvertretende Vorsitzende des Verwaltungs-Ausschusses resp. der stellvertretende Vorsitzende des Akademischen Gesamt-Ausschusses.

Durch diese Einrichtung der mit erweiterten Befugnissen an die Stelle der früheren Goethehauskommission tretenden Museumskommission ist die Handhabung der Oberaufsicht des Hochstifts über die Verwaltung des Frankfurter Goethemuseums dauernd in praktischer und wirksamer Weise geordnet. Durch Zuwahl traten in die Kommission ein die Herren: William B. Bonn, Prof. O. Donner-von Richter, V. Moessinger, Geh. Regierungsrat Dr. A. Varrentrapp, Stadtrat Dr. J. Ziehen.

Der **Verwaltungs-Ausschuß** wählte zu seinem Vorsitzenden Herrn Landgerichtsdirektor F. von Forckenbeck und zu dessen Stellvertreter Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. H. Rehn.

Über die öffentliche Lehrtätigkeit des Hochstifts, die ihren geregelten erfolgreichen Gang ging, wie über das innere wissenschaftliche Leben der Fachabteilungen wird unten im Bericht des Akademischen Gesamtausschusses nähere Mitteilung gegeben.

Ebenso bietet der Bericht der Direktion des Museums alle wünschenswerten Einzelheiten über Stand und Vermehrung der Sammlungen.

Eine wesentliche Sorge der Verwaltung bildete, wie schon in den Vorjahren, die Frage des Erweiterungsbaues des Goethemuseums. Der Verwaltungsausschuß hält es für seine Pflicht alles, was in seinen Kräften steht, zu tun, um eine glückliche und würdige Lösung dieser Frage herbeizuführen. Er fühlt sich mit der gesamten Mitgliederschaft in der Überzeugung einig, daß das unter der Ägide des Hochstifts stehende, Frankfurt zur Ehre, zur Freude der ganzen gebildeten Welt und zum Nutzen der Wissenschaft geschaffene Institut in

seiner gedeihlich fortschreitenden Entwickelung nicht gehemmt werden darf.

Daher wurden alle für die Erweiterung sich bietenden Möglichkeiten erwogen und geprüft, Entwürfe und Pläne für den Neubau angefertigt, und diese mit eingehender Begründung und Erläuterung im Laufe des Jahres den oberen städtischen Behörden in einer Eingabe unterbreitet.

Der Verwaltungsausschuß hofft der nächstjährigen Hauptversammlung von einem günstigen Erfolge seiner Bemühungen berichten zu können.

Am 100jährigen Todestage der Frau Rat, am 13. September 1908, hat das Hochstift, nach freundlich erteilter Erlaubnis der Hausbesitzerin, Frau Emmy Vogtherr, an dem Hause Roßmarkt 8, das an der Stelle des Sterbehauses Katharina Elisabeth Goethes steht, eine Gedenktafel aus weißem Marmor anbringen lassen, die in goldenen Lettern die Inschrift trägt: „Im Hause Zum goldenen Brunnen wohnte die Frau Rath Goethe vom Sommer 1795 bis zu ihrem Tode am 13. September 1808." Der Gedenktag wurde ferner durch einen akademischen Festakt begangen, während in dem festlich geschmückten Goethemuseum eine kleine Frau Rath-Ausstellung Bildnisse, Handschriften und Einnerungsgegenstände vereinte (s. unten S. 24).

Herr Dr. Gustav Donner errichtete am 80. Geburtstage seines Bruders eine Professor Otto Donner-Stiftung, deren Verwaltung das Hochstift übernommen hat; näheres darüber gibt der dem Haushaltungsplane beigefügte Bericht des Pflegamts.

Als Mitglieder wurden im Laufe des Jahres aufgenommen:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, M. 8.—, bei Auswärtigen M. 6.—. Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Frau Elisabeth Altmann-Gottheiner, Dr. jur. publ. et rer. cam.
2. S. P. Altmann, Dr., Wissenschaftlicher Beamter der Handelskammer.
3. Karl Barkhausen, Dr. jur., Bürgermeister, Bremen.

4. Christian Bartscher, Mittelschullehrer.
5. M. Bauer, Dr., Dozent am Dr. Hoch'schen Konservatorium (M. 10.—).
6. Rudolf Bauer, Bankier.
7. Robert von Beckerath, Rittmeister a. D.
8. Franz Hermann Behn, Dr. jur., Privatmann, Hamburg.
9. Frau Dr. Paula Berend, Wwe.
10. Frl. Margarete Bernhard, Dr. jur. publ. et rer. cam.
11. Albert Bickermann, Bankbeamter.
12. Joseph von Bothmer, Kammerherr Sr. Majestät des Kaisers und Königs.
13. Paul Bottenwieser.
14. Karl Bräuer, Dr., Privatgelehrter, Cronberg i. T.
15. Erich Breitenbach.
16. Martin Brendel, Dr., Professor a. d. Akademie.
17. Friedrich Büding, Dr. jur., Privatier.
18. Ludwig Burckhard, Kaufmann.
19. Rudolf Cohn, Kaufmann.
20. Leonhard Conradi, Kreisgeometer.
21. Silvio Dal Fano.
22. Adolf Deutsch, Dr. med,, prakt. Arzt.
23. Gustav Donner, Dr. jur. (M. 50.—).
24. Frl. Alice Eberstadt.
25. Julius Ebert, Bankbeamter.
26. Heinrich Eckert, Lehrer, Offenbach a. M.
27. Karl Elias, Dr. jur., Referendar.
28. Karl Finger, Kaufmann.
29. Paul Fischmann, Dr. phil., Oberlehrer.
30. Frl. Else Fries, Lehrerin, Offenbach a. M.
31. Emil Fünfgelt, Privatier.
32. Axel Gerstenberg, Hauptmann.
33. Rudolf Gerstung, Druckereibesitzer, Offenbach a. M.
34. Frl. Nellie Gieser.
35. Adolf Goering, Dr., Amtsgerichtsrat.
36. Frl. Elisabeth Gran, Privatiere.
37. Fritz Grandhomme, Dr. med., prakt. Arzt (M. 10.—).
38. Frau Marie Graubner, Wwe.
39. Hermann Grombach, Schriftsteller.
40. Frau Sophie Hamburger, Wwe.

41. Arthur Hanke, Lehrer.
42. Jacob Heimen, Dr. phil., Oberlehrer.
43. August Hengsberger, Dr. med., prakt. Arzt.
44. Friedr. Hertting, Oberlehrer.
45. Frau Louise Jacobi, Wwe.
46. Ernst Jäde, Dr., Professor, Oberlehrer.
47. Ernst Kaulen, Amtsrichter.
48. Theodor Kayßer, Architekt.
49. Anton Kippenberg, Dr., Verlagsbuchhändler, Leipzig.
50. Rudolf Kniebe, Dr. phil., Oberlehrer.
51. Hermann Knoeckel, Kunstverlagsinhaber.
52. Wilhelm Köhne, Oberlehrer.
53. Frau Lina Kohn.
54. Paul Kullmann.
55. Frau verw. Hauptmann Nini Lauprecht.
56. Frau Emil Lessing.
57. Frau Lina Levy, Rentiere.
58. Ferdinand Liebmann, Kaufmann.
59. Wilhelm Lueken, Pfarrer.
60. Karl Marbe, Dr., Professor a. d. Akademie.
61. Hermann Marcus, Dr., Arzt.
62. Adam May, Lederfabrikant.
63. Frau Emy Mayer.
64. Albert Maysser, Kaufmann.
65. Frl. Luise Meisinger, Bad Soden i. T.
66. Richard M. Meyer, Dr. Prof., Berlin.
67. Frl. Anna Nachmann.
68. Fräulein Martha Neu, Lehrerin.
69. Eduard de Neufville, Hausen (M. 20.—).
70. Hermann Neuschaefer, Schuldirektor.
71. Fräulein Minna Niebour, Oberlehrerin.
72. Jean Niederhauser, Chemiker, Fechenheim.
73. Frau Marie Oestreich, Wwe.
74. Frl. Claire Oppenheimer.
75. Frl. Ella Ott, Privatiere, Hanau a. M.
76. Frl. Johanna Ott, Lehrerin, Hanau a. M.
77. Hermann Passavant, Kaufmann.
78. Moritz Passavant, Dr. jur. Justizrat, Rechtsanwalt und Notar.

79. Franz Petry, Kaufmann.
80. Paul Pfefferkorn.
81. Frl. Lina Pinkowitz, Schneiderin.
82. Friedr. Karl Planitz, Beamter.
83. Frau Betty Plaut.
84. Walter Pohl, Oberstleutnant.
85. Christian Preußer, Rektor.
86. Frau Max Regensburg, Wwe.
87. Carl Resch, Kaufmann.
88. Alfred Ritter, Dr., Oberlehrer.
89. Pietro Rondoni, Dr. med.
90. Frl. Margarete Rosenau, Lehrerin.
91. Frau Anna Rosenthal.
92. Bernhard Rosenthal, Fabrikant (M. 10.—).
93. Bernhard Rost, Dr. der Staatswissenschaften, Leipzig-Gohlis.
94. Karl Roth, Dr. med., Medizinalrat und Kgl. Gerichtsarzt.
95. Fräulein Anna Sauerwein, Hanau a. M.
96. Otto Schieck, Oberlehrer.
97. Hans Schiller, Mittelschullehrer.
98. Frau Marie Schlund, Wwe.
99. Frau Eisenbahndirektor Luise Schmidt, Griesheim a. M.
100. Max Schmidt, Dr. phil., Chemiker.
101. Werner Schmidt, Dr. phil., Chemiker, Fechenheim.
102. Wilhelm Schmidt-Gerstung, Kaufmann, Offenbach a. M.
103. Adam Schneider, Lehrer.
104. Frl. Martha Schönemann, Lehrerin.
105. Frau E. Schott, Wwe.
106. Adolf Max Schottlaender, Referendar.
107. Otto Schultze, Dr. med. et. phil., Assistent an der Akademie.
108. Frau Sofia Schulz-Euler.
109. Hans Schwarz, Regierungs- und Baurat.
110. Karl Sethe, Staatsanwalt.
111. Frau Emma Silberhorn (M. 10.—).
112. Karl Simon, Direktorial-Assistent am städt. hist. Museum.
113. Otto Sohst, Dr. phil., Chemiker, Höchst a. M.
114. Frl. Marianne Steimer, Schulvorsteherin.
115. Georg Stein, Referendar.

116. Kurt Steindorff, Magistrats-Assessor.
117. Heinrich Stiebel, Kaufmann.
118. Frl. Marie Stockmann, Lehrerin und geprüfte Schulvorsteherin.
119. Louis A. Strauß, Kaufmann.
120. Ernst Teichmann, Dr. phil., Bibliothekar und Redakteur der Frankfurter Zeitung.
121. Otto Thilenius, Dr., Geh. Sanitätsrat, Soden i. T. (M. 10.—).
122. Frl. Hedwig Thomsen, Offenbach a. M.
123. Albert Ullmann, Direktor.
124. Richard Wachsmuth, Dr., Professor, Dozent am Physikalischen Verein.
125. Ludwig Weber, Dr., Landgerichtsrat.
126. Hermann von Wedel, Offizier.
127. Alfred Weil, Kaufmann.
128. Rudolf Welcker, Direktorial-Assistent am städt. hist. Museum.
129. Karl Albert Wenzel, Disponent.
130. Arthur Westphal, Dr., Chemiker, Soden i. T.
131. Frl. Johanna Wiesemann.
132. Adolf Wilhelmi, Kaufmann.
133. Kurt Wolff, Bonn a. Rhein.

106 Mitglieder sind ausgetreten.
33 Mitglieder wurden uns durch den Tod entrissen.

Unter den Mitgliedern, die uns der Tod im verflossenen Jahre geraubt hat, geziemt es sich namentlich der folgenden Männer zu gedenken, die das Hochstift durch ihre rege Mitarbeit sowie durch hilfsbereite Förderung seiner Ziele zu dauerndem Danke verpflichtet haben:

Am 30. Januar 1908 schied zu Heidelberg Freiherr Alexander von Bernus aus dem Leben, der gastfreie, liebenswürdige und kenntnisreiche Besitzer des Stiftes Neuburg am Neckar und seiner reichen Kunst- und Literaturschätze. Er hat das Schlossersche Erbe treu bewahrt und zu mehren gesucht. Viele sind bei dem Schloßherrn eingekehrt in schönen Sommertagen, und für alle bilden die genußreichen dort verlebten Stunden eine liebe Erinnerung fürs Leben. Das Ent-

stehen und Wachsen des Frankfurter Goethemuseums hat er, der geborene Frankfurter, mit liebevollem Interesse verfolgt. Alljährlich kehrte er mehreremale hier ein und freute sich jedes neuen Zuwachses. Häufig konnte er aus seinen Sammlungen willkommene Belehrung bieten (vgl. die Festschrift des Freien Deutschen Hochstiftes zu Goethes 150. Geburtstagsfeier S. 179 ff). Auch in der wenige Tage vor seinem Tode niedergeschriebenen letztwilligen Verfügung hat er unseres Goethemuseums gedacht. Diesem fallen nach dem dereinstigen Ableben seines Sohnes das Krausche Goetheporträt, ein Geschenk Anna Amalias an die Frau Rat nebst der reizenden Zeichnung zu, die Steinles Künstlerhand auf Stift Neuburg von Marianne von Willemer entworfen hat.

Am 1. April d. J. starb Herr Gustav Kotzenberg, der als Vorsitzender unseres Pflegamtes sich längere Jahre hindurch eifrig und erfolgreich der Verwaltung unserer Finanzen angenommen hat. Die Liebenswürdigkeit und Zuverlässigkeit seines Wesens hat ihm auch unter unseren Mitgliedern viele Freunde erworben. Schon am 19. April folgte ihm der bekannte Philanthrop Charles L. Hallgarten, Mitglied unseres Verwaltungsausschusses. Wie alle wohltätigen und gemeinnützigen Institute Frankfurts, so verdankt auch das Hochstift ihm viel. Es soll nicht vergessen werden, wie im entscheidenden Augenblicke sein rasches und opferwilliges Eingreifen, im Verein mit Herrn William B. Bonn und Herrn Dr. Lucius, die dem Goethehause drohende Gefahr der Verbauung abzuwenden möglich machte. Für das Goethemuseum hegte er stets warmes Interesse. Sein zugleich idealer und praktischer Sinn betrachtete den Ausbau und die weitere Ausgestaltung des Museums als eine dringende Notwendigkeit für Frankfurt, als eine Ehrenpflicht, die der Vaterstadt Goethes obliege. Dieser Überzeugung hat er stets tatkräftigen Ausdruck gegeben. Noch im Vorjahre, als es sich um die große Erwerbung des Gemäldesalons des Königsleutnants handelte, war er sofort bereit durch sein Eintreten als Garant, mit Herrn Victor Moessinger, den Erwerb dieses Schatzes zu sichern.

Am 15. August verschied zu Darmstadt hochbetagt Herr Geheimerat Prof. Dr. Georg Schäfer, der bedeutende Kunst-

gelehrte und Forscher. Das Hauptgewicht der Wirksamkeit des bis in seine letzten Tage körperlich und geistig selten rüstigen Gelehrten liegt in Darmstadt und in dessen technischer Hochschule. Aber auch das Hochstift hat sich durch lange Jahre seiner fruchtbringenden Tätigkeit erfreuen dürfen. Mit ihm ist der letzte der Darmstädter Drei, außer Schäfer noch Ludwig Büchner und Otto Roquette, dahingeschieden, die bei der Neuorganisation des Hochstiftes im Jahre 1884 eifrig mitgewirkt haben. Geheimerat Schäfer ist seit jener Zeit ein treues Mitglied des Verwaltungsausschusses geblieben. Die Berichte enthalten wertvolle Vorträge und Abhandlungen aus seiner Feder, und die Hörer unserer Lehrgänge werden sich noch gern des geistvollen Vortragenden erinnern.

Das Hochstift wird diesen verdienten Männern ein treues und dankbares Gedenken bewahren.

Der **Akademische Gesamtausschuß** erstattet über die Tätigkeit der Akademischen Abteilung im verflossenen Jahre folgenden Bericht:

Die Fachabteilungen, die in ihrer Gesamtheit die Akademische Abteilung des Hochstifts bilden, wählten zu Vorsitzenden und damit zu Mitgliedern des Akademischen Gesamtausschusses die folgenden Herren:

Alte Sprachen: Oberlehrer Professor Dr. H. Jungblut und Oberlehrer Professor H. Weiß.

Neuere Sprachen: Professor Dr. H. Morf und Oberlehrer Professor Dr. M. Banner.

Geschichte: Professor Dr. Gg. Küntzel und Direktor Dr. O. Liermann.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: Professor O. Donner-von Richter und Buchhändler M. Sondheim.

Mathematik und Naturwissenschaft: Professor Dr. R. Wachsmuth und Professor Dr. K. Marbe.

Deutsche Sprache und Literatur: Direktor Dr. K. Rehorn und Archivar Dr. R. Hering.

Jurisprudenz: Justizrat Dr. P. Neumann und Oberlandesgerichtsrat O. Creizenach.

Volkswirtschaft: Stadtrat Dr. K. Flesch und Fabrikant J. H. Epstein.

Zum Vorsitzenden des Akademischen Gesamtausschusses wurde von diesem Herr Justizrat Dr. P. Neumann und zum stellvertretenden Vorsitzenden Herr Direktor Dr. O. Liermann gewählt.

Als Mitglieder der Akademischen Abteilung, und zwar in die folgenden Fachabteilungen wurden im Laufe des Verwaltungsjahres aufgenommen:

Dr. S. P. Altmann, Wissenschaftlicher Beamter der Handelskammer: Volkswirtschaft.
Frau Dr. jur. Altmann-Gottheiner: Volkswirtschaft.
Frl. Dr. jur. Margarethe Bernhard.
Professor Dr. Martin Brendel: Naturwissenschaft.
Gymnasialdirektor Prof. Dr. Rudolf Busse: Alte Sprachen.
Dr. Jakob Heimen, Oberlehrer: Alte Sprachen.
Dr. Rudolf Kniebe, Oberlehrer: Geschichte, Alte Sprachen.
Professor Dr. Karl Marbe: Naturwissenschaft.
Otto Müller, Kandidat des höheren Schulamts: Deutsche Sprache und Literatur, Alte Sprachen.
Otto Schieck, Oberlehrer: Alte Sprachen, Neuere Sprachen.
Adolf Max Schottlaender, Referendar: Volkswirtschaft, Geschichte, Jurisprudenz.
Dr. med. et. phil. Otto Schultze, Assistent an der Akademie. Naturwissenschaft, Kunstwissenschaft.
Dr. Ernst Teichmann, Bibliothekar und Redakteur: Naturwissenschaft.
Professor Dr. Richard Wachsmuth, Dozent am Phys. Verein: Naturwissenschaft.
Dr. Arthur Westphal, Chemiker: Naturwissenschaft.

Alte Sprachen.

In der Sektion wurden die folgenden Vorträge gehalten:

Am 24. Oktober 1907: Herr Direktor Dr. Bruhn über: „Des Q. Cicero Handbüchlein für Wahlkandidaten."

Am 14. November 1907: Herr Prof. Dr. Bölte über: „Platons Kriton."

Am 5. Dezember 1907: Herr Prof. Dr. Knögel über: „Horaz Carm. IV. 2."

Am 30. Januar 1908: Herr Oberlehrer Dr. Adami über:
„Den Augustushymnus bei Vergil Aeneis VI, 791 ff.“

Am 18. Juni 1908: Herr Prof. Dr. Jungblut über:
„Gloria in Ciceros Offizien.“

Neuere Sprachen.

In der Sektion wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 27. November 1907: Herr Gerold über das Thema:
„La chanson militaire française.“

Am 29. Januar 1908: Herr Prof. Dr. Banner:
„Molière in der Schule.“

Bildkunst und Kunstwissenschaft.

Am 9. März 1908 fand statt: Vortrag des Herrn Dr. phil. Karl Gebhardt über:
„Italienische Einflüsse in der deutschen Malerei des XV. Jahrhunderts.“

Mathematik und Naturwissenschaften.

Es sprachen:

Am 25. November 1907: Herr Ingenieur Dr. Sachs über:
„Gerichtete drahtlose Telegraphie.“

Am 28. Februar 1908: Herr Dr. Schultze über:
„Assoziationsexperimente und deren kriminalistische Bedeutung.“

Am 9. März 1908: Herr Professor Dr. Marbe über:
„Neuere Anwendungen von Flammen.“

Am 23. Juni 1908: Herr Professor Dr. Wachsmuth über:
„Die Messung von Schallgeschwindigkeiten.“

Herr Oberlehrer Gagelmann über:
„Messung von Schallintensitäten.“

Die zweite und dritte Sitzung fanden im psychologischen Institut der Akademie, die vierte im physikalischen Institut des Physikalischen Vereins statt.

Deutsche Sprache und Literatur.

Am 12. Februar 1908 sprach Herr Konsistorialrat Pfarrer Dr. Dechent über: „Turbo, ein Faust-Drama des 17. Jahrhunderts“, von Johann Valentin Andreae.

Geschichte.

Der erste Vorsitzende, Herr Professor Dr. Schwemer, eröffnete die erste Sitzung der Abteilung am 30. Januar 1908 mit der Ankündigung, die Leitung niederlegen zu wollen. Er schlug gleichzeitig vor, die künftigen Sitzungen in den Räumen des Historischen Seminars der Akademie abzuhalten, und zwar in Gemeinschaft mit der dort bestehenden akademisch-historischen Gesellschaft, die, dem Charakter der Akademie als Fortbildungsanstalt entsprechend, die Fachgenossen von Frankfurt und Umgebung zusammenzuführen und ihnen durch Vorträge und Berichte über die Neuerscheinungen der Fachliteratur die Übersicht über die Fortschritte der Wissenschaft zu erleichtern bezweckt. Die Sektion stimmte dem Antrage einmütig zu, übertrug das bisher von Herrn Professor Dr. Schwemer versehene Amt Herrn Dr. Küntzel und sprach ihrem scheidenden ersten Vorsitzenden durch den Mund des zweiten Vorsitzenden, Herrn Direktor Dr. Liermann, den lebhaften Dank für seine langjährige Geschäftsführung aus. Im Zusammenhange mit diesen Veränderungen überwies die Verwaltung des Hochstifts auf Antrag der historischen Sektion, der Bibliothek des Historischen Seminars die folgenden Zeitschriften (ausschließlich des laufenden Jahrgangs) als Depositum:

1. Mitteilungen aus der historischen Literatur.
2. Historische Zeitschrift.
3. Historische Vierteljahrsschrift.
4. Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.
5. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.
6. Archiv für Kulturgeschichte.
7. Historisches Jahrbuch.
8. Zeitschrift für Kirchengeschichte.

9. Römische Quartalschrift.
10. Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein.
11. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Humanistische Abteilung.

Seither haben die gemeinschaftlichen Sitzungen der Abteilung für Geschichte und der Akademisch-Historischen Gesellschaft während des W. und S. S. regelmäßig alle vierzehn Tage Freitags stattgefunden. Es haben gesprochen in der Sitzung vom:

30. Januar 1908: Herr Bibliothekar Dr. Schiff über „Die italienische Politik König Siegmunds 1410—1413".

7. Februar und 21. Februar 1908: Herr Prof. Dr. Küntzel über „Weltbürgertum und Nationalstaat" an der Hand des gleichbetitelten Werkes von A. Meinecke, sowie über „Camphausen und seine Stellung zur Paulskirche und Unionspolitik 1848—1850".

6. März: Herr Dr. Bräuer über „Die Methoden preisgeschichtlicher Forschung".

Sonntag den 22. März 1908 veranstaltete Herr Direktor Dr. Lauffer eine erbetene Führung durch das hiesige Historische Museum.

Die Sitzungen des S. S. eröffnete am:

1. Mai 1908 Herr Dr. Bröcking mit einem Vortrag über „Die Hamburgische Verfassungsfrage im neunzehnten Jahrhundert" und „Hamburg und Preußen im Jahre 1866".

Am 5. Mai 1908 sprach
Herr Dr. Lennhoff über „Die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung";
Herr Oberlehrer Schönfelder über „Die Anfänge der Staatskirchenpolitik Herzogs Georg von Sachsen".

Am 29. Mai 1908 setzte Herr Oberlehrer Schönfelder seinen Vortrag mit besonderer Rücksicht auf die Beziehungen des Herzogs Georg zu Luther fort;

Herr Privatdozent und Oberlehrer Dr. Franz behandelte „Das pazifische Problem in der Geschichte".

Am 19. Juni 1908 sprachen Herr Oberlehrer Dr. Kniebe „Über einen wichtigen aufgefundenen Papyrus aus dem vierten Jahrhundert", sowie Herr Oberlehrer Dr. Dormann-Wiesbaden über „Die Kirchenpolitik Ludwigs des Bayern", dem Herr Professor Dr. Küntzel einen Bericht über die von Schwalm gefundene „Sachsenhausener Appellation Kaiser Ludwigs an das Konzil von 1324" anfügte.

Am 26. Juni 1908 beendigte Herr Dr. Dormann seinen Vortrag mit besonderer Berücksichtigung der politischen Stellung des Bistums Freising zu Kaisertum und Kirche;

Herr Dr. Lennhoff berichtete über die älteste evangelisch-lutherische Armenordnung;

Herr Oberlehrer Dr. Ehgartner schilderte den bairischen Staatshaushalt im achtzehnten Jahrhundert.

Am 9. Juli 1908 kritisierte Herr Prof. Dr. Küntzel Schieles Aufsatz über „Luther und Luthertum in ihrer Bedeutung für die Geschichte der Schule und der Erziehung" im Juniheft der Preußischen Jahrbücher. Zum Schluß sprach

Herr Dr. J. Cahn über „Preußische Geld- und Münzpolitik bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen" (an der Hand der gleichnamigen Publikation des Freiherrn Dr. von Schroetter in den »Acta Borussica«.

Jurisprudenz.

In der Abteilung sprachen.

Am 4. November 1907: Herr Justizrat Dr. Neumann über: „Neue Erfahrungen in der Anwendung des alten Frankfurter Rechts."

Am 13. Januar 1908: Herr Rechtsanwalt Dr. Sinzheimer über: „Gesamtwille und Einzelwille beim Kollektivvertrag."

Am 9. März 1908: Herr Rechtsanwalt Dr. Rosenmeyer über: „Wahlrecht und Armenunterstützung im Reiche."

Volkswirtschaft.

Die Sektion für Volkswirtschaft hielt im Laufe des verflossenen Geschäftsjahres Sitzungen ab an den folgenden Tagen: 12. März, 13. Mai, 27. Mai und 23. September 1908.

Es hielten Vorträge:

Am 12. März Herr Dr. med. W. Hanauer über: „Kommunale Säuglingsfürsorge."

Am 23. September Herr Dr. Otto Becker über: „Das Wanderarbeitsstättengesetz."

Abgehalten wurden die nachstehend verzeichneten **Lehrgänge**:

1. Herr Professor Dr. Karl Hampe aus Heidelberg: „Kaiser Friedrich II."
2. Herr Professor Dr. Alexander Brückner aus Berlin: „Rußlands geistige Entwicklung im Spiegel seiner schönen Literatur."
3. Herr Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Georg Loeschcke aus Bonn: „Die Kunst des Hellenismus."
4. Herr Professor Dr. Friedrich Panzer aus Frankfurt a. M.: „Richard Wagner."
5. Herr Professor Dr. Arthur Drews aus Karlsruhe: „Eduard von Hartmann."
6. Herr Professor Dr. Karl Schwarzschild aus Göttingen: „Die Fixsterne."
7. Herr Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Windelband aus Heidelberg: „Die Wandlung des deutschen Geistes im neunzehnten Jahrhundert."

An dem zur Feier von Schillers Geburtstage stattfindenden Festakte sprach Herr Privatdozent Dr. Julius Goldstein aus Darmstadt über „Schillers Lebensproblem".

Die Feier von Goethes Geburtstage wurde in diesem Jahre mit der des hundertsten Todestages seiner Mutter vereint. Am 13. September, dem Todestage der Frau Rat,

fand im großen Saale des Dr. Hochschen Konservatoriums ein Festakt statt, bei dem Herr Professor Dr. Alfred Biese aus Neuwied das Thema „Goethe und seine Mutter“ behandelte. Der Sängerchor des Lehrervereins eröffnete und schloß die Feier mit weihevollem Gesange.

Am 10. Mai feierte der bekannte Künstler und Kunstforscher Herr Professor Otto Donner-von Richter seinen achtzigsten Geburtstag. Dem um das geistige Leben Frankfurts überhaupt, wie um das des Hochstifts insbesondere hochverdienten Manne brachten das Hochstift und das Goethemuseum ihre Glückwünsche dar. Der Akademische Gesamtausschuß beschloß, dem in jugendlicher Frische seit dem Bestehen des Ausschusses in ihm wirkenden Jubilar durch die einzige Ehrenbezeigung zu danken, die er zu vergeben hat. Er ernannte ihn in seiner Sitzung vom 10. April 1908 zum derzeit einzigen akademischen Ehrenmitgliede. Das künstlerisch ausgeführte Diplom wurde von dem Vorsitzenden des Akademischen Gesamtausschusses dem Gefeierten mit einer Ansprache überreicht, die dem Gefühle der Verehrung und der Dankbarkeit Ausdruck verlieh.

Die Entwickelung des **Goethemuseums** bietet auch in diesem Jahre ein recht erfreuliches Bild. Der Besuch des Dichterhauses und des Ausstellungssaales ist in stetem Steigen begriffen; er hat sich in dem Jahrzehnt seit Eröffnung des Museums mehr als verdreifacht und beträgt jetzt ca. 40000 Personen jährlich. Von der in immer reicherem Maße gewährten Ermäßigung der Eintrittsgebühr wird seitens auswärtiger Schulen, Vereine u. s. w. wie seitens der hiesigen Bürgerschaft an den dazu bestimmten Tagen umfassender Gebrauch gemacht. Gleiche Ermäßigung wird auch den vielen in Frankfurt tagenden Versammlungen und Kongressen zugestanden. Gänzlich freier Eintritt kann des starken, den engen Ausstellungssaal oft völlig überfüllenden Besuchs halber nur in den Wintermonaten, und auch da nur innerhalb gewisser Grenzen, wie z. B. den sämtlichen städtischen Schulen, Ferienkursen, hiesigen Vereinen und Gewerkschaften u. s. w. gewährt werden. Auch die Rücksicht auf die bauliche Erhaltung

des Goethehauses verbietet allzugroße Massenanhäufungen. Die in Verbindung mit dem Ausschuß für Volksvorlesungen im Laufe eines jeden Winters mehrfach veranstalteten Gratisführungen durch Haus und Museum sind daher in der Weise eingerichtet, daß bei dem vorher stattfindenden orientierenden Vortrag eine bestimmte Anzahl von Karten ausgegeben werden, die zur Teilnahme an der Führung am darauffolgenden Sonntag berechtigen. Die Vorträge und Führungen pflegt Herr Archivar Dr. Hering in dankenswerter Weise zu übernehmen.

Es tritt immer deutlicher zutage, daß das Goethemuseum neben dem Römer zur Hauptsehenswürdigkeit Frankfurts und zum Hauptanziehungspunkt für die gebildeten Fremden aus allen Kulturländern geworden ist.

Aber damit ist seine Aufgabe nicht erschöpft.

Der leitende Gedanke bei seiner Begründung war, den fehlenden Zentralpunkt zu schaffen nicht für das Studium Goethes allein, sondern für die Erforschung unserer gesamten großen nationalen Literaturepoche, die sich in Goethe vollendet. Fast unerreichbar weit, in Anbetracht unserer geringen Mittel, schien das Ziel gesteckt, und weit ist auch heute noch der Weg, der vor uns liegt. Aber wir haben heute die Gewißheit, daß er zurückgelegt werden wird, wir haben die Gewißheit des Gelingens.

Dank der freundlichen Förderung, die dem jungen Museum von so vielen Seiten zuteil geworden ist, sind die Bestände an Druckwerken, Handschriften und Kunstwerken soweit gediehen, daß wir der wissenschaftlichen Benutzung bereits jetzt ein Material bieten können, wie es an keinem anderen Punkte in gleicher Fülle vereinigt ist. Demgemäß ist auch die Benutzung von Jahr zu Jahr gestiegen. Sie vollzieht sich in verschiedener Weise. Die Literaturfreunde und Forscher unter unseren Frankfurter Mitgliedern machen von dem Rechte der Entleihung umfangreichen Gebrauch, benutzen die von der Ausleihung ausgeschlossenen Werke im Lesesaale oder erholen sich Rat bei den Beamten des Museums.

Besonders stark gewachsen ist die Inanspruchnahme von auswärts. Die literarischen Anfragen, deren Beantwortung häufig eingehende Untersuchungen erfordert, mehren sich natur-

gemäß mit dem Bekanntwerden unserer Bestände, während, besonders seit der Errichtung der Auskunftsstelle der deutschen Bibliotheken, die Versendung von Büchern an auswärtige Institute einen bedeutenden Umfang angenommen hat. Seltene Drucke und Handschriften können dagegen nur im Museum selbst benutzt werden, und für eingehendere Studien ist diese Arbeit an Ort und Stelle von selbst geboten. Die Zahl dieser auswärtigen Benutzer, die sich wochen- und monatelang in Frankfurt aufhalten, um ihren Studien in unserem Museum nachzugehen, hat sich in den letzten Jahren in erfreulichster Weise vermehrt. Unter ihnen ist das Ausland, besonders Frankreich, bereits stark vertreten. Und gerade nach dieser Richtung scheint unser Institut berufen, eine immer wichtiger werdende internationale Aufgabe zu erfüllen. Die deutsche Sprache hat für das Ausland längst eine ganz andere Bedeutung gewonnen als vordem. Sie bildet einen obligatorischen Lehrgegenstand der höheren Schulen, und die Bekanntschaft mit den großen Werken der deutschen Literatur hält damit gleichen Schritt.

Langsam aber sicher bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß der Name Goethe einen ewigen und unzerstörbaren Kulturgewinn für die gesamte Menschheit bedeute, wie man in Deutschland selbst das seiner Zeit vorauseilende Weltbürgertum dieses allumfassenden, durch keine nationalen Schranken gehemmten Geistes allmählich verstehen und würdigen lernt. Wir waren im Geistesleben der Völker lange die Empfangenden, durch und in Goethe sind wir die Gebenden.

Frankfurt ist Goethes Ausgangspunkt, und das Frankfurter Goethemuseum wird der Anziehungspunkt für alle die sein, die Goethe und seine Zeit studieren wollen, wenn es dem Forscher alles das zu bieten vermag, was er braucht. Frankfurts günstige Lage, seine sonstigen großstädtischen Vorzüge wirken dazu mit.

Weimar geschieht dadurch kein Abbruch. Es hat in seinem Goethehause, des Dichters eigenem Besitz, seine Sammlungen, es bewahrt in den hohen Sälen seines herrlichen Goethe- und Schiller-Archivs den handschriftlichen Nachlaß, aus dem uns die große Sophien-Ausgabe geschenkt worden ist. Und es hat noch viel anderes in seinem Parke, seinen Schlössern, seinen Häusern, seinen Gassen. Weimar ist der Ort

geheiligter Erinnerungen aus vergangener Zeit. Ein geheimnisvoller Zauber liegt über dem Ganzen, der jeden Besucher in seinen Bann zieht.

Anders in Frankfurt. Seine Goethestätte bildet eine stille Insel in dem flutenden Leben der modernen Großstadt. Das Museum ist eine an das alte Dichterhaus sich anlehnende völlige Neuschöpfung, die von vornherein systematisch für den Zweck praktischer Benutzbarkeit angelegt ist. Die gewaltige Persönlichkeit Goethes wird historisch in ihrer Zeit verstanden, und Bibliothek, Archiv wie Kunstkabinett umfassen die ganze Epoche von Gottsched bis zu den Romantikern und den Epigonen in ihren literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Erscheinungen.

Dieses Museum unserer großen nationalen Literaturperiode mit Goethe als Mittelpunkt steht einzig in seiner Art da. Keine andere Stadt besitzt ein derartiges umfassendes und vielseitiges Institut, und es dürfte heute unmöglich sein, an einem andern Orte ein solches zu schaffen.

Die Anfänge des systematischen Ausbaues unserer Sammlungen, vor etwa zwei Jahrzehnten, fielen in eine Zeit, in der man in Deutschland nur in beschränktem Maße Bücher und Handschriften sammelte. Damals ließ sich noch mit geringen Mitteln viel Schönes erwerben. Das hat sich jetzt gewaltig geändert. Vieles ist durch Museen und Bibliotheken aus dem Markte genommen. Die wachsende Wohlhabenheit hat bei uns eine Menge von Bibliophilen und Sammlern heranwachsen lassen, wie man sie früher nur in Frankreich und England kannte. Die Preise für alle seltenen und kostbaren Werke der Literatur sind seitdem vielfach auf das Zehnfache gestiegen.

Wollte man heute die Sammlungen beginnen, so würde, abgesehen davon, daß die kostbarsten Stücke überhaupt nicht mehr erreichbar wären, ein Aufwand von weit mehr als einer Million erforderlich sein, um auf den jetzigen Standpunkt zu kommen. Die Steigerung der Preise wird keine vorübergehende sein; wir müssen vielmehr damit rechnen, daß sie von Jahr zu Jahr weiteren Umfang annehmen wird. Denn sie ist ein natürliches Ergebnis der steigenden Kultur. In ihr prägt sich die allgemeine höhere Wertschätzung der Geistestaten unserer

großen Dichter und Denker aus. Ihre Werke in den alten Ausgaben, Dokumente von ihrer Hand, früher wenig beachtet, bilden heute für viele einen ersehnten, werten Besitz. Dazu kommt, daß das Ausland, besonders Amerika, allmählich als Käufer aufzutreten beginnt; eine Konkurrenz, die mit der Zeit sehr gefährlich werden wird.

Die Sache steht heute schon so, daß die Erstausgaben Goethescher und Schillerscher Jugendwerke buchstäblich mehr als mit Gold, Handschriften und Briefe mit Hundert-, ja Tausendmarkscheinen aufgewogen werden.

Die Zeit ist nicht sehr fern, in der solche Seltenheiten überhaupt aus dem Markte verschwunden sein werden. Mit den Bildwerken, Porträts, Skulpturen, Silhouetten, Handzeichnungen und Kunstblättern aller Art verhält es sich natürlich nicht anders.

Mit den geringen Mitteln, mit denen das Frankfurter Goethemuseum bisher gearbeitet hat, wird in Zukunft nicht viel mehr auszurichten sein. Das Hochstift, das jährlich etwa 10000, im verflossenen Jahre fast 15000 Mark für die Vermehrung der Sammlungen aufgewendet hat, ist damit an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt. Für die Zukunft müssen neue Hilfsquellen erschlossen werden.

Schlimmer aber als diese Zukunftssorgen sind die Sorgen der Gegenwart. Seit Jahren haben wir an dieser Stelle auf den immer fühlbarer werdenden Raummangel hingewiesen, der die Entwickelung des Instituts zu lähmen droht.

Jetzt sind die Zustände allmählich unhaltbare geworden.

Die Besucher führen bittere Klage darüber, daß in dem kleinen Ausstellungssaale wegen des ihn häufig füllenden Menschengedränges überhaupt nichts zu sehen ist. Und doch möchten so viele stundenlang darin verweilen, da sein Inhalt den Kundigen zu eingehender Vertiefung einladet. Dabei bildet dieser Inhalt nur einen kleinen Teil dessen, was in den Magazinen Bedeutendes und Anschauungswertes jetzt verborgen sein Dasein führen muß.

Das großartige Geschenk der Frankfurter Bürgerschaft, das Gemäldezimmer des Königsleutnants, harrt noch in einer Mansardenkammer des Goethehauses der Auferstehung.

Die Bibliotheksmagazine sind derartig überfüllt, daß ein Teil der Bestände jetzt wieder ins Goethehaus zurückwandern muß, aus dem sie vor zehn Jahren der Feuersgefahr halber entfernt wurden. In den nächsten Jahren werden alle nicht dem Fremdenbesuch geöffneten Zimmer und Mansarden des Goethehauses wieder zu Magazinierungszwecken herangezogen werden müssen. Nur mit einem unverhältnismäßigen Zeitaufwande ist es möglich, die Ordnung unter den in allen Ecken aufgestapelten Dingen aufrecht zu erhalten.

Daß bei längerer Dauer dieser Zustände alle angewandte Mühe die durch den Mangel geeigneter Aufbewahrungsräume manchem Schönen drohende Gefahr nicht abzuwenden vermag, liegt auf der Hand.

Schließlich macht sich, je mehr die Benutzung steigt, der Übelstand immer fühlbarer, daß Räume für ein ungestörtes Studium der wissenschaftlichen Benutzer völlig fehlen.

Eine rasche Abhilfe scheint dringend geboten.

Das Hochstift hat Frankfurt das Goethehaus erhalten und im Anschluß daran das Goethemuseum geschaffen und sorgsam gepflegt.

Jetzt ist das Institut zu einer Bedeutung und zu einem Umfang herangewachsen, daß die Mittel des Hochstifts allein zur Befriedigung seiner notwendigen Bedürfnisse nicht mehr ausreichen.

Das Frankfurter Goethemuseum ist aber auch längst nicht mehr eine Privatangelegenheit des Hochstifts, es ist eine Angelegenheit Frankfurts, ja ganz Deutschlands, und wo in solchem Falle die Kräfte des einzelnen zu schwach sind, muß die Gesamtheit eintreten. Das Germanische Museum, das Marbacher Schillermuseum, die Weimarer Institute, sie genießen alle die Förderung sei es des Reiches oder der Regierungen, der Gemeinden und weiter Kreise und Gesellschaften durch ganz Deutschland. In unserem Falle tritt nun die Aufgabe, hier helfend einzugreifen, zuerst an die Vaterstadt Goethes heran.

Das heutige Frankfurt, das in der Fürsorge für Wissenschaft und Kunst den deutschen Städten als Muster voranleuchtet, wird es sich nicht nehmen lassen, die Ehrenpflicht gegen seinen großen Sohn in vollem Maße zu erfüllen.

Der Umsicht und Initiative der städtischen Behörden wird es gelingen, die dem Neubau entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Wir können daher vertrauensvoll der Entwicklung der Dinge entgegensehen und hoffen, den Mitgliedern des Hochstifts und all den Verehrern Goethes und Freunden des Frankfurter Goethemuseums im In- und Auslande recht bald die frohe Kunde bringen zu können, daß unsere Not ein Ende hat.

Über das verflossene Jahr ist folgendes zu berichten.

Im Anschluß an die Feier des hundertjährigen Todestages von Goethes Mutter wurde eine kleine Frau-Rat-Ausstellung zusammengestellt, die das Wenige, was in Frankfurt von ihr erhalten ist, aus dem Museum und aus dem Besitze des Herrn Malers Graf vereinigte. In erster Linie ihre Porträts, darunter die hübsche Originalsilhouette aus ihren letzten Lebensjahren, die sie 1805 mit einem selbstverfaßten Gedichte ihrer Freundin, der Frau Schöff Stock, ins Stammbuch geklebt hat. Ein zweites Exemplar dieser Silhouette ist bisher nicht bekannt geworden. Ferner eine größere Anzahl ihrer Briefe, sowie einige kleine Erinnerungsgegenstände: die erste Ausgabe von Hermann und Dorothea in gesticktem Einband, die ihr Goethe geschenkt, eine schön verzierte goldene Taschenuhr, ihr Patengeschenk an eine Großnichte, Spitzen und Stickarbeiten ihrer fleißigen Hände usw. Von besonderem Interesse sind die Andenken, die Frau Rat von ihren lieben Prinzeßchen, der nachmaligen Königin Luise von Preußen und ihrer Schwester Friederike empfing.

Daß die beiden jungen Prinzessinnen 1790 und später fröhliche Stunden im Goethehause verlebten, wissen wir aus Bettinas Erzählung; die niedliche Szene am Brunnen ist oft in Bild und Wort geschildert, aber eine direkte Äußerung der Prinzessin selbst darüber war noch nicht bekannt. Diese bietet nun ein vor kurzem erworbener eigenhändiger Brief der damaligen Kronprinzessin von Preußen vom 16. Februar 1795 an Frau v. Wiesenhütten in Frankfurt, in dem sie der Frau Rat mit folgenden Worten gedenkt: »La première fois que vous verrez Madame Gœthe, dite lui mille et mille belle chose de ma part, dit Lui que Frederique (qui vous dit mille belle chose) et moi nous parlons souvent d'elle«.

Der einstige Spielplatz der Prinzessinnen, das Höfchen des Goethehauses, wird von einer mächtigen Linde beschattet, die als letzter Rest des reichen Baumschmuckes der großen alten Nachbargärten mit ihrem dichten grünen Laubwerk dem Auge die Hinterfronten der nahen großstädtischen Neubauten verdeckt. Um die Erhaltung des alten, völlig hohlen Baumes zu sichern, wurden schon früher geeignete Maßnahmen getroffen. Im vergangenen Frühjahr sind nun in umfassender Weise alle Mittel gärtnerischer Kunst zu diesem Zwecke aufgeboten worden. Der Baum steht jetzt in voller Frische fest und sicher da und wird hoffentlich noch manches Jahrzehnt überdauern.

Die Sammlungen des Museums haben in der verflossenen Berichtsperiode erfreulichen Zuwachs erfahren.

An erster Stelle ist die kleine Rauchsche Goethebüste zu nennen, deren Abbildung wir am Eingang des vorliegenden Bandes geben und dort auch näher beschrieben ist. Ihre Erwerbung für Frankfurt, wohin sie durch ihre Beziehung zu dem ersten Entwurfe für das Frankfurter Goethedenkmal gehört, wurde uns durch das freundliche Entgegenkommen des Direktors des Goethe-Nationalmuseums, Herrn Hofrats Dr. Kötschau, ermöglicht, der in kollegialster Weise Frankfurt die Vorhand ließ, obwohl ihm größere Mittel für diesen Ankauf zu Gebote standen als uns. Den ungemessen steigenden Preisen gegenüber ist ein solches Zusammengehen der Direktionen des Goethe-National-Museums, des Goethe- und Schiller-Archivs, des Marbacher Schillermuseums und des Frankfurter Goethemuseums unerläßlich, und die Vereinbarungen werden schon seit einigen Jahren von Fall zu Fall mit gutem Erfolge getroffen. Auch mit einigen der größten Privatsammler pflegen wir uns regelmäßig zu verständigen, damit eine gegenseitige Konkurrenz möglichst ausgeschlossen wird.

Je schwieriger es wird, die Reihe der vorhandenen Originalporträts Goethes noch zu vervollständigen, um so mehr müssen wir darauf bedacht sein, die bedeutendsten derselben in guten Kopien zu erlangen. Mit besonderer Freude ist es daher zu begrüßen, daß Frau von Faber zu München, eine geborene Frankfurterin, aus eigener Entschließung eine solche Kopie des Stielerschen Goethebildes von 1828 in der

Münchener Pinakothek durch Friedrich Weidig herstellen ließ und, mit einer getreuen Nachahmung des stilvollen Originalrahmens versehen, dem Museum zum Geschenk machte.

Die Porträts aus dem Goetheschen Familienkreise wurden durch zwei künstlerisch wertvolle farbige Wachsreliefs im Originalrahmen vermehrt, die, etwa um 1790 nach dem Leben modelliert, den Pfarrer Starck, den Schwager der Frau Rat, und seinen Sohn, den Weimarischen Hofrat Johann Wolfgang Starck, darstellen. Wir verdanken sie der Güte des Fräulein Landenberger.

Auch eine schöne Porträtplakette Bettinas, modelliert von Herrn Bildhauer Kowarzik, wurde uns von diesem gestiftet.

Für das Gemälde-Kabinett des Herrn Rat gelang es zwei der besten und charakteristischsten Rheinlandschaften von Chr. G. Schütz dem Älteren zu erwerben, wie deren der Rat, nach Angabe seines Sohnes und nach Ausweis seines Ausgabebuchs, mehrere besaß. Frl. Kühner schenkte ein charakteristisches Porträt Rückerts aus seinen letzten Lebensjahren, von Carl Hohnbaum entworfen.

Die Reihe der zeitgenössischen Original-Illustrationen Goethescher Werke wurde durch die in einem Bande vereinigten, zum Teil aquarellierten Skizzen Eugen Neureuthers zum Götz von Berlichingen vermehrt. Ein großer Teil dieser reizvollen Zeichnungen ist für die illustrierte Ausgabe des Götz vom Jahre 1846 verwendet, deren Holzschnittreproduktionen die Schönheit der Originale jedoch bei weitem nicht erreichen.

Die zahlreichen, bereits vorhandenen Illustrationen zum Faust konnten um eine Sepiazeichnung von A. Riedel aus dem Jahre 1820, den Aufstieg zum Brocken in der Walpurgisnacht vorstellend, vermehrt werden. Auch der Werther wurde um verschiedene Illustrationen bereichert. So schenkte Herr Prof. Dr. Mahlow in Berlin durch Vermittelung des Herrn Dr. M. Morris eine Rötelzeichnung von J. D. Schubert aus dem Jahre 1784, die Lotte und Werther zum Gegenstand hat. Eine Tuschzeichnung von Mechau hatte als Vorlage zu einem Kupferstich in Goechhausens „Wertherfieber“ gedient. Vom Dom zu Wetzlar sowie vom Wertherbrunnen vor der

Stadt wurden von einer alten Kupferplatte, die wir als Geschenk der Frau Amtmann Mentz in Wiesbaden verdanken, einige Abzüge hergestellt.

Die Stätten, an denen Friedrike Brion geweilt hat, sind von Herrn Landgerichtsrat Robert Müller in Offenburg in Photographien festgehalten und, in einem Album vereinigt, von ihm als Geschenk überwiesen worden.

Durch eine günstige Gelegenheit konnten wir von den Gegenden am Rhein, Main und Neckar, die Goethe beschrieben, eine größere Anzahl gleichzeitiger, zum Teil farbig ausgeführter Stiche erwerben und den Sammlungen einverleiben. Auch die Bilder von Zeitgenossen und die Illustrationen von ihren Werken wurden unausgesetzt vermehrt. So gibt eine Sepiazeichnung mit der Signatur Jacobus ex Chersonesu Cimbria die Szene zwischen Hüon und Scherasmin in Wielands Oberon wieder. Ferner seien eine Anzahl Kupferstiche aus der Physiognomik erwähnt, unter die Lavater eigenhändige Erläuterungen geschrieben hat. Auch die Gruppe Maler Müller, mit dessen schriftlichem Nachlaß eine große Anzahl Handzeichnungen und Kupferstiche in unseren Besitz übergingen, konnte um einige wertvolle, die Art seines Schaffens als Maler bezeichnende Radierungen ergänzt werden; so ein Bild, das Pferd, Esel und Hirt in friedlichem Nebeneinander zeigt, sowie zwei Radierungen, eine Jahrmarktsszene und ein Wirtshaus auf dem Lande wiedergebend.

Der Bericht über die Vermehrung der Handschriftensammlung kann mit der erfreulichen Schenkung des Herrn Barons Hugo von Bethmann in Paris beginnen, die in achtunddreißig wertvollen Briefen des Grafen von Thoranc zum Teil aus seiner Frankfurter Zeit besteht.

Von Goethebriefen sei das Schreiben an Polzelli vom 24. Mai 1814 erwähnt, das in Riemers Handschrift vorliegt, während es die Weimarer Ausgabe als eigenhändig bezeichnet.

Herr Baurat Neher schenkte das eigenhändig geschriebene Gutachten seines Großvaters, des Oberbaudirektors Coudray in Weimar, über den Plan des Goethe-Nationaldenkmals in Frankfurt, dem sich Goethe auch angeschlossen hat.

Auch Herrn Louis Koch verdanken wir wertvolle Hand-

schriften. Ein Schreiben Karl Augusts von Sachsen an Cattaneo, den Konservator des Kgl. Münzkabinetts in Mailand, in französischer Sprache geschrieben, zeugt von des Großherzogs vielseitigem künstlerischen Interesse.

Als Gegenstück dazu mag ein Brief des Hofrats Reiffenstein in Rom an einen ungenannten deutschen Fürsten erwähnt werden, in dem der berühmte Kunstantiquar, der besonders durch Goethe und Maler Müller bekannt ist, Auskunft über verschiedene Dinge gibt.

Ein Brief des Malers Fr. Kobell schildert uns den Besuch der Herzogin Anna Amalia in München auf ihrer italienischen Reise im Jahre 1788. Wie Merck einst der Herzogin die Gemäldesammlungen in Düsseldorf zeigte, so führte hier Kobell die Fürstin durch die Münchener Museen.

Von Luise Seidler erwarben wir ein Stammbuchblatt mit einer Handzeichnung und einem Verse von Novalis.

Von den so beliebten Stammbuchblättern mit Städteansichten von Wiederhold in Göttingen, die durch Goethes Gedicht auf die Ruine Hanstein bekannter geworden sind, gelang es, ein Album mit vielen Blättern zu erwerben.

In einem Briefe vom 6. Juli 1787 fragt J. F. Reichardt bei Göschen an, ob er die von ihm komponierte Musik zu Goethes Iphigenie in Verlag nehmen wolle.

An Goethes Aufenthalt in der Heimat im Sommer 1814 und 1815 erinnert weiterhin ein größeres Faszikel, das neben manchen kleinen Miszellen die Konzepte der Briefe Hundeshagens an Goethe, den Herzog und Weimarer Freunde enthält. Es liefert wertvolle Beiträge zur Kenntnis des Mannes, der für die Erforschung des deutschen Altertums in den Rhein- und Maingegenden sich große Verdienste erworben hat und auf Goethes kunstgeschichtliche Studien nicht ohne Einfluß gewesen ist.

In Goethes eigenen Lebenskreis führt uns noch ein Brief Zelters vom 18. Februar 1824, geschrieben zu einer Zeit, als Ottilie bei ihm in Berlin zu Besuch war, und ein Brief von Chr. Aug. Vulpius, in dem er über verschiedene literarische Pläne, besonders über eine auch von seinem Schwager beabsichtigte Arbeit über Herzog Bernhard von Weimar berichtet.

Den Reigen der übrigen Zeitgenossen mag ein Brief des alten Bodmer an Pfarrer Schinz aus dem Jahre 1779 eröffnen, in dem er über verschiedene seiner ihn um diese Zeit beschäftigenden Werke spricht, z. B. über seine „Literarischen Denkmale" und seine Homerübersetzung.

In die literarischen Kreise der Schweiz führt uns weiter ein Brief Gleims aus dem Jahre 1767 an Spalding, der sich besonders über Klopstocks Schweizer Aufenthalt ausläßt, dann aber auch den Kreis der Leipziger Dichter, der Ebert, Cramer u. s. w. durch bezeichnende Einzelheiten schön beleuchtet.

Christian Stolberg ist durch ein Prachtstück vertreten, einen Brief vom 26. Juli 1774 an seinen lieben „Mitadler" Bürger gerichtet, der in Form und Inhalt durch und durch die Luft der Geniezeit atmet; es dürfte sich lohnen, dieses Denkmal einmal im Faksimile wiederzugeben. In Zürich wohnte auch der Frankfurter Musiker Ph. Chr. Kayser, den Klinger vergebens nach Petersburg zu ziehen versuchte; ein bisher unbekannter Brief Klingers vom 27. Januar 1792 enthält des Freundes erste Einladung an Kayser.

Unter den Schweizern darf Lavater nicht fehlen; die Werke des schreibfreudigen Mannes, die wir in seltener Vollständigkeit in der Bibliothek besitzen, sind auch in der Handschriftensammlung nicht schlecht vertreten. In diesem Jahre erwarben wir u. a. einen Brief von ihm an die Karschin vom 16. Februar 1788, in dem er ihr für die Verse über „die Hinführung Christi" von Chodowiecki dankt. Von den Jugendfreunden Goethes erscheint ferner Fr. H. Jacobi mit einem Briefe an Schlichtegroll aus dem Jahre 1815, enthaltend eine Anfrage betr. Nicolais öffentliche Erklärung über seine geheimen Verbindungen mit dem Illuminatenorden. Dasselbe Thema behandelt auch der Arzt Zimmermann. Von ihm erwarben wir eine größere Anzahl Briefe aus zwei verschiedenen Lebensperioden, deren Bearbeitung einem späteren größeren Aufsatze vorbehalten bleiben muß.

Von dem Göttinger Professor Feder kamen zwei Schriftstücke in unseren Besitz: aus der Jugendzeit ein Stammbuchblatt und ein Brief aus der Zeit seines Alters. Ein Schreiben J. J. Eschenburgs an Bertuch vom 25. September 1794

berichtet über seinen Plan, eine neue englische Shakespeare-Ausgabe für das deutsche Publikum zu veranstalten.

Der Erinnerung an Theodor Körner ist ein Brief seiner Braut Antonie Adamberger, späteren Frau von Arneth, an Hofrat Förster geweiht, in dem sie bittet bei der Körnerfeier 1863 zugleich im Namen ihres Mannes einen Kranz auf Körners Grab zu legen. Verschiedene Gedichte Friedrich Försters, z. B. die Erinnerung an Theodor Körner „Ich war bei Dir, als ich zuerst erwachte" und das Gedicht „An die Mutter Körners am 25. Todestage von Theodor Körner", seien auch erwähnt, ebenso die Handschrift von Försters Gedicht: „Der Winterabend in Körners Hause", in dem auch des Liedes an die Freude, als in Loschwitz verfaßt, gedacht wird.

In die Zeit der Freiheitskriege gehört auch der Feldmarschall Gneisenau, der mit einem schönen Briefe an die Generalin von Helvig geb. Freiin von Imhoff vertreten ist, und hineinragend in die Mitte des vorigen Jahrhunderts der alte Ernst Moritz Arndt, dessen Briefe an seine Freundin Frau Buchhändler Eichenberg in Frankfurt a. M. um einige Nummern vermehrt werden konnten. Auch ein Stammbuchblatt Arndts aus dem Jahre 1848 mit dem Verse: „Der Himmel senkt sich auf die Erde, auf daß er voll von Seelen werde!", mag hier Erwähnung finden.

Von Fr. von Elsholz, dessen Briefwechsel mit Goethe über sein Lustspiel „die Hofdame" das Archiv bereits neben den Handschriften vieler seiner Theaterstücke besitzt, kam ein längeres Schreiben aus dem Jahre 1865 hinzu, worin er sich über sein Drama „die Carlisten" ausspricht, sowie in der Nachschrift über die Glanzrolle des Frl. Janauscheck in dem Lustspiele „Komm her".

L. Tiecks Erklärung betreffend Fr. v. Raumers Herbstreise nach Venedig gelang es in der Urschrift zu erwerben, desgleichen einen Brief des Fürsten Hermann Pückler an Hofrat Förster aus dem Jahre 1833. Pückler fürchtet hier, daß die deutsche Literatur in Goethe ihren Kulminationspunkt erreicht habe, er hofft aber, daß eine politische Epoche, eine Epoche des Handelns nach der des Schreibens eintreten möge.

Von Karl Gutzkow gelang es einige Briefe an die Weimarer Theaterintendanz zu erwerben; in einem aus dem

Jahr 1843 bietet er sein Stück „Zopf und Schwert" zur Aufführung auf dem Weimarer Hoftheater an. Das Schreiben enthält die Notiz der Intendanz, „mit Dank zu remittieren, da höchsten Ortes nicht gewünscht wird, daß Theaterstücke, welche Verhältnisse mit nahe verwandten Regentenfamilien berühren, aufgeführt werden". Nachdem Gutzkow verschiedene Kürzungen vorgenommen, wurde das Stück schließlich doch angenommen, wofür der Dichter im Briefe vom 26. Januar 1844 seinen Dank zum Ausdruck bringt und zugleich um ein erhöhtes Honorar bittet.

Bettinas Werk: „Dies Buch gehört dem König" hatte in der politischen und literarischen Welt Anstoß und großes Aufsehen erregt. Auch Adolf Stahr hatte eine Flugschrift verfaßt unter dem Titel: „Bettina und ihr Königsbuch", Hamburg 1843. Gegen diese Broschüre wurde von Berlin aus von seiten des Zensurgerichtes eingeschritten. Eine größere Anzahl Akten, ohne Zweifel aus dem Besitze Adolf Stahrs herrührend, die sich mit dieser Angelegenheit befassen, wurden erworben.

Ferner erwarben wir die Handschrift von Chamissos Lebens-Liedern und Bildern, die aus Franz Kuglers Besitz herrührt (vgl. Chamisso, Werke, ed. Tardel, Leipzig, Bibl. Institut, Bd. 2, S. 392 f.). Das kleine Oktavbändchen enthält 22 von Chamisso eigenhändig geschriebene Gedichte mit Bleistiftnotizen Hitzigs, die meistens auch metrische Verbesserungsvorschläge enthalten, die glücklicherweise vom Dichter nicht immer befolgt wurden.

Außer den hier angeführten Handschriften erwarben wir noch eine große Anzahl von Briefen und Manuskripten der verschiedensten in unser Arbeitsgebiet gehörenden Dichter und Schriftsteller, die namentlich anzugeben und im einzelnen zu beschreiben zu weit führen würde.

Der Zuwachs der Bibliothek war an Bändezahl etwas größer als in den Vorjahren (2500 gegen durchschnittlich 2000). Dieser stärkere Zugang ist einerseits durch Gelegenheitskäufe zu erklären, so unter anderem Dubletten der Stadtbibliothek und Teile der theatergeschichtlichen Bibliothek des Herrn A. Bing, andererseits wurde im abgelaufenen Jahre die Literatur über unsere Periode besonders berücksichtigt und

hier manches noch fehlende aus den letzten Jahren ergänzt. Endlich waren die Dissertationen und Schulprogramme besonders zahlreich.

Aus diesem Grunde sind nicht viel interessante Einzelheiten zu erwähnen, und da an anderer Stelle ausführlicher über den derzeitigen Stand der Bibliothek berichtet wird, so können wir uns hier darauf beschränken, das Wesentlichste hervorzuheben. Im allgemeinen sei erwähnt, daß die Preise eher noch gestiegen als gefallen sind, und daß der Zeitpunkt wieder um ein beträchtliches näher gerückt ist, wo der gänzliche Platzmangel den weiteren Ausbau der Bibliothek etwa in der Mitte des Erstrebenswerten völlig unmöglich machen wird. Schon jetzt ist die stetig wachsende Benutzung durch das Vollstehen der Bretter bis auf den Fußboden hinab sehr erschwert und wertvolle Werke leiden durch die problematische Aufbewahrungsart.

In unserer wichtigsten, Goethe umfassenden Kategorie sind außer der gewöhnlichen zahlreichen Literatur fast nur Neudrucke hinzugekommen. Wenn nicht geleugnet werden kann, daß diese an Ausstattung, Druck und Einband großen Teils recht geschmackvoll sind, so sind doch die im vorigen Jahre bereits erwähnten gesuchten Obertitel wieder vertreten.

Von guten Neudrucken seien aufgeführt: „Neue Lieder in Melodien gesetzt von B. Th. Breitkopf" von 1770 und „das Wertherfieber in Österreich", die dortigen Wertheriaden umfassend. Zur Wertherliteratur wurden auch noch einige in alten Zeitschriften versteckte Kleinigkeiten erworben. Sonst wäre höchstens noch die barocke Bearbeitung des Goetz durch Zacharias Funck „für das Theater im Freien bei dem Theresien-Volksfest in Bamberg" von 1839 und die erste englische Übersetzung von Hermann und Dorothea zu erwähnen.

Die bemerkenswerten Zugänge in der Kategorie „Zeitgenossen" (im weitesten Sinne wie voriges Jahr erwähnt) mögen hier in bunter Reihe folgen. Verhältnismäßig preiswert sind die vorgoetheschen Schriftsteller. So konnte erworben werden: Einiges von Brockes, Johann Christian Günther und von der Gottschedinn der „Triumpf der Weltweisheit", die Übersetzung des „Engländischen Guardian", sowie ihre Briefe, ferner die von Bodmer und Breitinger herausgegebenen

Gedichte von Opitz. Teurer sind die Späteren: Heinses berühmtes Erotikon „Die Kirschen“ und seine Ariost-Übersetzung, die Erstausgabe von Kleists „Käthchen von Heilbronn“ und eine seltene frühe Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“, Chamissos „Peter Schlemihl“ mit den Illustrationen von Adolf Menzel, sowie die durch seinen Anteil berühmt gewordene „Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringstraße“ mit den schönen illuminierten Kupfern Bertuchscher Provenienz, Seumes Erstlingswerk die „Obolen“, vieles von Friedrich Nicolai, darunter der „feyne kleyne Almanach“, eine englische Prachtausgabe von Swifts Werken von 1755, manches von Uhland. Eine auf gut Glück erstandene Ausgabe von Zimmermanns „Von dem Nationalstolze“ erwies sich als die erste mit sehr interessantem Kupfer; von Klinger, der uns natürlich besonders am Herzen liegt, erwarben wir „Prinz Formosos Fiedelbogen“, er ist nun der Vollständigkeit nahe. Ferner wäre zu nennen, von Übersetzungen: Die Bodesche des Montaigne, die Knebelsche des „Saul“ von Alfieri, diejenige der englischen „Allgemeinen Welthistorie“ von Baumgarten mit schön gestochenen Titeln und die frühe von Merciers »Mon bonnet de nuit« von Reichardt und Friederike Helene Unger. Von den Philosophen wurden besonders Kant, Fichte und Schelling berücksichtigt. Herr Professor O. Donner- von Richter schenkte uns eine interessante Ulmer Bibel von 1749. Sie ist derart gebunden, daß der Rückendeckel des alten Testaments zugleich den Vorderdeckel des umgekehrt liegenden neuen Testaments bildet, wodurch das Buch ungemein handlich wird. Endlich auch hier zahlreiche Neudrucke: von E. T. A. Hoffmann (darunter eine unverstümmelte Ausgabe des „Meister Floh“), von Mörike, von Bürgers „Münchhausen“, den Memoiren des Magister Laukhard und andre mehr. Sehr erfreulich entwickelte sich die — übrigens auch viel benutzte — Abteilung Theatergeschichte. Hierher kamen zunächst die bereits erwähnten, ursprünglich aus der „Theater-Bibliothek zu Frankfurt a. M.“ stammenden Dubletten der Stadtbibliothek, sowie Teile der Fach-Bibliothek des Herrn A. Bing. Wie im vorigen Jahr wurde auch wieder eine ganze Anzahl der Wiener Zensur-Exemplare erworben. Einzeln zu nennen wären hier noch: die »Opere di Metastasio« von 1780/82, die »Petite biblio-

thèque des théatres« von 1783/86, ein Jahrgang der seltenen „Deutschen Schaubühne zu Wienn". Auch in diesem Jahre gelang es wieder die „Deutsche Schaubühne" durch einige Bände zu vervollständigen. Viel Material zur Geschichte der einzelnen Theater lieferte die Bingsche Bibliothek.

In der Rubrik Almanache wurden hauptsächlich Lücken ergänzt, soweit es die hohen Preise zuließen, neu kamen hinzu: Der „Großherzoglich Hessische Hofkalender", das „Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde", beide in stattlicher Reihe, eine Anzahl englischer keepsakes mit den wundervollen Stahlstichen, auch ein Kuriosum: Der „Katholische Fasten- und Prediger-Almanach".

Ganz besondere Aufmerksamkeit konnten wir dieses Jahr der Abteilung „Zeitschriften" widmen. Eine einfache Aufzählung wird das erkennen lassen. Es kamen hinzu, abgesehen von Einzelergänzungen: Sodens „Französischer Merkur", Friedrich Schlegels „Europa", Jung-Stillings „Grauer Mann" und seine Fortsetzung „Der Freund des Grauen Mannes", Cramers „Magazin der Musik", des Freiherrn von der Trenck „Menschenfreund", die „Allgemeine Deutsche Frauenzeitung", das „Zweite Toilettengeschenk für Damen", Fouqués „Musen", die „Gothaischen gelehrten Anzeigen", eine ganze Reihe früherer Jahrgänge der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und einige des „Literarischen Conversationsblattes". Die wichtigsten aber sind die „Wiener Jahrbücher der Literatur" von 1818 bis 1826 und vor allem die lange gesuchte „Zeitung für die elegante Welt", von der es die Jahrgänge 1817 bis 1827 zusammenzustellen gelang, leider nicht ganz ohne Lücken. Von ausländischen Zeitschriften ist ein besseres Exemplar des Steele-Addisonschen »Spectator« und eine schöne Reihe der »Foreign quarterly review« zu nennen. Im ganzen sind nunmehr ungefähr 190 Zeitschriften unsrer Literaturepoche vertreten.

Der Zuwachs der Rubrik „Literaturgeschichte" war, wie erwähnt, sehr reichhaltig, jedoch sind keine Einzelheiten hervorzuheben. Zur Illustrierung ausländischer Bücherpreise sei angeführt, daß die englische Ausgabe des Bielschowskyschen Goethe 45 Mark kostet, die deutsche in der Liebhaberausgabe 19 Mark; erstere ist damit in diesem Jahre das teuerste Buch in dieser Abteilung geblieben.

Bei den „Hilfsmitteln“ konnte u. a. eingereiht werden: das Meyersche „Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek“, das Werk von Paul Mewes über Architektur und Handwerk „Um 1800“, sowie der vierte und letzte Band des „Anonymen-Lexikons“ von Holzmann und Bohatta, mit Hilfe dessen wieder eine Anzahl der Namenlosen bestimmt werden konnte, leider bleiben immer noch genug übrig. Ein interessantes kulturhistorisches Hilfsmittel, zugleich auch später ein Ausstellungsstück für ein größeres Museum als das jetzige, ist eine französische „Generalstabskarte“ unsrer Gegend für den Krieg von 1761, die eventuell dieselbe sein dürfte, die an den Tapeten seiner Zimmer im Goethehause zu befestigen der Königsleutnant zu rücksichtsvoll war.

In der Abteilung „Musikalien“ wären nur etwa die „Balladen, Romanzen und Lieder mit Begleitung der Guitarre“ von C. Blum zu nennen, die den ersten Einzeldruck von Goethes Gedicht „An Sami“ enthalten, die „Liederhefte“ von Franz Kugler wegen der schönen Porträts, namentlich zwei von Chamisso, ferner eine handschriftliche Sammlung von achtzehn Kompositionen Goethescher, Arnimscher und anderer Lieder, und Zumsteegs Vertonung des Bürgerschen „Lied von der Treue“.

Bei den „Bildwerken“ ist erwähnenswert das Ary-Scheffer-Album von Vitet, das Prachtwerk „Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern“ und vor allem Philipp Hackerts »Principes pour apprendre à dessiner le paysage d'après nature, gravés à l'eau forte« mit der angebundenen »Suite de quatre vues dessinées au royaume de Naples«, das einen interessanten Einblick in das Schaffen des von Goethe so geschätzten Künstlers gewährt.

Die normale Vermehrung der Faustbibliothek beträgt erfahrungsgemäß jetzt 50—60 Bände jährlich, so auch dieses Mal. Die zweite Auflage der Barackschen Neuausgabe der „Zimmerischen Chronik“ ist auch schon so selten geworden, daß man die Gelegenheit, dieses wichtigste Zeugnis für den historischen Faust zu erwerben, mit Freuden begrüßen mußte. Ferner ist ein neuer Versuch eines Franzosen bemerkenswert, den ganzen Goetheschen Faust zur Aufführung an einem Abend zu bearbeiten. Der Verfasser, Mr. Kaplan, hat vieles

umgestellt, vieles, vor allem alles „diabolische“, gestrichen, und betrachtet Faust als einen Vorgänger Nietzsches.

So kann auch in diesem Jahre die Vermehrung der Bibliothek eine durchaus befriedigende genannt werden, und es ist um so mehr zu bedauern, daß, wie gesagt, durch den Raummangel der weitere Ausbau völlig in Frage gestellt ist.

Die Benutzung der Bibliothek erfolgt in erster Linie durch die Mitglieder des Hochstiftes, sowohl im Lesezimmer als durch Entleihen. Selbstverständlich aber muß eine wissenschaftliche Spezialbibliothek wie die unsrige über die lokalen Schranken hinaus der allgemeinen wissenschaftlichen Forschung sich dienstbar machen, wenn anders sie eine Existenzberechtigung haben soll. Demgemäß wird nun seit Jahren diese Forschung seitens der Bibliotheksverwaltung in weitgehendstem Maße unterstützt. Den Gelehrten, die hier arbeiten wollen — zu unserer Freude hat sich ihre Zahl auch in diesem Jahre wieder bedeutend vermehrt — stehen die Bücher, zum größten Teil durch Standortssignatur sofort auffindbar, zur Verfügung. Nach auswärts kommen wir durch Versendung an Private und bei wertvollen Werken an die Bibliotheken allen berechtigten Wünschen gern entgegen. Auf zahlreiche literarische Anfragen wird bereitwilligst sachgemäße Auskunft gegeben.

Anderseits wird uns aber auch fortdauernd die freundliche Unterstützung und Förderung der gelehrten Welt zu teil.

Den Direktionen der Universitätsbibliotheken, der höheren Lehranstalten, den Redaktionen literarischer Zeitschriften 2c., sowie den auf unserem Gebiete schriftstellerisch arbeitenden Fachgenossen sind wir im weitesten Umfange zu Dank verpflichtet. Da eine Bibliothek wie die unsere auf die durch den Buchhandel nicht zugänglichen, zum Teil höchst wertvollen Einzeluntersuchungen nicht verzichten kann, so werden diese Erscheinungen durch sorgfältige Durchsicht der in Frage kommenden Zeitschriften und anderer Hilfsmittel festgestellt und von den Autoren oder Herausgebern 2c. direkt erbeten. Wir können auch in diesem Jahre unserer Genugtuung darüber Ausdruck geben, daß wir nur in seltenen Fällen eine Fehlbitte getan haben. Häufig haben wir den freundlichen Einsendern recht viel Mühe gemacht, und für ihre Langmut und Geduld gebührt ihnen noch unser Dank.

Es verpflichteten uns folgende Spender durch freundliche Einsendung zu wärmstem Danke:

Das Königlich Preußische Kultusministerium, die Akademie der Wissenschaften in Berlin, die Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar, der Vorstand des Schwäbischen Schillervereins in Marbach, die Administrationen der Senckenbergischen Stiftung und des Städel'schen Kunst-Institutes, die Direktionen der Universitäts-Bibliotheken zu Berlin, Bern, Bonn, Breslau, Erlangen, Freiburg i. Br., Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, München, Münster, Rostock, Straßburg, Tübingen, Würzburg, der Technischen Hochschulen zu Aachen und Dresden, der Stadtbibliothek und der Frhrl. v. Rothschildschen öffentlichen Bibliothek zu Frankfurt a. M.,

die Direktionen der Gymnasien zu Altenburg (Friedrichs-Gymnasium), Basel, Berlin (Kaiser Wilhelm-Gymnasium, Prinz Heinrich-Gymnasium, Gymnasium zum grauen Kloster), Blankenburg a. H., Breslau (König Wilhelm- und evangelisches Gymnasium), Bruchsal, Colmar (Lyzeum), Friedland, Glatz, Großlichterfelde (Schiller-Gymnasium), Iglau (Staatsgymnasium), Kalk, Königsberg i. Pr. (Kniephöfisches Gymnasium), Lauenburg i. P., Leoben (Staatsgymnasium), Löbau, Lohr, Luckau, Memel (Luisengymnasium), Mühlhausen (Thür.), Naumburg a. S. (Dom-Gymnasium), Neuß, Neuwied, Pilsen, Pleß (Fürstenschule), Prag-Neustadt, Salzburg, Speyer, Tilsit, Triest (Staatsgymnasium), Wien (Elisabeth- und Erzherzog-Rainer-Gymnasium), Zabern, Znaim, der Realgymnasien zu Berlin (Kaiser Wilhelms-Realgymnasium), Dresden-Neustadt (Dreikönigschule), Eisenach, Lübben, der Oberrealschulen zu Bergedorf, Flensburg, Hagen i. W., Halle a. S. (Oberrealschule der Franckeschen Stiftungen), Marburg a. L., der Realschulen zu Hamburg (Hansaschule), St. Johann-Straßburg und der Franz Joseph-Realschule in Wien, des Collège Français in Berlin, der Viktoria-Luise-Schule in Hameln, der v. Steybersehen höheren Töchterschule in Leipzig und der Königin-Louise-Schule in Königsberg i. Pr.,

die Redaktionen bezw. Verleger der folgenden Zeitschriften bezw. Tageszeitungen: Annales politiques et littéraires in Paris, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und

Litteraturen, Berliner Tageblatt, Berliner Illustrierte Zeitung, Christliche Welt, Deutsche Arbeit, Grenzboten, Hamburgischer Korrespondent, Hamburgische Nachrichten, Japan-Post in Yokohama, Internationale Wochenschrift, Lehrproben und Lehrgänge, Leipziger Illustrierte Zeitung, Luginsland, Magdeburger Zeitung, Masken (Düsseldorf), Mercure de France, Münchener Zeitung, Nationalzeitung, Nord und Süd, Post, Propyläen, Revue des deux Mondes, Spiegel, Schweiz, Türmer, Über Land und Meer, Velhagens und Klasings Monatshefte, Vossische Zeitung, Westermanns Monatshefte, Zeitschrift f. Bücherfreunde, Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht, die Verlagsanstalten: Bruno Cassirer in Berlin, Cottasche Buchhandlung in Stuttgart, Neuer Frankfurter Verlag, Gebrüder Knauer, Kühl & Co., B. G. Teubner in Leipzig.

Ferner die Herren: H. Altmüller in Kassel, A. Askenasy, Bansa & Sohn, Prof. Dr. Behrens in Gießen, Dr. Frhr. v. Berger in Hamburg, Dr. Beringer in Mannheim, Direktor Dr. Biese in Neuwied, Dr. J. Binder in Prag, Prof. Dr. E. Borkowski in Naumburg a. S., Amtsgerichtsrat W. Brösel in Dessau, Dr. K. Breul in Cambridge, Prof. Dr. A. Brückner in Berlin, Prof. W. Büchner in Darmstadt, J. Buschmann in Quasnitz-Leipzig, Dr. R. Corwegh in Charlottenburg, Frl. E. v. Crüger in Wiesbaden, Dr. F. Deibel in Königsberg i. Pr., Dr. O. Deneke in Göttingen, Dr. E. Ebstein in München, Prof. Dr. Eck in Gießen, Frhr. v. Egloffstein in Rebdorf, Frau Dr. Elmer, Prof. Dr. E. Elster in Marburg, Prof. Dr. Ermatinger in Winterthur, Frau E. Ewald in Weimar, P. Th. Falck in Riga, Prof. Flemming in Naumburg a. S., J. Frank in Offenbach, Diakonus H. Freytag in Apolda, Dr. A. Fries in Berlin, Prof. Dr. Funck in Gernsbach, Dr. E. Gantter, E. A. Georgy in Halle a. S., A. Geiger in Karlsruhe, Geh. Reg.-R. Prof. Dr. L. Geiger in Berlin, Prof. Dr. Gerstenberg in Hamburg, Prof. Dr. Gerth in Leipzig, Dr. Hanauer, F. Hasselmann in München, Dr. H. F. Helmolt in München, Frau Prof. Heuer, O. Hörth, Dr. Hoffmann in Weimar, K. Hoffmann in Offenbach, Dr. H. Hofmann in Köln a. Rh., Dr. G. Jacoby in Königsberg i. Pr., Maler R. Janssens in Brüssel, H. Jantzen in Königsberg i. Pr., C. Jentsch in Neiße, H. Kaplan in Paris, Frau Kaulitz-Niedeck in Gießen,

Dr. Kekule von Stradonitz in Großlichterfelde, K. Kiefer, F. Klinkhardt in Auerbach a. B., Prof. Dr. Kluge in Freiburg i. B., Dr. M. Kronenberg in Berlin, Dr. H. A. Krüger in Hannover, Frau M. Kühne, Frau Dr. Kuhlmey, Prof. Dr. M. Lehmann in Göttingen, Dr. F. Lentner in Innsbruck, A. Lentz in Hameln, Dr. v. d. Leyen in München, Dir. Dr. O. Liermann, P. Lorentz in Friedeberg, O. Maurus-Fontana in Wien, Frau E. Mentzel, Dr. Minde-Pouet in Bromberg, Prof. Dr. Minor in Wien, Dir. Müller-Palleske in Landau, Prof. Dr. Muncker in München, Dr. B. Münz in Wien, Prof. Dr. Nover in Mainz, Dr. Payer v. Thurn in Wien, Dr. W. Pfeiffer, Dr. Pfungst, Th. J. Plange in Courbevoie, Major v. Portatius, Prof. Dr. Prem in Graz, Prof. D. Rade in Marburg, Prof. Dr. J. Ranke in München, Ed. Rau, A. Rehbein in Köln a. Rh., Geh. Kirchenrat Rietschel in Leipzig, San.-Rat Dr. Rödiger, Dr. H. Rößler, Dr. B. Rüttenauer in München, Prof. Dr. Sauer in Prag, J. Scherrer in Zürich, J. P. Schneider, Prof. Dr. K. Schüddekopf in Weimar, Fr. Schulz-Euler, J. Sembritzki in Memel, George W. Spier in Washington, Prof. Dr. Stern in Zürich, Dr. C. Storck in Berlin, Dr. K. H. Strobl in Brünn, Dr. H. Stumme in Leipzig, Prof. Dr. Sulger-Gebing in München, Geh. Rat Dr. Suphan in Weimar, Steingrimur Thorsteinsson in Reikjavik, Dr. E. Traumann in Heidelberg, Dr. W. Trog in Zürich, Direktor Dr. Ulrich in Hannover, Prof. Dr. Volkelt in Leipzig, Dr. Vollbehr in Magdeburg, Dult v. Steyern in Stockholm, Prof. Dr. Walzel in Dresden, Dr. Ernst Wasserzieher in Neuwied, San.-Rat Dr. Weisser in Pößneck, Prof. Dr. R. M. Werner in Lemberg, Geh. Rat Dr. Windelband in Heidelberg, Prof. Dr. E. Wolff in Kiel, W. Wustmann in Leipzig, Stadtrat Dr. Ziehen.



Register.

Aachen, Hochschule, 341.
Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft 315, 317.
— für Geschichte 315, 318 ff.
— für Jurisprudenz 315, 320.
— für Mathematik und Naturwissenschaften 315, 317.
— für alte Sprachen 315 f.
— für deutsche Sprache u. Literatur 315, 318.
— für neuere Sprachen 315, 317.
— für Volkswirtschaft 315, 321.
Adamberger, A. 334.
Adami, Dr. 317.
Akademie der Wissenschaften in Berlin 341.
Albertus Magnus 38.
Allesina, J. M. 209.
Almanache 338.
Altenburg, Friedrichs-Gymn. 341.
Altmann, Dr. S. P. 309, 316.
— -Gotheiner, Frau Dr. E. 309, 316.
Altmüller, H. 342.
Andreae, J. V. 137 ff.
— Dr. V. 142.
Andrejev 58 f.
Annales politiques et littéraires, Redaktion 341.
Archiv für das Studium der neueren Sprachen 2c., Redaktion 341.
Arndt, E. M. 334.
Arnim, B. v. 110 f., 128, 132 f., 330, 335.
Askenasy, A. 342.

Bacon, R. 38.
Baiern, Ludwig II. 94.
Bamberger, J. H. 291 f.
Banner, Dr. M. 315, 317.
Bansa und Sohn 342.
Barbarossa, Kaiser 34.
Barkhausen, Dr. K. 309.
Bartscher, Chr. 310.
Basel, Gymnasium 341.
Bauer, Br. und E. 13.
— Dr. M. 310.
— R. 310.
Becker, Dr. O. 224 ff., 321.
Beckerath, R. v. 310.
Behn, Dr. F. H. 310.
Behrend, Frau Dr. P. 310.
Behrens, Dr. 342.
Berg, Dr. A. 306.
Bergedorf (Oberrealschule) 341.
Berger, Dr. v. 342.
Beringer, Dr. 342.
Berlin, höhere Schulen 341.
— Universitäts-Bibliothek 341.
Berliner Illustr. Zeitung, Red. 342.
— Tageblatt, Redaktion 342.
Bern, Universitätsbibliothek 341.
Bernhardt, Frl. Dr. M. 310, 316.
Bernus, Frhr. A. v. 313 f.
Bethmann, S. M. 296 f.
— Baron v. 235.
— H. v. 331.
Bibliothek d. Goethemuseums 238 ff.
Bickermann, A. 310.
Bielinskij 53 f.
Biese, Dr. A. 106 ff., 322, 342.
Binder, Dr. J. 342.
Bing, A. 335, 337 f.
Bismarck 17.
Blankenburg a. H., Gymnasium 341.
Blum, C. 339.
Bode, J. J. Chr. 337.
— Dr. P. 306.
Bodmer 333.
Böhmer, Familie 30, 293.
Bölte, Dr. F. 316.
Börne, L. 12.
Bolongaro, 209, 218.
Boltzenthal, Hofrat 236.
Bonn, Universitätsbibliothek 341.

Bonn, W. B. 306, 308, 314.
Borkowski, Dr. E. 342.
Bothmer, J. v. 310.
Bottenwieser, P. 310.
Bräuer, Dr. K. 180 ff., 310, 319.
Brandt, H. C. 236.
Breitenbach, E. 310.
Brendel, Dr. M. 310, 316.
Brentano, Cl. 128.
Brentano-La Roche 118.
Breslau, Univ.-Bibliothek 341.
— Höhere Schulen 341.
Breul, Dr. K. 342.
Brion, Friederike 331.
Brockes 336.
Bröcking, Dr. 319.
Brösel, W. 342.
Broussais 14.
Bruchsal, Gymnasium 341.
Brückner, Dr. A. 46 ff., 321, 342.
Bruhn, Dr. 316.
Bückling, H. 306.
Büchner, L. 315.
— W. 342.
Büding, Dr. F. 310.
Bürger, G. A. 337.
Buff, Familie 274 ff.
Burckhard, L. 310.
Buschmann, J. 342.
Busse, Dr. R. 316.

Cabanis 14.
Cahn, Dr. J. 320.
— M. 306.
Cassirer, B. 342.
Cella, Justizrat 293.
Chamisso, A. v. 335, 337.
Christliche Welt, Redaktion 342.
Cohn, R. 310.
Colmar (Lyceum) 341.
Comenius, A. 143.
Comte 13, 25.
Conradi, L. 310.
Corwegh, Dr. R. 342.
Cotta, J. C. 342.
Coudray 331.
Creizenach, O. 315.
Creuzer 294.
Cräger, Frl. E. v. 342.
Cunze, Dr. D. 306.

Dal Fano, S. 310.
Dalberg, C. v. 299 f.
Dalwigk, Freifrau v.-Stiftung 292.
Darwin 17 f.
Dechent, Dr. H. 137 ff., 318.
Deibel, Dr. F. 342.
Deneke, Dr. O. 342.
Denis, M. 262, 271.
Deutsch, Dr. A. 310.
Deutsche Arbeit, Redaktion 342.
Dönhoff, Graf v. 278 ff.
Donner, Dr. G. 309 f.
— -von Richter, O. 309 f., 315, 322, 337.
Dormann, Dr. 320.
Dostojevskij 56 ff.
Dresden, Hochschul-Bibliothek 341.
— Dreikönigschule 341.
Drews, Dr. A. 60 ff., 321.
Düntzer, H. 268.
Dürer, A. 170.

Eberstadt, Frl. A. 310.
Ebert, J. 310.
Ebstein, Dr. E. 342.
Echtermeyer, Th. 12.
Eck, Dr. 342.
Eckert, H. 310.
Eggers, H. K. 275 ff.
Egloffstein, Frhr. v. 342.
Ehgartner, Dr. 320.
Eisenach, Realgymn. 341.
Elias, Dr. K. 310.
Elisabeth, die heilige 32.
Elmer, Frau Dr. 342.
Elsholtz, Fr. v. 334.
Elster, Dr. E. 342.
Engels 13.
Enzio 44.
Epstein, J. H. 315.
Erdmann, J. E. 19.
Erlangen, Univ.-Bibliothek 341.
Ermatinger, Dr. 342.
Eschenburg, J. J. 333.
Ewald, Frau E. 342.

Faber, Frau v. 329 f.
Fachabteilungen, akademische 135 ff., 315 ff.
Färberstift (in Calw) 155 ff.
Falck, P. Th. 342.
Fechner 20.
Feder 333.
Fernrohr 69 ff.
Festvorträge 97 ff.
Feuerbach, L. 12 f., 15, 92.

Fichte, J. G. 9, 14.
Ficker, 30.
Finger, K. 310.
Fischer, K. 18 f.
Fischmann, Dr. P. 310.
Fixsterne 69.
Flemming, Prof. 342.
Flensburg (Oberrealschule) 341.
Flesch, Dr. K. 315.
Förster, Fr. 334.
Forckenbeck, Fr. v. 306, 308.
Fouqué, Fr. v. 90.
Francke, A. H. 163.
Frank, J. 342.
Frankfurt a. M., Akademie 318 f.
— Messe 32.
— Rothschildsche Bibliothek 341.
— Sängerchor d. Lehrervereins 322.
— Senckenbergische Stiftung 341.
— Stadtbibliothek 341.
— Städelsches Kunstinstitut 341.
Franz, Dr. 320.
Freiburg i. B., Univ.-Bibliothek 341.
Freytag, G. 342.
Friedland (Gymnasium) 341.
Friedrich II. Kaiser 27 ff.
Fries, Dr. A. 342.
— Frl. E. 310.
Funck, Dr. H. 342.
— Z. 336.
Fünfgelt, E. 310.

Gagelmann, F. 317.
Gantter, Dr. E. 342.
Gebhard, Dr. K. 162 ff., 317.
Geiger, A. 342.
— Dr. L. 342.
Georgy, E. A. 342.
Gerold, Th. 317.
Gerstenberg, Dr. 342.
— A. 310.
— H. W. v. 262 ff.
Gerstung, R. 310.
Gerth, Dr. 342.
Gesamt-Ausschuß, Akadem. 315.
Geyer, L. 85.
Gieser, Frl. N. 310.
Gießen, Univ.-Bibliothek 341.
Glatz (Gymnasium) 341.
Gleim 333.
Gloël, H. 291, 296 f.
Gneisenau 334.
Goechhausen, E. A. v. 330.
— L. v. 118.
Goering, Dr. A. 310.
Goethe, A. v. 120, 298 f.
— C. E. 106 f., 131, 296 f., 309, 328.
— C. 127 f.
— Chr. v. 114.
— J. C. 127, 330.
— O. v. 332.
Goethe an Polzelli 331.
— — Reichardt, J. F. 272 f.
— — Zelter 214.
Goethe, Dichtung u. Wahrheit 110.
— Egmont 100.
— Faust 243 ff., 330, 339.
— Gedichte 339.
— — Leipziger Liederbuch 336.
— — Adler und Taube 109.
— — An den Mond 266.
— — An Sami 339.
— — Seefahrt 115.
— — Zauberlehrling 114 f.
— Götz 109, 122, 330, 336.
— Handzeichnungen 203.
— Hermann und Dorothea 109, 117, 328, 336.
— Iphigenie 203, 332.
— Italienische Reise 194 ff.
— Neueste v. Plundersweilern 120.
— Tasso 115.
— Vögel 223.
— Werke 241 ff.
— Werther 120, 263, 266, 272, 274 ff., 330, 336.
— Wilhelm Meister 125 f.
Goethe und Brion, Fr. 263.
— — Goethe, C. E. 106 ff.
— — Hundeshagen 332.
— — Kestner 297 ff.
— — Ossian 261 ff.
— — Robinson, H. C. 273.
— — Zumsteg 273.
Goethe und Frankfurt a. M. 208 f.
— — Malcesine 194 ff.
— — Torbole 201 ff.
— — Wetzlar 274 ff.
Goethes Bildnis von Kraus 314.
— — von Stieler 329.
Goethe-Büste von Rauch 235 ff., 329.
— Denkmal zu Frankfurt a. M. 235, 331.
— Museum, Frankfurter 232 ff., 238 ff., 307 ff., 322 ff.
Goethe- und Schillerarchiv Weimar 341.
Göttingen, Univ.-Bibliothek 341.

Gogol 52 ff.
Goldstein, Dr. J. 99 ff., 321.
Gorkij 58 f.
Gotter, J. W. F. 290 f.
Gottschedin, L. A. 336.
Graf, Maler 328.
Gran, Frl. E. 310.
Grandhomme, Dr. F. 310.
Graubner, Frau M. 310.
Gregor IX. 41 ff.
Greifswald, Univ.-Bibliothek 341.
Grenzboten, Redaktion 342.
Gribojedov 51.
Grombach, H. 310.
Großlichterfelde (Schillergymn.) 341.
Großmann 122.
Grüneisen 148.
Grünewald, M. 170.
Grüninger, A. E. 141.
Günther, J. C. 336.
Gutzkow, K. 12, 334 f.

Hackert, Ph. 339.
Hagen i. W. (Oberrealschule) 341.
Halle a. S. Univ.-Bibliothek 341.
— (Oberrealschule der Franckeschen Stiftungen) 341.
Hallgarten, Chr. L. 314.
Hamburg (Hansaschule) 341.
Hamburger, Frau S. 310.
Hamburgische Nachrichten, Red. 342.
Hamburgischer Correspondent, Red. 342.
Hameln, Viktoria Luiseschule 341.
Hampe, Dr. K. 27 ff., 321.
Hanauer, Dr. J. 342.
— Dr. W. 171 ff., 321.
Hanke, A. 311.
Hartmann, E. v. 17, 60 ff.
— G. v. 238 ff.
Hasselmann, F. 342.
Hauck, A. 42 f.
Hausmann-Hoppe, Frau H. 206.
Hegel 8 ff., 67.
Heidelberg, Univ.-Bibliothek 341.
Heimen, Dr. J. 311, 316.
Heine H. 12.
Heinrich VI. 28.
— VII. 31.
Heinse 337.
Helmholtz 18.
Helmolt, Dr. H. F. 342.
Hengsberger, Dr. A. 311.
Herder 138, 262 ff.
Hering, Dr. R. 274 ff., 315.
Hertling, F. 310.
Herzen, 56 ff.
Hessen, Prinz Christian Ludwig 294.
Heuer, Dr. O. 235 ff., 261 ff.
Hitzig 335.
Hörth, O. 342.
Hoffmann, E. T. A. 86, 90, 94, 337.
— Dr. H. 342.
— K. 342.
Hoffmannsthal 101.
Hofmann, Dr. H. 342.
— H. 292.
Hohnbaum, C. 330.
Holtei 86.
Honorius III. 30.
Humboldt, W. v. 10.
Hundeshagen 332.

Jacobi, F. H. 333.
— Frau L. 311.
Jacoby, Dr. G. 342.
Jäde, Dr. E. 311.
Jahresbericht des Hochstifts 305 ff.
Janssens, R. 342.
Jantzen, H. 342.
Japan-Post, Redaktion 342.
Jena, Universitäts-Bibliothek 341.
Jentsch, C. 342.
Jerusalem, K. W. 291.
Iglau, Staatsgymnasium 341.
Innocenz III. 28 f.
— IV. 43 f.
Internationale Wochenschrift, Redaktion 342.
Jung, Dr. R. 306.
Jungblut, Dr. H. 315, 317.

Kalk (Gymnasium) 341.
Kant 14.
Kaplan, H. 339, 342.
Karl IV. 31.
Katkov, 57.
Kaulen, E. 311.
Kaulitz-Niedeck, Frau 291, 342.
Kayser, M. 306.
— Ph. Chr. 333.
Kaysser, Th. 311.
Kekule v. Stradonitz 343.
Keller, M. 306.
Kestner, J. C. und Familie 116, 291 ff.
Kiefer, K. 343.

Kiel (Univ.-Bibliothek) 341.
Kippenberg, Dr. A. 311.
Kirchner, A. 306.
Kleist, H. v. 337.
Klinger, F. M. 119, 333, 337.
Klinkhardt, F. 343.
Klopstock, 262, 333.
Kluge, Dr. 343.
Knauer, Gebr. 342.
Knebel 337.
Kniebe, Dr. R. 311, 316, 320.
Knoeckel, H. 311.
Knögel, Dr. 316.
Kobell, Fr. 332.
Koch, L. 331.
Köhne, W. 311.
Königsberg, Univ.-Bibliothek 341.
— höhere Schulen 341.
Körner, Th. 334.
Kötschau, Dr. 329.
Kohn, Frau L. 311.
Konrad v. Marburg 32.
Kotzenberg, G. 314.
— K. 306.
Kowarzik, J. 330.
Kronenberg, Dr. M. 343.
Krüger, Dr. H. A. 343.
Kugler, F. 335.
Kühl & Co. 342.
Kühne, Frau M. 343.
Kühner, Frl. 330.
Küntzel, Dr. G. 315, 318 ff.
Kuhlmey, Frau Dr. 343.
Kullmann, P. 311.
Kultusministerium, Kgl. Preuß. 341.

Lambert 78 f.
Lamettrie 14.
Landenberger, Frl. 330.
Lange, A. 19.
La Roche, Familie 128.
Lassalle 13.
Laube, H. 87.
Lauenburg i. P. (Gymnasium) 341.
Lauffer, Dr. 319.
Lauprecht, Frau N. 311.
Lautenschlager, E. 306.
Lavater 120, 331, 333.
Lehmann, Dr. M. 343.
Lehrgänge, aus den 1 ff., 321.
Lehrproben und Lehrgänge, Redaktion 342.
Leibniz 17.
Leipzig, Universitätsbibliothek 341.
Leipzig, von Steyber'sche höhere Töchterschule 341.
Leipziger Illustrierte Zeitung, Redaktion 342.
Lennhoff, Dr. 319 f.
Lentner, Dr. F. 343.
Lentz, A. 343.
Lenz, J. M. R. 118, 132.
Leoben (Staatsgymnasium) 341.
Lessing, Frau E. 311.
Levy, Frau L. 311.
Leyen, Dr. v. d. 343.
Liebmann, F. 311.
Liermann, Dr. O. 315 f., 318, 343.
Lippert, M. C. 298.
List, Fr. 94.
Löbau (Progymnasium) 341.
Loeschcke, Dr. G. 321.
Löwen, Burggraf v. 276.
Lohr (Gymnasium) 341.
Lorentz, P. 343.
Lucius, Dr. E. 314.
Luckau (Gymnasium) 341.
Lübben (Realgymnasium) 341.
Lueken, W. 311.
Luginsland, Redaktion 342.
Luther 42, 45.

Macpherson 262 ff.
Magdeburger Zeitung, Red. 342.
Mahlow, Dr. 330.
Marbe, Dr. K. 311, 315 ff.
Marburg, Univ.-Bibliothek 341.
— Oberrealschule 341.
Marcus, Dr. H. 311.
Markward v. Anweiler 28.
Marx, K. 13.
Masken Redaktion 342.
Maurus-Fontana, O. 343.
May, A. 311.
Mayer, Frau E. 311.
— R. 18.
Mayser, A. 311.
Mechau 330.
Meisinger, Frl. L. 311.
Memel, Luisen-Gymnasium 341.
Menth, Frau 331.
Mentzel, Frau E. 194 ff., 343.
Mercier 337.
Merck, J. H. 120, 266 f.
Mercure de France, Red. 342.
Metz, H. v. 166 ff.
Metzler, 296 ff.
— M. v. 306.

Meyer, Dr. R. M. 311.
Minde-Pouet, Dr. 343.
Minor, Dr. J. 343.
Moeffinger, D. 308, 314.
Moldenhauer, F. 306.
Moleschott 14.
Morf, Dr. H. 315.
Morris, Dr. M. 330.
Moser, Familie 139.
— L. 165 ff.
Mühlhausen (Thür.), Gymn. 341.
Müller, Fr., Maler 331 f.
Müller, O. 316.
Müller, R. 331.
— -Palleske, Direktor 343.
München, Univ.-Bibliothek 341.
Münchener Zeitung, Redaktion 342.
Münster, Universitätsbibliothek 341.
Münsterberg 22.
Münz, Dr. B. 343.
Muncker, Dr. 343.
Museums-Kommission 307.

Nachmann, Frl. A. 311.
Napoleon I. 51, 299 f.
Nassau, Herzog von 300.
National-Zeitung, Redaktion 342.
Naumburg a. S. (Dom-Gymn.) 341.
Neher, L. 331.
Nekrasov 56.
Neu, Frl. M. 311.
Neuer Frankfurter Verlag 342.
Neufville, E. de 311.
Neumann, Dr. P. 315 f., 320.
Neureuther, E. 330.
Neuschäfer, H. 311.
Neuß (Gymnasium) 341.
Neuwied (Gymnasium) 341.
Nicolai, Fr. 120, 337.
Niebour, Frl. M. 311.
Niederhauser, J. 311.
Nietzsche 26.
Nord und Süd, Redaktion 342.
Novalis 9.
Nover, Dr. 343.

Oestreich, Frau M. 311.
Ompteda, v. 296.
Opitz 337.
Oppenheimer, Frl. Cl. 311.
Ossian 261 ff.
Ostrovskij 56.
Ott, Frl. E. 311.
Ott, Frl. J. 311.
Otto IV. 29, 31.

Padjera, E. 306.
Panzer, Dr. F. 81 ff., 321.
Passavant, H. 311.
— Dr. M. 311.
Payer v. Thurn, Dr. 343.
Petrus v. Vinea 35, 44.
Petry, Fr. 312.
Peurl, H. 168 ff.
Pfefferkorn, P. 312.
Pfeiffer, Dr. W. 343.
Pfungst, Dr. 343.
Pilsen (Gymnasium) 341.
Piltz, O. 198 ff.
Pinkowitz, Frl. L. 312.
Planer, M. 86.
Plange, Th. J. 343.
Planitz, F. K. 312.
Plaut, Frl. B. 312.
Pleß, Fürstenschule 341.
Pleve 57.
Pobedonoszev 57.
Pohl, W. 312.
Portatius, C. v. 343.
Post, Redaktion 342.
Prag-Neustadt (Gymnasium) 341.
Prehm Dr. 343.
Preußen, Friedrich Wilhelm II. 296.
— Friedrich Wilhelm IV. 13 f.
— Königin Luise 120, 296, 328.
Preußer, Ch. 312.
Propyläen, Redaktion 342.
Pückler, Fürst H. 334.
Puschkin 51 f.

Rade, D. 343.
Ranke, Dr. J. 343.
Rappolstein, Gräfin A. v. 163.
Rau, Ed. 343.
Rauch 235 ff., 329.
Raumer, Fr. v. 334.
Reden, G. v. 305.
Redlich, K. 265.
Regensburg, Frau M. 312.
Rehbein, A. 343.
Rehn, Dr. H. 308.
Rehorn, Dr. K. 315.
Reichardt, J. F. 332, 337.
Reiffenstein 332.
Resch, C. 312.
Revue des deux Mondes, Red. 342.

Reuter, Fr. 129.
Ridel, Kammerrat 293, 298.
Riedel, A. 330.
Rietschel, Geh. Rat 343.
Ritter, Dr. A. 312.
Rödiger, Dr. E. 343.
Römmich, F. 306.
Rößler, Dr. H. 343.
Rondoni, Dr. P. 312.
Roquette, O. 315.
Rosenau, Frl. M. 312.
Rosenmeyer, Dr. 320.
Rosenthal, Frau A. 312.
— B. 312.
Rost, Dr. 312.
Rostock, Univ.-Bibliothek 341.
Roth, Dr. K. 312.
Rückert, Fr. 34, 330.
Rüttenauer, Dr. B. 343.
Ruge, A. 12.
Rumpf, K. 306.
Rußland, 46 ff.

Sachs, Dr. 317.
Sachsen, Johann, König v. 222 f.
Sachsen-Weimar, Anna Amalia 120, 131, 332.
— Karl August 112, 332.
Saint-George, P. W. 292.
Salimbene 38.
Saltykow 56.
Salzburg (Gymnasium) 341.
Sauer, Dr. 343.
Sauerwein, Frl. A. 312.
Sautter, G. L. 306.
Schäfer, Dr. G. 314 f.
Scheffer, A. 339.
Schelling 14, 17.
Scherrer, J. 343.
Schieck, O. 312, 316.
Schiff, Dr. 319.
Schiller 7, 9 f., 67, 99 ff.
Schillerverein, schwäb. in Marbach 341.
Schiller, H. 312.
Schlegel, F. v. 8 f.
Schleiermacher 9.
Schlund, Frau M. 312.
Schmidt, Dr. E. 142, 292.
— Frau L. 312.
— Dr. M. 312.
— Dr. W. 312.
— -Gerstung, Dr. W. 312.
Schneider, A. 312.
Schneider, J. P. 343.
Schönborn, Graf v. 284.
Schönemann, Frl. M. 312.
Schönfelder E., 319.
Schopenhauer, A. 15, 17, 93 f.
Schott, Frau E. 312.
Schottlaender, A. M. 312, 316.
Schubert, J. D. 330.
Schüddekopf, Dr. K. 343.
Schütz, Chr. G. d. ä. 330.
— J. J. 163.
Schultze, Dr. O. 312, 316 f.
Schulz-Euler Fr. 343.
— — Frau S. 312.
Schwaben, Philipp von 28.
Schwanthaler 235.
Schwarz, H. 312.
Schwarzschild, Dr. K. 69 ff., 321.
Schweiz, Redaktion 342.
Schwemer, Dr. R. 318.
Seidler, Luise 332.
Sembritzki, J. 343.
Sethe, K. 312.
Seume 337.
Shakespeare 121 f.
Silberhorn, Frau E. 312.
Simon, K. 312.
Sinzheimer, Dr. 320.
Sohst, Dr. O. 312.
Sondheim, M. 315.
Spener, Ph. J. 162 f.
Speyer (Gymnasium) 341.
Spiegel, Redaktion 342.
Spier, G. W. 343.
St. Johann-Straßburg (Realschule) 341.
Stahr, A. 335.
Starck, J. W. 330.
— Pfarrer 330.
Steimer, Frl. M. 312.
Stein, Frau Ch. v. 109, 113.
— Fr. v. 120.
— G. 312.
Steindorff, K. 313.
Stern, Dr. 343.
Stiebel, H. 313.
Stieler, Goethebildnis 329.
Stirner 13.
Stockmann, Frl. M. 313.
Stolberg, Chr. 107, 333.
Storck, Dr. C. 343.
Straßburg, Univ.-Bibliothek 341.
Strauß, D. F. 12.
— L. A. 313.

Strobl, Dr. K. H. 343.
Stumme, Dr. H. 343.
Süß, Dr. W. 138, 142.
Sulger-Gebing, Dr. 343.
Suphan, Dr. B. 264 ff., 343.

Teichmann, Dr. E. 313, 316.
Testa, Familie 197 ff.
Teubner, B. G. 342.
Theatergeschichte 337 f.
Thilenius, Dr. O. 313.
Thomsen, Frl. H. 313.
Thoranc, Graf 331, 339.
Thorsteinsson, St. 343.
Thorwaldsen 235.
Tieck, L. 90, 334.
Tilsit (Gymnasium) 341.
Tolstoj 56 ff.
Traumann, Dr. E. 343.
Triest (Staatsgymnasium) 341.
Trog, Dr. H. 343.
Tschechow 58.
Tübingen, Univ.-Bibliothek 341.
Türmer, Redaktion 342.
Turgenev 55 ff.

Über Land und Meer, Red. 342.
Uhland 10.
Ullmann, A. 313.
Ulrich, Dr. O. 266, 343.
Unger, F. H. 337.
Unzelmann 122.

Varrentrapp, Dr. A. 308.
Velhagens und Klasings Monatshefte, Redaktion 342.
Vogt, K. 15.
Vogtherr, Frau E. 309.
Volkelt, Dr. J. 343.
Vollbehr, Dr. 343.
Vossische Zeitung, Redaktion 342.
Vulpius, Chr. A. 332.
Vult v. Steyern 343.

Wachsmuth, Dr. R. 313, 315 ff.
Wagner, A. 85.
— R. 81 ff.

Walzel, Dr. O. F. 343.
Wartensleben, F. W. v. 276, 278.
Wasserzieher Dr. E. 343.
Weber, Dr. L. 313.
Wedel, H. v. 313.
Weidig, F. 330.
Weil, A. 313.
Weinlig 86.
Weiß, H. 315.
Weisser, Dr. 343.
Welcker, R. 313.
Wenzel, K. A. 313.
Werner, Dr. R. M. 343.
Wesendonck, M. 93.
Westermanns Monatshefte, Redaktion 342.
Westphal, Dr. A. 313, 316.
Wetzlar 274 ff., 330.
Wichern, J. H. 163.
Wiederhold 332.
Wieland, Oberon 331.
Wien, Höhere Schulen 341.
Wiener, S. 306.
Wiesemann, Frl. J. 313.
Wiesenhütten, Frau v. 328.
Wilhelmi, A. 313.
Willemer, M. v. 314.
Windelband, Dr. W. 3 ff., 321, 343.
Winkelmann 42.
Wolff, Dr. E. 343.
— K. 313.
Würzburg, Univ.-Bibliothek 341.
Wundt, W. 22.
Wustmann, W. 343.

Zabern (Gymnasium) 341.
Zarncke, Fr. 236.
Zeitschrift für Bücherfreunde, Redaktion 342.
— für den deutschen Unterricht, Redaktion 342.
Zeitschriften 338.
Zeller, E. 19.
Zelter 125 f., 214, 332.
Ziehen, Dr. J. 306, 308, 343.
Zimmermann, J. G. 333, 337.
Znaim (Gymnasium) 341.

Literarischer Anzeiger.

Beilage zum Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts.

1908.

Schriften des Freien Deutschen Hochstifts:

Verlag von
Hermann Böhlaus Nachf. in Weimar.

Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821.

Herausgegeben von
Rudolf Jung.
Mit zwei Lichtdrucken.
1896.
Preis ℳ 2.40.

Verl. v. Gebr. Knauer, Frankfurt a. M.

Frankfurter Arbeiterbudgets

Haushaltungsrechnungen
eines Arbeiters einer Königlichen
Staats-Eisenbahnwerkstätte,
eines Arbeiters einer chemischen Fabrik
und eines Aushilfearbeiters.
Veröffentlicht und erläutert von Mitgliedern der Volkswirtschaftlichen Sektion des Freien Deutschen Hochstiftes.
Bevorwortet im Auftrage der Sektion von Stadtrat Dr. Karl Flesch.
Preis ℳ 2.— (für Mitglieder des Freien Deutschen Hochstiftes durch dessen Kanzlei zu ℳ 1.50).

Verlag von
Jos. Baer & Co. in Frankfurt a. M.

Frankfurter Privatrecht.

Im Auftrage
der Juristischen Sektion des F. D. H.
herausgegeben von
Dr. Paul Neumann
und
Dr. Ernst Levi.
1897.
Preis ℳ 6.—, geb. ℳ 8.—.
Für Mitglieder des F. D. H. ℳ 4.50, geb. ℳ 6.—.

Verlag von
Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.

Zur Lage der Arbeiter im Schneider- und Schuhmachergewerbe in Frankfurt a. M.

Veröffentlicht von
Mitgliedern der Volkswirtschaftlichen
Sektion.

Herausgegeben von
Dr. Ph. Stein,
eingeleitet namens der Sektion von
Stadtrat Dr. Flesch.
Frankfurt a. M. 1897.

Preis ℳ 1.50.

Verlag von Otto Liebmann, Berlin.

Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung

in Industrie-
und Handelsstädten.

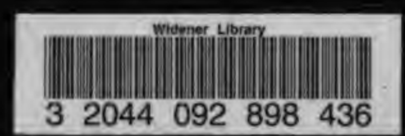
Bericht
über den am 8. und 9. Oktober 1893
vom F. D. H. zu Frankfurt a. M.
veranstalteten
sozialen Kongreß.
1894.

Preis ℳ 3.20, 5 Exemplare ℳ 14.60,
10 Exemplare ℳ 27.—.








Widener Library
3 2044 092 898 436